Aus der [illegible]

Aus den Schweizerbergen.

Aus den Schweizerbergen.

Neue Geschichten

von

Franz v. Sonnenfeld.

Glogau.
Verlag von Carl Flemming.
1861.

Inhalt.

Der Bezirksschreiber.

	Seite
Erstes Kapitel. Allerheiligen	1
Zweites Kapitel. Das Rosinliland und die Rosinliländer . . .	6
Drittes Kapitel. Absichten	12
Viertes Kapitel. Das Rendezvous	16
Fünftes Kapitel. Der lustige Tanz und die schlimme Heimfahrt .	25
Sechstes Kapitel. Jörg Brunner	38
Siebentes Kapitel. Der neue Großrath	47
Achtes Kapitel. Der Mord	60
Neuntes Kapitel. Konsequenz	73
Zehntes Kapitel. Die Aktien fallen	83
Eilftes Kapitel. Der Klingen-Peter	90
Zwölftes Kapitel. Der Fall	97

Cavanz oder Vacanz?

Erstes Kapitel. Unter dem Pavillon	113
Zweites Kapitel. Ignatius Schaal und das Schreiberleben . .	119
Drittes Kapitel. Deutsche Flüchtlinge	128
Viertes Kapitel. Die zwölf Ungarn	131
Fünftes Kapitel. Der Buchbinder Chrysostomus	136
Sechstes Kapitel. Getäuschte Hoffnungen und neue Aussichten .	141
Siebentes Kapitel. Der Geschäftsmann	144

Seite

Achtes Kapitel. Der Pfingstmontag von 1849 150
Neuntes Kapitel. Ein ernstes Wort 157
Zehntes Kapitel. Cavanz statt Vacanz 159

Die verhängnißvolle Kommunionfeier.

Erstes Kapitel. Die Kirchenschändung 169
Zweites Kapitel. Isaak Wolf und seine Töchter 177
Drittes Kapitel. Eine getäuschte Hoffnung 187
Viertes Kapitel. Nach Zürich 191
Fünftes Kapitel. Das Vermächtniß der Mutter 200
Sechstes Kapitel. Die Mörder 207
Siebentes Kapitel. Nach Deutschland 216
Achtes Kapitel. Das Ende des Kriegs 222

Die geprellten Eidgenossen 229

Der Bezirksschreiber.

Erstes Kapitel.

Allerheiligen.

Wie's im Leben eben geht: man ist bald heiter, bald mürrisch gestimmt, und nicht selten, daß die mürrische Stimmung sich gerade an denen ausläßt, die am wenigsten daran Schuld sind und unsern Herzen am nächsten stehen. Wie manche Mutter, wie manche Gattin haben von solcher Unart oft furchtbar zu leiden! Kein Essen können sie mehr gut genug bereiten; wo sie gehen und stehen, überall sind sie im Wege; was sie thun und reden — und wüßten sie auch jeden Wunsch zu erfüllen, den sie den Ihrigen an den Augen absehen können —: der Herr Sohn und der Herr Gemahl haben keine Anerkennung dafür.

Die Mißstimmung weicht freilich wieder; man sieht ein, daß man ungerecht, roh gegen Mutter und Gattin gewesen ist; aber man hat auch Charakter; man will es gleichwohl nicht eingestehen: denn das wäre ja eine Schwachheit!

Endlich sterben sie. Ihr letzter Hauch ist noch ein Gebet für das Glück der Hinterbliebenen. Das Herz, das so liebevoll für dich gefühlt, schlägt nicht mehr; das Auge, das so treu für dich gewacht, das so manche schmerzliche Thräne wegen dir geweint, ist für immer geschlossen! Du kannst nicht mehr Vergebung anflehen für das, was du Unrechtes an ihnen gethan; du

kannst all den Kummer, all die Trübsal, die du ihnen verursacht, nicht mehr gut machen durch stetes Bewahren deines Gleichmuths, durch aufmerksame Liebesbezeigungen. — Man trägt sie hin auf den stillen Friedhof, und du seufzest: „O wär' ich besser gewesen, als es noch Zeit war!" —

Solche schmerzliche Seufzer regten sich heute in mancher Brust und füllten die Augen mit wehmuthvollen Thränen. Von dem Kirchthurme der kleinen Gemeinde klangen zweitönig die Glocken über die auf dem Gottesacker versammelten Dorfbewohner. Es war Allerheiligen. Der Schluß der Nachmittagsvesper entließ heute die Andächtigen nicht wie gewöhnlich nach Hause. Kaum war das feierlich-jubelnde „Magnifikat" zu Ende gesungen, so bereitete man sich zu einer weiteren Feier vor. Im Chor der Kirche wurde ein Katafalk aufgestellt, während inzwischen der Priester und die Ministranten in der Sakristei ihre hellfarbigen Gewänder mit der Farbe der Trauer vertauschten. Jetzt brannten die Lichter zu beiden Seiten des Katafalks; schwarzgekleidete Frauen kamen still und sittsam dahergetrippelt und zündeten an denselben ihre gelben und weißen Wachsstöcke an. Im veränderten Ornat, die schwarze Stol und die schwarzen Krägen mit Silberborden umrahmt, erscheinen Priester und Ministranten wieder im Chor der Kirche. Auf die Lobgesänge zu Ehren aller Heiligen folgt nun die Todtenvesper in klagenden, bittenden Melodien. An das gemeinsame Fest aller Heiligen schließt sich die gemeinsame Feier aller Seelen, zuletzt mit einer Prozession auf den Friedhof.

Da knieten nun die Mitglieder der Gemeinde um die zahlreichen Gräber. Die Glocken, als fühlten sie die allgemeine Trauer mit, klangen heute offenbar wehmüthiger als gewöhnlich

aus dem hölzernen, rothangestrichenen Thurme. Und mancher Bursche und manches Mädchen, die sinnend hinauffsahen nach den allbekannten, so traurig tönenden Glocken, bemerkten auch, wie der schlanke Helm des Kirchthurms zitterte und Kreuz und Hahn hinüber und herüberwinkten wie das alternde Haupt eines von Kummer gebeugten Kirchenfürsten. Feld und Wald, als blühe für sie keine Freude mehr hienieden, hatten entsagend all ihre bunten Farben abgelegt und sich büßend in ödes Grau gekleidet wie der Novemberhimmel, durch dessen schwer herabhängenden Wolken kein Sonnenblick mehr drang, von dem aber hie und da enzelne Regentropfen niederfielen wie schmerzliche Thränen aus dem gramumdüsterten Auge. Von Zeit zu Zeit fuhr ein schauriger Windstoß über den Gottesacker, raschelnd in den noch hängen gebliebenen, mattgrünen Blättern der beiden Pappeln, die wie zwei große Kerzenstöcke auf beiden Seiten des steinernen Kruzifixes standen, das in Mitten des Kirchhofes erbarmend und erlösend über die Gräber hinwegblickte. Die Lichter der Wachsstöcke, so sorgfältig sie auch von den Händen der Frauen vor dem Winde geschützt wurden, konnten sich in die Länge nicht halten. Eines nach dem andern wurde von dem sausenden Gaste ausgelöscht, und ein schmal aufschwebendes Rauchwölkchen bezeichnete noch ein Weilchen die Spur seines ausgelebten Daseins.

Aber vom Munde des Priesters und der Ministranten tönte fort der Trauergesang, vom Thurm tönte fort der klagende Schall der Glocken, bald heller, bald leiser von dem stoßweise dahinziehenden Winde gestimmt, und leid- und wehmüthige Empfindungen beherrschten Alle, die da knieeten auf der Ruhestätte der Todten. Es war Niemand da, für den nicht über diesen oder jenen Grabhügel eine bedeutungsvolle Erinnerung schwebte. Wenn es nicht

Vater, Mutter, Bruder oder Schwester war, die er einschloß, so knüpfte doch die heutige Feier das Andenken in trauervoller Liebe an einen entfernten Verwandten, an einen Wohlthäter, an einen Liebling des Herzens, an einen Freund oder eine Freundin, an Gespielen der Jugend, oder brachte sie in der Betrachtung der Vergänglichkeit alles Irdischen nur der Wahrheit um so näher, daß es denn doch noch Schätze giebt, die Grab und Tod überwinden, und daß nur derjenige wahrhaft glücklich sei, der nach solchen trachte. —

Das „Requiem alternam dona eis Domine et lux perpetua luceat eis“ war verklungen; der würdige Pfarrer hatte die Gräber alle, unter den so viele moderten, die er noch getauft, deren Ehebund er eingesegnet und denen er stets ein theilnehmender treuer Berather war, mit Weihwasser besprengt und war dann mit dem kleinen Gefolge der Ministranten und Sänger, die schwarze, auf der einem Seite mit dem Sensenmann, auf der andern mit der Flamme des Fegfeuers, in welchem die armen Seelen händeringend um Erlösung flehen, geschmückten Fahne sammt Kreuz an der Spitze, wieder langsam in die Kirche zurückgeschritten. Von dem Gottesacker entfernte sich die knieende Menge nur allmählig nach Hause, trotzdem das Geläute der Glocken schon eine zeitlang verstummt und damit der Schluß der Trauerfeierlichkeit angezeigt war; denn länger noch als der Nachhall der Glocken zitterte in manchen Herzen die Trauerempfindung nach, die es an das Grab vorangegangener Lieben fesselte.

Unter diesen erregte besonders ein junges blühendes Mädchen die aufrichtigste Theilnahme der ganzen Gemeinde.

Der Grabhügel, an dem das Mädchen kniete, war noch nicht lange aufgeworfen; er war noch zu jung, als daß er schon den

liebegeweihten Blumenschmuck des Sommers getragen hätte. Aber eben deßhalb auch war die Lücke, die der Tod der Mutter in dem Herzen von Rosalien gelassen hatte, noch zu frisch, als daß sie sich so leicht in den doppelt herben Verlust hätte finden können. Doppelt herb deßhalb, weil sie in der Mutter nicht nur das Wesen verloren hatte, in deren Liebe die heranreifende Jungfrau den sanftleitenden Schutzengel ihres Daseins fand, sondern weil auch der Hingang der Mutter ihr den Vater immer mehr zu entfremden drohte. Denn es entging ihr nicht, daß er über dem kaum geschlossenen Grabe hinweg nach einer neuen Lebensgefährtin hinschielte und vielleicht nur allzubereit war, den Ehering, den die nun modernde Hand der Verstorbenen getragen, an einen frisch pulsirenden Finger zu stecken. Gerade diese Befürchtung, die sich in Rosaliens Herz mit der Trauer um die Dahingeschiedene an deren Grabe mischte, war es auch, welche das Mädchen zum Gegenstande der allgemeinsten Theilnahme machte. Sie war geliebt von Allen, die sie kannten, wegen ihrem stillbescheidenen nicht weniger, als wegen ihrem gutherzigen, stets opferbereiten Wesen; man schätzte ihre Arbeitsamkeit und ihren Ordnungssinn, ihre Klugheit und ihren Verstand, die sich bei all ihrem Walten in Haus und Hof und Garten auf so musterhafte Weise kund gaben; ihre ganze Erscheinung war mit einem holdseligen Zauber umwoben; gram konnte ihr Niemand sein; überglücklich hätte sich jeder junge Mann geschätzt, wenn er sie hätte die seinige nennen dürfen. Dabei war sie das einzige Kind ihrer Eltern, die in der ganzen Umgegend für die reichsten galten.

„Warum will denn der alte Narr noch heirathen, nachdem die Tochter erwachsen und jedenfalls besser seinem Hauswesen vorzustehen vermag und treuer für seine Sache sorgt als die ver-

ständigste und bravste Hausfrau?" fragten die Leute wegwerfend; „er kann sich ja nun zur Ruhe setzen, kann sich pflegen und wird gepflegt, denn die Rosalie läßt ihm nichts abgehen; die hat ja ein Herz wie Gold!"

Als Rosalie am Muttergrabe den überquellenden Thränen nicht mehr wehren und ein krampfhaftes Schluchzen nicht mehr unterdrücken konnte, erregte das junge, schöne, reiche Mädchen, wie gesagt, daß innigste Mitgefühl Aller, die es sahen.

Zweites Kapitel.

Das Rosinliland und die Rosinliländer.

Wir führen unsere Leser vom Kirchhof weg und gehen mit ihnen, in der Zeit wenigstens, ein gutes Stück rückwärts, um uns besser umsehen zu können, wo unsere Geschichte spielt.

Tannheim, der Geburtsort Rosaliens, liegt nicht in dem Lande, wo die Citronen blühn, sondern im Rosinliland, das sie vielleicht unter diesem Namen — Dank der Oberflächlichkeit unserer Kartographen — bis jetzt nicht einmal auf einer Landkarte zu finden im Stande sind. Und doch gehört dieses Land nicht in das Reich der Fabeln, sondern existirt in Wirklichkeit und Wahrheit. Sein Name ist nicht etwa das Product einer müssigen Dichterphantasie, sondern die Stimme des souveränen Volkes, welche ja bekanntlich Gottes Stimme ist, hat ihm denselben schon vor unvordenklichen Zeiten beigelegt. Außer den Tannenzäpfen gedeihen nämlich im Rosinliland nur noch die Wachholderbeeren,

und wegen der Aehnlichkeit dieser magenwärmenden Frucht mit den smyrnaischen oder spanischen Rosinen haben die glücklicher situirten Grenznachbarn das tannen= und wachholderreiche Ländchen „Rosinliland" getauft.

Dasselbe ist ein hügeliges, wellenförmiges Land, nördlich am Hauptzug des Jura gelegen und durch waldbewachsene Berge mit diesem verbunden. Holzhandel und etwas Viehzucht sind bislang fast die einzigen Erwerbsquellen seiner Bewohner gewesen, wobei dieselben begreiflicherweise keine Seide spinnen konnten. In neuerer Zeit jedoch ist letzteres buchstäblich der Fall, da die benachbarte Handels= und Fabriksstadt die Seidenindustrie in das Rosinliland verpflanzt hat. Was man dem unergiebigen Felde nicht abringen kann, das schlägt nun die Weberlade in geschützter Stube heraus: den nöthigen Lebensunterhalt und den zinstragenden Sparpfennig. Früher war der größere Theil der arbeitsfähigen Männer, wohl auch der kräftigen Mädchen, den ganzen Sommer über vom Hause abwesend; sie hatten sich den Bauern der fruchtbarern Nachbarschaft zum Heuen, Ernten und Oehmden verdungen; viele kehrten erst gegen Weihnachten wieder nach Hause zurück, nachdem sie auch noch als kräftig dreinschlagende Drescher einen Batzen zu verdienen gesucht hatten.

Von großer Wohlhabenheit konnte unter solchen Verhältnissen in Rosinliland nicht die Rede sein; doch brachte es mitunter der Eine oder Andere zu einem fast unbegreiflichen Wohlstande. Gerade die Oede und Unfruchtbarkeit der heimathlichen Scholle wies den nachdenklichen Erwerbslustigen auf allerlei Mittel und Wege hin, sein Vermögen rasch und sicher über das Durchschnittsmaaß seiner Umgebung zu steigern. Wer hat in seinem Leben nicht schon jene Spekulanten kennen gelernt, denen es an

aller Bildung, an allem Schulunterricht fehlt und bei denen sich trotzdem eine Gewandtheit des Verstandes entwickelt hat, welche es bei einem blitzschnellen Ueberblicke und urtheilender Berechnung der Verhältnisse an der ungesäumt zugreifenden Willenskraft nicht ermangeln läßt?

Ein solcher Spekulant war Rosaliens Vater, Herr Krausmann. Von seinen Eltern hatte er nichts weiter als ein armseliges Häuschen mit etwas Gartenland geerbt. Zwei Ziegen waren lange Jahre sein einziger Viehstand. Dann begann er einen kleinen Handel mit Zucker und Kaffee. In der Folge fügte er diesen Artikeln noch Ellenwaaren und Leder bei, und in einigen Jahren schon konnte man bei ihm nicht nur alle jene Artikel haben, die selbst in einer nothdürftig geführten Familie unentbehrlich sind, sondern zugleich auch Alles dasjenige, was das Behagen einer wohlhabenden Existenz nicht gerne vermißt. Stundenweit kamen seine Kunden und sie mehrten sich in dem Maaße, als sich im Rosinliland sein Ruf immer weiter verbreitete, daß er auch ohne sofortige Bezahlung Waaren an seine Landsleute abgebe, ja denselben sogar kleinere Summen Geld vorstrecke. Es war dies auch vollkommen richtig; allein man würde sehr irren, wenn man annehmen wollte, Herr Krausmann hätte aus milder Nachsicht geborgt oder aus uneigennütziger Menschenfreundlichkeit Geld ausgeliehen. Im Gegentheil: unter dem Scheine der Humanität war das Borgen für ihn der Weg, aus seinen Waaren doppelt so viel zu erlösen als beim Verkauf gegen Baar, und indem er sein Geld nur mit dem Vorgeben, er hätte dasselbe zu dem höchsten Zinsfuße kaum selber entlehnen können, in kleinern Summen und nur auf kurze Zeit auslieh und außer den höchsten Zinsfuße n u r n o ch eine Entschädigung für seine Mühe, seine

Läuf' und Gänge in Anrechnung brachte, was Alles von dem auszuleihenden Kapitälchen sogleich abgezogen wurde — so konnte man wohl sagen, daß sein lebhaftes Geld= wie sein frequentirtes Waarengeschäft ihm hundertprocentige Zinsen eintrugen.

Auch muß man nicht glauben, daß bei diesem Borgen und Geldausleihen etwa die Linke nicht gewußt hätte, was die Rechte that; o nein! Herr Krausmann kannte sein Leute und wußte immer ganz genau, wie viel er ohne Gefahr und Nachtheil Diesem oder Jenem Kredit geben konnte. Mit einem Kanzlisten der Bezirksschreiberei war er in Betreff der Vermögensverhältnisse seiner Kunden in geheime Relation getreten und hatte sich auf diese Weise ein zuverlässiges Börsenblatt über den Stand des Geldmarktes im Rosinliland geschaffen. Der Kanzlist brachte stets aus amtlicher Quelle den Ausweis, ob das Inventarium von Anna und Katharina für ihre Waareneinkäufe noch einige Jahre vorhalten, oder ob Haus und Land von Hans und Peter noch in jenem paradiesischen Unschuldzustande sich befinden, daß keine Hypothekschulden darauf haften.

Es geschah nun freilich nicht selten, daß der eine oder andere von Herrn Krausmann's Schuldnern in die Gant gerieth. Es hätte dies oft verhütet werden können, wenn das gewinnsüchtige Wesen des Kreditors nicht jedes Humanitätsgefühl in ihm erstickt hätte. „Sein Herz ist so zäh wie Sohlleder, mit dem er handelt," pflegten die Leute zu sagen. Wirklich hatten auch seine blatternarbigen Gesichtszüge etwas Hartes, Unerbittliches, und seine stets halb zugekniffenen Augen schienen recht Herz und Nieren der Menschen durchforschen zu wollen, während sie selbst dem prüfenden Blick der Welt scheu auswichen. In seinem ganzen Wesen lag etwas Schleichendes, Ausholendes, Heimtückisches.

Wenn nun einer seiner Schuldner vergantet wurde, so war es gewöhnlich, daß er dessen sämmtliche Habschaft um einen Spottpreis erstand und auf diese Weise namentlich auch ein großer Landbesitzer wurde. So hatte es dieser Bewohner des kahlen, unergiebigen Rosinlilandes in verhältnißmäßig wenigen Jahren dahin gebracht, daß er in seiner dreifachen Eigenschaft als Kaufmann, Kapitalist und Landwirth in der ganzen Umgegend einen wohlbegründeten Credit und ein gewaltiges Ansehen genoß. Wie in andern Ländern, so gründet sich auch im Rosinliland die Werthschätzung eines Mannes nicht immer auf seine innern Vorzüge, sondern gewöhnlich auf das Gewicht seines pekuniären Vermögens.

Bei Herrn Krausmann's Heirath mochte auch dieses Gewicht in doppeltem Sinne den Ausschlag gegeben haben. Er hatte nicht nur eine mindestens eben so reiche Lebensgefährtin gesucht, als er selber war, sondern auch die Eltern seiner Auserwählten gaben ihre Einwilligung zu der Ehe erst dann, als sie sich überzeugt hatten, daß der Geldsack ihrer Tochter einen ebenbürtigen Nachbar bei ihrem Zukünftigen finden würde. Nun erst wurde die Hochzeit gefeiert, durch welche jetzt unser Kaufmann, Kapitalist und Landwirth fast so reich geworden war, wie der reichste Herr der benachbarten reichen Fabrikstadt. Jetzt erst konnte er Geschäfte machen, jetzt erst konnte er sein Geld valiren lassen, jetzt erst konnte er sagen: „Wenn der Zeiger meiner Uhr wieder eine Stunde angezeigt hat, bin ich ohne mein Zuthun wieder um so und so viele neue Franken reicher geworden!“ In der That standen nun seine Vermögensverhältnisse auf einem Höhepunkt der Blüthe, daß Herr Krausmann seine auflaufenden Zinsen nach den Stunden des Tages berechnen konnte, und

die Leute mit Recht sagten: „Der hat das ganze Jahr hindurch Ernte!"

Seine Frau hatte ihm, wie gesagt, auch ein ansehnliches Vermögen beigebracht und mit haushälterischem Sinn nahm sie das Blühen des gemeinschaftlichen Reichthums wahr; allein weit mehr als die sich anhäufenden Zinse erfreute sie nach dem ersten Jahre ihrer Heirath die wachsende Mutterhoffnung. Sie gebar ein liebliches Mädchen. Inmitten des ihr Gemüth kalt lassenden Reichthums ging ihr jetzt ein neues, liebewarmes Leben auf. Wie gedieh so munter der holde Engel! Mit den sinnreichen Spielen des Mädchens — welchen Eifer des Lernens, welche Lust an wohlgefälliger Arbeit verband nicht das Töchterchen! Und mit der Fülle der Körperformen — wie entwickelten sich bei Rosalien nicht Herz und Geist zum Verständniß des Lebens und seiner Bestimmung! — Die Erziehung der Kinder, sagt ein englischer Schriftsteller, beginne schon vor ihrer Geburt. Rosaliens Mutter hatte diesen Schriftsteller weder in der Ursprache, noch in einer Uebersetzung gelesen; allein wie sie den Keim eines neuen Daseins unter ihrem Herzen ahnungsvoll sich regen fühlte, betete sie in frommer Einfalt: „Herr, bewahre mich vor jedem unreinen Gedanken, vor jeder heftigen Gemüthsbewegung, vor jeder Trübsal und Krankheit, auf daß die Frucht meines Leibes gedeihe und wachse und lebe zu deinem Wohlgefallen!" Und das Gebet ward erhört, weil die Mutter stets über sich selber wachte, und dasjenige, was sie als ein Geschenk vom Himmel erflehte, in selbstüberwindender Tugendübung ihre sittlich freie That wurde. So blühte unter ihrer liebevollen Sorgfalt das Kind zur verständigen, reinen, guten Jungfrau heran, die Hoffnung und der Stolz der Eltern, die Perle des ganzen Dorfes.

Aber es sollte dem Mutterherzen, das im Besitz einer solchen Tochter sich so unaussprechlich glücklich fühlte, nicht mehr vergönnt sein, jene Zeit zu erleben, wo sie Rosaliens Hand in diejenige eines wackern Mannes legen konnte. Von einem epidemisch in Tannheim aufgetretenen Nervenfieber ergriffen, schloß sie ihre Augen für immer, bevor sie noch das fünfzigste Lebensjahr erreicht hatte. Wie nahe dieser Verlust Rosalien ging, wissen wir.

Drittes Kapitel.

Absichten.

Es ist völlig irrthümlich, aristokratische Vorurtheile und Rücksichten der Convenienz nur in den höhern Kreisen der Gesellschaft suchen zu wollen. Sie kommen unten so gut vor wie oben; auf das Prinzip der Legitimität stemmt sich ein vierschrötiger Bauer so gut als der ahnenreiche Fürst, und Geld- und Familienstolz ist jenem so wenig fremd als dem reichsten Rittergutsbesitzer von untadelhaftestem Adel. Wenn der Sohn eines vermöglichen Bauers die demüthige Magd seiner Eltern heirathet, oder eine vielumworbene Bauerstochter Herz und Hand dem treuen Ackerknecht schenkt, so wird dies ebenso gut als eine Mesalliance, als ein Familienunglück angesehen, wie wenn ein fürstliches Geblüt sich mit den Reizen einer nicht hoffähigen Tochter des Landes mischt. Man muß nicht glauben, daß in den untern Kreisen des Volkes das Reinmenschliche höher stehe als in den obern, oder

daß jene selbstverläugnende Bildung, die das ewig ächte Gold hohen Sinnes und heiliger Gesittung von dem vergänglichen Flitter des nur der Gegenwart selbstgenügsam lebenden Menschendaseins wohl zu unterscheiden versteht, dort verbreiteter wäre als hier. Im Gegentheil, wenn wir auch jeweilen eine Durchschnittsbildung der kultivirten Welt, ungefähr denselben Höhepunkt des Wissens, dieselben sittlichen Begriffe bei den verschiedenen Völkern, die der Geschichte der Gegenwart angehören, annehmen: so liegt es doch in der Natur der Sache, daß die untern Volksklassen an Intelligenz den obern nachstehen und solcherweise auch in Bezug auf dasjenige, was in das Gebiet des Willens gehört, einen weniger freien Standpunkt einnehmen.

Natürlich, daß auch Herr Krausmann fest an dem hergebrachten Vorurtheilen seiner gesellschaftlichen Umgebung hängen blieb. In Bezug auf seine beabsichtigte zweite Heirath nicht nur, sondern auch in Bezug auf die eheliche Versorgung seiner Tochter Rosalie huldigte er dem Grundsatz: „Viel Geld muß viel Geld heirathen!“ Daß die letztere bald unter die Haube kommen sollte, lag ihm besonders deßhalb sehr am Herzen, um durch den Wegzug der Tochter einer zweiten Ehefrau den Weg an den häuslichen Herd zu ebnen. Er dachte wohl nicht mit Unrecht, die erwachsene Rosalie möchte das Geschenk einer Stiefmutter mit etwas widerwilligen Herzen entgegennehmen und die Herrschaft in Küche und Keller nicht gerne mit einer Person theilen oder gänzlich an eine solche abtreten, die möglicherweise ihr völlig fremd bleiben, wenn nicht gar ihre Feindin werden könnte. „Drum besser, sie heirathe,“ sagte er zu sich selbst, „sie hat ja das Alter dazu und meinetwegen gebe ich ihr das mütterliche Erbe hinaus!“

Bei den inneren und äußeren Vorzügen, die in so seltener Weise bei Rosalien vereinigt waren, konnte es ihr an einer anständigen Auswahl von Freiern nicht fehlen. Der Vater wollte ihr die Wahl erleichtern. „Einen Bauer darfst Du nicht heirathen," sagte er einmal, indem er das Gespräch auf das Heirathskapitel gebracht hatte, „nein, das darf nicht sein, und wenn er auch noch so viel Geld hätte; Dir gehört ein Herr, ein Mann, der außer Geld auch Titel und Würde und Ansehen hat."

Rosalie sah den Vater groß an und meinte dann entschieden: „Mit den Heirathen pressirts noch gar nicht, und wenn ich einmal heirathen will, so nehm ich den, der mir gefällt — hab' er Geld oder hab' er keins, sei er ein Herr oder ein Bettler."

„Was? Dazu hat hoffentlich der Vater auch ein Wort zu sagen. Von wem kommt Alles, was Du einst erbst, her? Doch wohl von Deinen Eltern! Und diese haben die Pflicht, dafür zu sorgen, daß ihr Erhaustes von ihren Kindern gut angelegt werde. Sie haben wahrlich Tag und Nacht sich nicht deßhalb abgeschunden, daß der erste beste Lump die Hand über ihre Ersparnisse schlagen und sie verprassen kann. Verstanden?"

„Aber Vater, erhitzt Euch doch nicht für nichts und wieder nichts. Wer sagt denn, daß ich heirathen, daß ich einen Lump heirathen will? Mir ist's noch lange wohl im väterlichen Hause," erwiderte Rosalie beschwichtigend.

Herr Krausmann beruhigte sich scheinbar; allein den Plan, den er mit seiner Tochter vorhatte, gedachte er mit aller Strenge zu verfolgen und so schnell als möglich in's Werk zu setzen.

Der Kanzlist aus der Bezirksschreiberei, den wir als den Zuträger unseres Geschäftsmannes kennen gelernt haben, war inzwischen zum Bezirksschreiber avancirt und hatte in kurzer Zeit

diese Stelle zu einem in rascher Progression anwachsenden Vermögen auszubeuten gewußt. Von den Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, hatte er bei den Jesuiten in Freiburg studirt, war dann aber an der Schwelle der Theologie umgekehrt, um seine bei den Jesuiten geholte Bildung in einem weltlichen Lebensberufe zu verwerthen. Den Egoismus des mächtigen Ordens hatte er in der Bezirkskanzlei für seine Person insbesondere adoptirt und auf diese Weise sich mit seiner einflußreichen Beamtenstelle ein hübsches Vermögen zusammengescharrt. „Jetzt nur noch eine reiche Heirath — dann sind wir ein kleiner Fürst, der König von Rosinliland," sagte der Bezirksschreiber zuweilen unter lachendem Händereiben zu sich selber.

Er müßte kein normal organisirter Mensch gewesen sein, wenn er an Rosalien nicht sein Wohlgefallen gefunden hätte. Und mehr noch als ihr Liebreiz zog auf der Wagschaale des Heirathslustigen das schwere Geld, das, wie der Bezirksschreiber wohl wußte, mit ihrem Herzen dem sehnenden Bräutigam zufliegen würde. Gewiß, eine bessere Partie konnte er nicht machen.

Den Wünschen des Bezirksschreibers kam Herr Krausmann mehr als auf halben Wege entgegen. Und dieß aus wohlerwogenen Gründen. Für's Erste wußte er, daß der Bezirksschreiber sein Schäfchen geschoren hatte und dieser sonach die Hälfte des Weges zwischen seinem und Rosaliens Herzens ebenso gut mit Fünflibrethalern pflastern konnte wie sie. Die Erbschaft der Tochter würde sich daher durch eine solche Heirath nicht nur fortzeugend vermehren — was gewiß das väterliche Selbstgefühl mit gerechtem Stolze erfüllen mußte, — sondern der spekulirende Herr Krausmann würde durch sie auch einen ohnehin schon nahen und sehr nützlichen Vertrauten zum nächsten Verwandten, zum

Schwiegersohn erhalten: ein Verhältniß, das sich gewiß prächtig und solid rentiren dürfte, und endlich — und das war gar kein so verwerflicher Beweggrund — lag es Herrn Krausmann auch noch daran, daß seiner Tochter durch die beabsichtigte Heirath gleichsam eine Standeserhöhung zu Theil, daß sie aus den Reihen des Volkes in den Beamtenstand erhoben würde, damit sie für die schönen Mittel, die sie in die Ehe brächte, auch mit einem schönen Titel von Jedermann beehrt würde. „Dakerment, wenn die Rosalie einmal Frau Bezirksschreiberin heißt, wie wird sie da überall mit Respekt begrüßt werden!“ So sagte sich Herr Krausmann schmunzelnd.

Viertes Kapitel.

Das Rendezvous.

Eine Viertelstunde von Tannheim liegt Bussach, südlich durch eine steile, mit einem dunkeln Tannenwald bewachsene Bergwand geschützt. Nördlich und westlich ist es von einem Thalrand umschlossen, der jedoch die Thurmspitze der Dorfkirche nicht um Vieles überragt, während gegen Osten das Thal breit sich öffnet. Mit seinem Nachbarorte theilt Bussach die Unfruchtbarkeit des steinigten Bodens. Doch wird es namentlich während des Sommers von vielen Leuten aus der Umgegend besucht, und bringen besonders die Sonn- und Feiertage ein buntbewegtes Leben in das Dorf, wie man es in dieser unwirthlichen Gegend wohl nicht zu finden glaubt. Bussach besitzt nämlich eine nicht

unberühmte Wallfahrtskirche, und die wunderthätige „Muttergottes in Rosenhag," deren Bild in rosengeschmückter Umgebung darin aufgestellt ist, zieht jahraus jahrein Hunderte von Gläubigen an. Außer diesem Wunderquell sprudelt aber aus dem dunkeln Tannenwalde noch ein krystallheller Heilbrunnen in das Dorf, der, weil er ohne Zweifel mit mineralischen Substanzen der wirksamsten Art geschwängert ist, schon mancher kinderlosen Ehe zu dem erwünschten Segen verholfen hat. So ist im Haushalt der Natur Alles weise und gerecht eingerichtet; für die Unfruchtbarkeit des Bodens, womit das Rosinliland gestraft ist, hat ihm der Himmel einen Quell zur Beförderung der menschlichen Fruchtbarkeit in reichlichem Maße zuströmen lassen. Das Badhaus, das über dem Heilbrunnen erbaut ist, versammelt an den Sommersonntagen Nachmittags in seinen Räumlichkeiten ebensoviele fröhliche Gäste, als am Vormittage sich andächtige Pilger in der Wallfahrtskirche eingefunden hatten. Zuweilen ist es auch schon vorgekommen, daß die vormittägigen Pilger nachmittägige Gäste geworden sind, und ist auch der Fall nicht selten gewesen, daß es nicht immer das Heilsbedürfniß der Seele war, das Pilger und Pilgerinnen in die Wallfahrtskirche von Bussach, und nicht immer das Heilsbedürfniß des Leibes, das Bursche und Mädchen, Herren und Damen in das dortige Bad gelockt hatte. Die wunderthätige Muttergottes nicht weniger als der heilkräftige Säuerling mußte vielmehr oft nur den Vorwand herleihen zu dem „dunkeln Drange," dem so manches Herz folgte, um in den Gastzimmern des Bades Bussach oder in dem großen Tanzsaale bei den Tönen schlechtgestimmter Geigen vielleicht eine gleichgestimmte, liebesbedürftige und liebespendende Seele zu treffen.

Genug, die Sommersonntag-Nachmittage werden in Bussach

immer auf's Lustigste zugebracht. Aus den Dörfern der Umgegend, aus den Sennhütten von den Bergen findet sich stets zahlreiches junges Volk dort ein, ein kräftiger, blühend gesunder Menschenschlag, dem der Himmel in dieser magern Umgebung fröhliches Gedeihen geschenkt hat — frische Bursche mit silberbeschlagenen Tabakspfeifen, und Mädchen, welche die Sparpfennige ihres Butter- und Käsehandels für den Ankauf einer goldenen Cylinder-Uhr verwendet haben, die sie an einem seidnen Bändchen im eingenestelten Mieder tragen — so daß gerade über der „Unruh'" des Herzens auch die „Unruh" der Uhr ihre kreisenden Bewegungen schlägt. Oftmals kommt vor dem Bade in Bussach auch ein Bernerwägelein angefahren, ein schätzenswerthes Vehikel eines wohlhabenden Bauern, oder es wagt sich dorthin eine leichte Chaise aus dem Bezirksorte oder der benachbarten Stadt — was zwar immer ein gefährliches Beginnen ist: denn topfeben sind die Straßen gerade nicht, die nach Bussach führen, und die Felsblöcke, welche die angeschwollenen Waldbäche von Zeit zu Zeit gegen alle Straßenpolizei auf die Wege wälzen, nicht immer leicht wegzuräumen und manchmal gar nicht zu umgehen — so daß ein elegantes Chaischen zuweilen in einem ganz andern Zustand von Bussach wieder nach Hause kommt, als in welchem es dasselbe verlassen hat. —

Der Gedanke an eine solche Eventualität konnte jedoch unsern Bezirksschreiber nicht abhalten, am Festtage von Peter und Paul, sogleich nach dem vormittägigen Gottesdienst, aus seiner bezirksörtlichen Residenz nach dem benachbarten Bussach zu fahren. Er hatte die sorgfältigste Toilette gemacht, sich in einen untadeligen Anzug vom feinsten Stoff gesteckt, und die goldene Brille, die er heute mit der silbernen, welche er gewöhnlich trug, ver-

tauscht hatte, drückte seiner Gestalt, die außerdem so ziemlich einem Kellner glich, das Gepräge des Würdevollen auf, gab ihr das Air des Gelehrten, was die Bauern, die seiner ansichtig wurden, mit den bedeutungsvollen Worten bezeichneten: „Der kann mehr als Brod essen!"

Es war heute das erste Mal, daß der Bezirksschreiber sein neuangekauftes, pflaumenblaulackirtes Chaischen zu einer Lustfahrt benützte. Er wußte zwar wohl, daß es im Grunde zweckmäßiger wäre, zu Fuße nach dem nahen Bussach zu gehen; „allein zu Fuß gehen," dachte er, „das kann jeder Narr, aber Chaisenfahren — das können nur Diejenigen, die es vermögen, und solche sind nicht dicht gesäet in unserm Lande. Zugleich," dachte er ferner, „imponirt das unsern Bauern, wenn ich in Bussach mit einem Chaischen angefahren komme und stimmt sie bei meiner Bewerbung um die Großrathsstelle zu meinen Gunsten. Vor Allem wird aber Rosalie Krausmann eine hohe Meinung von mir bekommen, wenn sie mich in eigener Equipage daher rollen sieht."

Denn in Bussach hoffte er heute auch Rosalien zu treffen. Dieses Rendezvous war nämlich zwischen ihm und Herrn Krausmann verabredet worden, ohne daß Rosalie in die Absicht der Sache eingeweiht wurde. Man wollte sich am Peter- und Paulsfest wie von ungefähr in dem Bade finden und dann gemeinschaftlich zu Mittag speisen; bei Wein und Tanz werde sich zuletzt Alles nach Wunsch geben und der Verlobung zwischen Rosalie und dem Bezirksschreiber nichts mehr im Wege stehen.

Rosalie sah den Vater mit großen Augen an, als er ihr am Apostelfeste vorschlug, einen Spaziergang nach Bussach zu machen, um dort zu Mittag zu speisen und den Vergnügungen des Volkes

zuzusehen. Solche Vorschläge war sie sonst aus dem Munde ihres Vaters nicht gewohnt. Sie willigte jedoch gerne darein, um einmal wieder aus dem Einerlei des Gesichtskreises und ihrer wenig aufheiternden Gedanken herauszukommen. Sie war eine Natur, die bei aller Innerlichkeit ihres Empfindungslebens doch einen empfänglichen Sinn für die äußere Welt hatte und aufs Mannigfaltigste von ihr angeregt wurde. Sie liebte auch besonders die Musik und von dem ernsten Orgelklang der Kirche wurde ihre Seele ebenso erbaut, als sie sich von lustiger Tanzmusik heiter und lebensmuthig gestimmt fühlte.

Von Tannheim führt ein anmuthiger Fußweg nach Bussach, zunächst über wellenförmiges Wiesengelände, an üppig grünenden Haselhecken vorbei. Bald traten Vater und Tochter in einen Eichenwald ein, dessen Bäume in schwerfälligen Verrenkungen ihre Aeste zu einem schattigen Dache wölbten, aus dem einzelne Lichter auf dem weichen Moosteppich lieblich spielten. Zwischen den Eichstämmen durch sahen sie auf grüne Haferfelder, die ihr mageres Dasein dem Waldboden abgerungen haben. Von Hügeln und Abhängen winkten Dörfer und Gehöfte in hellem Sonnenglanz; von da und dort schwebte bescheidenes Festtagsgeläute in den stillen Wald hinein. Nur gegen Norden schweifte der Blick ungehemmt in die blaue Ferne — nach allen andern Seiten hin setzten nahe Berge und Hügel ihm eine Grenze.

An Sonn- und Festtagen scheint auch die Sonne festtäglich, und liegt über die ganze Natur ein weihevoller Zauber ausgegossen. Wer hätte das nicht schon gefühlt? Die Stille des Waldes, das ferne Glockengeläute, die duftumspielten Berge, über die das Sonnenlicht seine farbigen Reize gewoben hatte — das Alles erfüllte die reine Seele Rosaliens mit frommen Schauern.

Und als Vater und Tochter am Ende des Waldes zur Muttergotteseiche kamen, stand es mit ihrer heutigen Stimmung im Einklang, daß sie zu Ehren der Gottesgebärerin am Fuße des ehrwürdigen Baumes ein aus Epheu geflochtenes Kränzchen niederlegte. Seit unvordenklichen Zeiten ist an der Eiche in einer in den Stamm eingeschnittenen Nische ein Muttergottesbild angebracht, das irgend einer wunderbaren Errettung wegen hierher gestiftet wurde. Niemand geht an derselben vorbei, der nicht ehrfurchtsvoll den Hut lüftet oder ein Ave Maria betet. Nur für Herr Krausmann war heute der poetisch-religiöse Bau nicht vorhanden: er dachte nur an die reiche Geldheirath, für welche die Najade von Bussach als Kupplerin ausersehen war.

Am Ende des Eichwaldes fällt der Weg steil abwärts; unten liegt der Bade- und Wallfahrtsort, der nun in wenigen Schritten erreicht ist. Oestlich blickt von einer wunderlich geformten Bergkuppe ein gemauertes Viereck von kolossalen Dimensionen herab, das, weißgebleicht wie ein Todtenschädel, sich auffallend von dem dunkeln Waldhintergrunde abhebt. Es sind die Ueberreste der Burg Lilienstein, die noch im vorigen Jahrhundert der Sitz eines Landvogts war und noch jetzt, in ihrer zerfallenen Gestalt, durch ihren wuchtigen Charakter anzudeuten scheint, daß das Scepter ihrer Insassen einst schwer auf dem armen Volke gelastet haben muß.

Rosalie und ihr Vater waren nun in das Dorf eingetreten, wo so eben der Vormittagsgottesdienst geendet hatte und ein ansehnlicher Menschenstrom von der Kirche sich in der Richtung nach dem Bade hin verlief. Herr Krausmann hatte viele Grüße zu erwiedern, und mehr als ein hübscher Bursche sagte zu Rosalie: „Nicht wahr, heute Nachmittag darf ich auch einen mit Euch tanzen?“

„Weiß nicht, wollen sehen!“ antwortete sie dann mit Rückhalt. —

Kaum waren Vater und Tochter im Gasthause abgesessen, als das Heranrollen eines Gefährtes alle Gäste an die Fenster zog. „Ah, der Herr Bezirksschreiber!“ tönte es aus Aller Mund. Nachdem dieser Pferd und Chaise der Obhut des Hausknechts anvertraut hatte, flog er die Treppe herauf, grüßte gnädig nach allen Seiten hin und stürzte dann mit geheucheltem Erstaunen auf Herrn Krausmann und seine Tochter zu: „So, auch hier? Grüß Gott! Das trifft sich ja prächtig! Wir speisen nunmehr zusammen, nicht wahr?“

„Eine große Ehre, Herr Bezirksschreiber, wenn Sie erlauben!“ antwortete Herr Krausmann.

„Aber die Jungfer Rosalie ist ja heute in ihrem schönsten Staat,“ sagte der Bezirksschreiber, sie wohlgefällig betrachtend; „sie blüht wie eine Rose und macht ihrem Namen vollkommen Ehre; wahrhaftig man sollte sie zur Königin des Rosinlilandes erwählen.“

Sie schwieg verlegen; der Vater aber meinte, hier zu Lande könne es keine Königinnen geben ohne König.

„Das wird sich nunmehr Alles finden,“ erwiederte mit bedeutsamem Lächeln und selbstzufrieden unser Bezirksbeamter.

Die Glocke rief zur Tafel. Mit einer Sicherheit, die gegenüber den zahlreichen übrigen Gästen als eine Mißachtung allen Anstandes erscheinen mußte, schritt der Bezirksschreiber, Vater und Tochter bei der Hand ergreifend, gegen das obere Ende des gedeckten Wirthstisches, mit zuthunlicher Zuvorkommenheit der Letztern den Ehrenplatz anweisend. Sie war aber um keinen Preis dazu zu bewegen, denselben einzunehmen. „Nein, Herr Bezirksschreiber, nicht die Königin, sondern der König gehört oben

an den Tisch," beschwichtigte Herr Krausmann, und der Beamte ließ sich diese Ehre unter der Bedingung gerne gefallen, daß die Königin zu seiner Rechten sitze. Was war zu thun gegenüber dem ersten Beamten des Bezirks, gegenüber dem Zureden des Vaters? Rosalie mußte sich an die Seite des Mannes setzen, dessen ganze Erscheinung und Haltung viel zu hoch über ihrem einfachen Sinn, dessen ganze Bildung — wie sie meinte — nach der Seite des Wissens, Fühlens und Empfindens ihrem Begreifen viel zu ferne stand, als daß irgend eine ebenbürtige Beziehung zwischen ihr und ihm hätte stattfinden können! Ihre Unbefangenheit war dahin; ihre Verlegenheit wuchs mit jedem Wort, das der Bezirksschreiber an sie richtete, mit jeder neuen Speise, die der Kellner ihr anbot — so daß sie sich äußerst linkisch benahm, den besten Saucen, den köstlichsten Forellen, die aufgetragen wurden, keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von den meisten Speisen berührte sie gar nichts; sie saß wie auf glühenden Kohlen, und das Weinen war ihr unendlich näher als jene lachende Munterkeit, womit die übrigen Gäste der Tafel alle wacker zugriffen und die Gläser lustig erklingen ließen.

Herr Krausmann hatte natürlich keine Ursache, mit dem Benehmen seiner Tochter besonders zufrieden zu sein; sah es doch fast aus, als wollte sie den Bezirksschreiber absichtlich ignoriren. Doch hoffte er, sie werde nach und nach schon aufthauen. „Wenn im Tanzsaal drüben die Klarinette schallt und die Baßgeige brummt, heda, Rosalie, dann wirst schon lustig werden, nicht wahr?" fragte er aufmunternd.

Ein heiteres Lächeln überflog auf eine Weile ihr Antlitz. Der bloße Gedanke an Musik konnte sie auf einen Augenblick glücklich machen.

Der Bezirksschreiber theilte unermüdlich seine Aufmerksamkeit zwischen Vater und Tochter, und alle Spitzen seines Gesprächs zielten auf zwei bestimmte Zwecke hin. Bewarb er sich nach Rechts mit süß gewähltem Ausdrücken um die Gunst der Tochter, so regalirte er nach Links im Tone eines gewiegten Politikers mit staatsmännischer Weisheit den Vater.

„Es muß nunmehr anders werden in unserm Kanton. Im Großen Rath sitzen lauter Schlafhauben und Jasager, die nichts verstehen, weil sie nichts studirt haben. Und gerade das Rosinliland, das von jeher von der Regierung so stiefmütterlich behandelt worden ist, ist in der obersten Kantonsbehörde am schlechtesten vertreten. Bei den nächsten Wahlen müssen Männer gewählt werden, die das Herz am rechten Fleck haben, die die Gesetze verstehen, aber auch Courage haben, für das Wohl ihres Wahlbezirks und seiner braven Einwohner ein kräftiges Wort zu reden."

Das leuchtete den aufhorchenden Tischgenossen, unter denen sich viele wohlhabende Bauern der Umgegend befanden, so ziemlich ein.

„Beim Dakerment, Ihr, Herr Bezirksschreiber, wäret der Mann, den man zum Großrath machen sollte; studirt seid Ihr, ein Redhaus habt Ihr und im Rosinliland seid Ihr geboren; Ihr kennt das Volk und seine Bedürfnisse und habt Euch im Großrathssaale wegen Eurer Meinung nicht zu fürchten, daß Euch dieser oder jener College ein Kapital aufkünden werde; o konträri, Mancher wird froh sein, daß Ihr es ihm nicht aufkündet." So sprach Herr Krausmann mit gehobener Stimme zu dem selbstbewußt lächelnden Bezirksschreiber. Und zu der übrigen Tischgesellschaft gewandt: „Beim Dakerment, Männer

müssen wir haben, die im Großrathssaale die Zähn' zeigen können!"

Das war richtig raisonnirt; die Tischgenossen nickten beifällig und tranken auf das Wohl des künftigen Großraths. Der hoffnungsvolle Kandidat ließ nun Champagner auftischen, und unter dem Knallen der Stöpsel wurde jetzt mit mehreren Vertrauten der Plan zur Wahlagitation entworfen.

Fünftes Kapitel.

Der lustige Tanz und die schlimme Heimfahrt.

Aus dem Tanzsaal klang jetzt die Musik herüber. Die Jugend des Rosinlilandes hatte sich dort in hübscher Zahl und Auswahl eingefunden; auch manche Blume, die auf einer andern Flur gewachsen war, sah man unter den Tanzlustigen; ein halb Dutzend Commis aus der benachbarten Stadt fehlte gleichfalls nicht. Der Tanzsaal von Bussach war eine ganze arbeitsvolle Woche hindurch das Ziel der Gedanken und Wünsche so manchen jungen Herzens gewesen. Jetzt waren sie hier versammelt mit leuchtenden Blicken und heiterem Muthe; jetzt flogen die Paare in weiten Kreisen wirbelnd dahin, die Wangen hoch geröthet von der schwülen Hitze des Juninachmittags, von Wein und Liebe. Hoch wogten die Herzen vom glühenden Athem. Immer mehr Paare traten in den fliegenden Kreis, der sich in prächtiger Ordnung nach den lustigen Rhythmen der Musik im Saale herumbewegte. Es war ein gleichmäßiges, wohlabgemessenes, anstand- und wür-

devolles Walzen, das hier den Staub aufregte und jenes eigenthümliche Gescharre und Gestampfe vernehmen ließ, das ganz sinnebethörend in die Ohren klang. Wenn ein Bursche mit dem Takte der Musik sich nicht gut zurechtfinden konnte, so hielt ihn gewöhnlich der kräftige Arm der Tänzerin im rechten Geleise, wenn er ihr dafür mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen auch fast die Füße abtrat. Die Tanzkunst ist nicht die stärkste Seite der männlichen Einwohner des Rosinlilandes, während dagegen die Mädchen mehr Sinn und natürliche Anlage für dieses Volksvergnügen und mehr Gelegenheit zur Uebung in demselben haben.

Doch zeichnete sich unter der Menge der Tänzer in Bussach besonders einer aus: es war dies der Jörg Brunner, ein gelenker, lebhafter, heitrer Bursche, mit einem herzensguten, frohmüthigen Blick. Der flog mit seiner Tänzerin durch die Reihen wie die Windsbraut, hob sie jauchzend in die Höhe, ließ sie dann los, faßte die im wilden Wirbel fast besinnungslos Gewordene wieder, durchraste dann noch einmal den Saal und führte sie jetzt in aller Ehrbarkeit zu einem Glase Wein, den sie aber erst trinken durfte, wenn sie „verschnauft" hatte, damit er ihr nicht schade.

„Der ist doch ein Teufelskerl, der Jörg," sagten die Zuschauer mit heiterer Bewunderung.

Im Speisesaal war indessen der Plan zur Wahlagitation festgestellt worden. Der Heirathsplan war für den Bezirksschreiber nicht minder wichtig. Wie förderlich mußte demselben nicht das Vergnügen des Tanzsaales werden! Ist doch der Tanz meist jene unschuldige Gelegenheit, bei der buchstäblich die Herzen näher zusammenkommen, die Lippen sich beinahe berühren und im warmen Hauch des Mundes sich die Seelen vermählen! Und wenn man Arm in Arm dahinwalzt, da schmilzt der geschlechter-

trennende Eisring, der sich um das Herz des Mädchens und Jünglings gelegt hat: es erwacht die Liebesahnung, die zuletzt in ein schüchternes, süßes Geständniß aufblüht!

Die musikliebende Rosalie lehnte die Einladung des Bezirksschreibers zu einem Tanze nicht ab: ja sie freute sich auf dieses längst entbehrte Vergnügen. Schon als die ersten Töne der Musik herüberklangen in den Speisesaal, zuckten ihr die Füße, es war ihr, als sollte sie, alle Rücksichten bei Seite setzend, vom Tische springen und sich unter die frohe Schaar der Tänzer mischen.

Wir wissen, daß der Bezirksschreiber seine Bildung bei den Jesuiten in Freiburg geholt hatte. Es gehört zwar auch zur wohlberechneten Erziehungsmethode der weltbekannten Herren Patres, daß sie ihre Zöglinge für das Leben, für den Umgang der Welt abrichten und ihnen eine Dressur und Politur angedeihen lassen, vermöge der sie sich auf dem glattgebohnten Parketboden der hohen Aristokratie so gut zu bewegen wissen als auf den ungehobelten Dielen der untern Volksklassen, und je nach Umständen mit den Vertretern der Restaurationspolitik so gut zu liebäugeln verstehen als mit den Häuptern der blutrothen Demokratie. Allein im Lehrplan der Freiburger Jesuiten fehlte die Rubrik „Tanzunterricht" — als ein für klerikale Sitten etwas allzuschlüpfriger Lehrgegenstand. So kam es denn, daß unser Bezirksschreiber jenes Unterrichts entbehrte und es als Autodidakt in der Kunst des Tanzens, da er kein Freund der Musik war und folglich keinen Takt im Leibe besaß, nicht auf eine besonders beneidenswerthe Stufe brachte. Und doch erschien ihm heute der Tanz mit Rosalie das einzige und geeignetste Mittel, die Heirath mit ihr einzufädeln. An diesem Tanze hatte Herr Krausmann nicht

weniger Freude als Julia's Vater an dem Balle in der berühmten Tragödie Shakespeare's.

Als der vom Volke so hoch respektirte Bezirksbeamte, die reiche, schöne Rosalie Krausmann am Arm, in den Tanzsaal trat, wurden sie von der Menge ehrfurchtsvoll bewillkommt. Die jungen Bursche musterten mit eigenthümlichen Blicken des Bezirksschreibers elegant gekleidete Gestalt; die Mädchen flüsterten sich unter schalkhaftem Lächeln Allerlei zu. Als ein neuer Tanz gespielt wurde, traten nur wenige Paare die Tanzreihe an; rücksichtsvoll wollte man dem Bezirksschreiber und Rosalien freien, ungeschmälerten Raum gewähren.

Schon waren einige Takte der Musik verklungen, als der Bezirksschreiber zur größten Verlegenheit von Rosalien erst jetzt Anstalt zum Tanzen machte. Es geschah dieß wohl deßhalb so spät, weil sein linkes und rechtes Bein nicht miteinander einig werden konnten, welches den ersten Schritt zum Beginne des Tanzes thun sollte. Jetzt erschien die Rathlosigkeit glücklicherweise zu Ende zu sein: der hohe Tänzer machte eine Bewegung, als ob er sich setzen wollte; dann schnellte er sich plötzlich wieder empor und sprang in einem Halbkreis um die verblüffte Rosalie herum, die sich nun gleichfalls anschickte, ihre ungeduldig harrenden Füße in taktvolle Kreisbewegung zu setzen. Bot dieser Anfang des Tanzes für die Zuschauer ein äußerst komisches Schauspiel dar, so war die Fortsetzung desselben auch nicht geeignet, den Eindruck des Lächerlichen zu vermindern. So sehr sich Rosalie auch Mühe gab, ihren Tänzer in Rhythmus und Takt zu erhalten: es ging um keinen Preis, das Räderwerk der vier tanzenden Füße wollte absolut nicht ordentlich ineinandergreifen, wozu noch der mißliche Umstand kam, daß die beiden Trompeter des Or=

chesters grundfalsch bliesen, da ihre lebhaft bewegten Lachmuskeln die musikalische Anstrengung sehr hörbar beeinträchtigten. Das brachte nun vollends auch die taktfeste Rosalie in Verwirrung, so daß ihr Tanz mit dem Bezirksschreiber dergestalt ein anarchischer wurde, daß der plumpe Nachtwächter von Bussach, der hinten im Tanzsaale stand, ziemlich laut ausrief: „So kann ich's auch!“ Diese malitiöse Aeußerung eines untergeordneten Gemeindebeamten, die Bezug hatte auf den ersten Bezirksbeamten, rief unter den sämmtlichen Anwesenden ein schallendes Gelächter hervor.

Das Paar umkreiste den Saal nur einmal; den Tanz fortzusetzen erschien selbst dem Bezirksschreiber mißlich. Rosalie schämte sich aber ob des mißlungenen Tanzversuchs bis in's Weiße ihres Auges hinein. Hatte sich an der Mittagstafel zwischen ihr und dem Bezirksschreiber deßhalb ein ersprießliches Verhältniß der Unterhaltung nicht ergeben wollen, weil sie sich vor der Ueberlegenheit seiner Bildung und der Bedeutung seines Amtes demüthigen zu sollen glaubte: so war es jetzt eine ganz andere Empfindung, die ihre Seele füllte — es war klarer, unverholener Unwille, der in ihr gegen den ungeschickten Tänzer aufstieg; ihr Inneres empörte sich gegen den Urheber der ihr wiederfahrenen Schmach. „Wenn er nicht tanzen kann, so hätte er mir diese Schande nicht zu bereiten brauchen,“ grollte ihr Herz. Sie wollte den Tanzsaal sogleich verlassen. Da trat Jörg Brunner auf sie zu und sprach sie um die Ehre eines Tanzes an. Eine willkommnere Gelegenheit, sich wieder als richtige Tänzerin zu rehabilitiren, hätte sich nicht darbieten können. Sie wußte, daß der Jörg Brunner ein „Teufelskerl“ sei, und gab dem armen, halbwegs verachteten Burschen keine abschlägige Antwort.

Und wieder klang die Musik und wieder waren es nur

wenige Paare, die sich zum Tanzen anschickten. Alles wollte zusehen, ob der arme Knecht und die Tochter des reichen Kapitalisten ihre Füße beim Tanzen in ein freundlicheres, harmonischeres Verhältniß bringen könnten, als dies mit ihr und dem Bezirksschreiber so eben der Fall gewesen war. Jetzt umfaßte Jörg Brunner mit natürlichem Anstande die schlanke Hüfte seiner Tänzerin; mit der Harmonie eines richtig angeschlagenen Akkordes setzten sich die Beiden in kreisende Bewegung; in sanftem Walzer schaukelten sie sich auf den Wogen der Musik; Alles an ihnen war Anmuth, Grazie, einklangvolles Leben. So umkreisten sie den Tanzsaal einmal, zweimal und wieder und abermals; die Musik, sichtlich erfreut über ihre Macht, die sie auf dieses Tanzpaar ausübte, tönte frischer, das Gemüth ansprechender, heiterer, jubelnder; der Tanz wurde lebhafter, lustiger und ermuthigte immer mehr Paare, sich den Reihen der Tanzenden anzuschließen. Aber es war unmöglich, daß es Jemand dem Jörg und der Rosalie hätte zuvorthun können. „Der Jörg ist halt doch ein Teufelskerl," sagten die Zuschauer wieder: „aber auch die Rosalie tanzt „„verwendt"" nett," ließ sich das Echo vernehmen. „Ein so flinkes, flottes Paar giebt es weit und breit keins," lautete die allgemeine Stimme.

War Herr Krausmann nicht sonderlich darüber beruhigt, daß der Tanz des Bezirksschreibers und seiner Rosalie so schmählich ausgefallen war, so setzte ihn nun das wundervolle Gelingen des Tanzes seiner Tochter mit dem armen Knecht in die grenzenloseste Wuth. Während sich Alles ob dem schönen Schauspiel freute, fluchte er ganz ergrimmt in sich hinein: „Wenn doch nur das heilige Donnerwetter den Lump in Gottes-Kreuz-Erdboden hinein verschlüge!" Was der Bezirksschreiber Alles dachte, wissen

wir nicht; verlegen rückte er an seiner goldenen Brille und zupfte an seinem schwarzen Schnurrbarte. Als der Tanz mit dem Jörg zu Ende war, drängte sich Herr Krausmann durch die Zuschauermenge und bedeutete seiner Tochter, ihm zu folgen, da sie nun sich nach Hause aufmachen wollten. „Aber lieber Vater, nur noch einen!" bat sie; bevor sie noch Antwort hatte, fühlte sie sich schon wieder in die Reihe der Tanzenden versetzt, und wieder flog sie am Arm des Jörg Brunner in froher, seliger Lust durch den Saal. — „Und jetzt noch den dritten, ach! schon den letzten Tanz," sagte der Knecht, nachdem der zweite geendet war, sie aus seinen treuherzigen Augen flehend anblickend. „Ich möchte immer so tanzen!" gab sie zur Antwort. „Aber wohl lieber mit einem Andern als mit mir!" fragte Jörg traurig. „O nein!" erwiederte sie ohne alle Selbstbeherrschung; ein seltsamer Blick schoß blitzschnell aus ihren Augen, die Seele des armen Knechts, der in seinem Leben nicht einmal die Mutterliebe gekannt hatte, wunderbar erleuchtend. Dann senkte aber Rosalie schweigend und über und über erröthend schnell wieder ihre Lider.

Der dritte Tanz begann; sie schmiegte sich inniger an ihren Tänzer: es regte sich in ihrem Herzen für den armen, elternlosen, schönen, braven Burschen so etwas wie Mitleid, das doch nicht recht Mitleid, das etwas viel mehr war; sie empfand ein leises Bedürfniß, für ihn etwas zu bedeuten. —

Jetzt war es aber hohe Zeit, den Tanzboden zu verlassen, sonst hätte Rosalie gefahren müssen, ihr Vater würde sie mit eigenen Fäusten aus den Reihen der Tanzenden herausholen. Er stand unter der Thüre des Saales und empfing sie eben nicht mit den schicklichsten Worten. Man trat in den Speisesaal und trank dort mit dem Bezirksschreiber noch eine Flasche Wein. Die-

ser machte ein äußerst schmollendes Gesicht und bemerkte dann spitz zu Rosalie gewendet:

„Es scheint, die Jungfer Rosalie hat sich mit dem Toleranten=Jörg gut amüsirt?“

Wenn sie hierauf auch eine Antwort hätte geben wollen, so schnitt ihr Herr Krausmann dieselbe mit folgenden Worten ab:

„Ja, das muß ich noch erleben, daß meine Tochter mit H....buebe umgeht und mit H....buebe tanzt. Wenn das ihre Mutter wüßte, sie würde sich im Grabe umkehren.“

„Wenn's Tanzen eine Sünde ist,“ sagte Rosalie tief beleidigt, „so habe ich gefehlt, sonst aber nicht, und was den Jörg Brunner betrifft, so habe ich noch Niemanden gehört, der ihm etwas Schlechtes vorwerfen kann.“

„Ein Hochmuthsnarr, ein miserabler Kerli, ein liederlicher Zipfel isch er,“ donnerte Herr Krausmann.

Und der Bezirksschreiber meinte lachend: „Ich glaube, wenn man dem Toleranten=Jörg auf den Kopf stellen würde, so würde kein rother Heller aus seinen Taschen fallen.“

„Ja, so Einer, der dem Teufel von den Hosen geschabt ist, hat's noch nöthig, daß er an den Sonntagen sich in den Wirthshäusern und auf den Tanzböden herumtreibt!“ brummte Krausmann.

In ähnlicher Weise wurde noch eine Zeitlang auf den armen Knecht losgeschimpft. Rosalie schwieg in stiller Entrüstung. Das Beisammensein der drei Personen fing an ein peinliches zu werden. Herr Krausmann sprach ernstlich von der Heimkehr; der Bezirksschreiber ließ sein pflaumenblaulackirtes Chaischen anspannen.

„Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder,“ sagte Herr Krausmann, dem Beamten die Hand zum Abschied reichend.

„'s kann sich schon wieder geben," antwortete dieser etwas kalt, doch nicht, ohne daß er auch Rosalien mit den Worten „Bon soir, Jungfer Krausmann, à revoir!" die Hand entgegengestreckt hätte.

„Adies!" erwiederte sie kurz.

Es würde unsern Lesern nicht zur besondern Erbauung gereichen, wenn wir ihnen wiederholen würden, was auf der kurzen Strecke von Bussach bis Tannheim Herr Krausmann seiner Tochter Alles gesagt hat. Da regnete es Vorwürfe, Beschuldigungen, Beschimpfungen und Drohungen in bunter Fülle, und die Stimme des Vaters erhob sich von Zeit zu Zeit zum rollenden Donner. Als sie zur Muttergottes-Eiche kamen, erwuchs ihr beim Anblick des Bildes aus der Betrachtung, daß das reine, unschuldige Herz der Gottesgebärerin von sieben Schwertern des Schmerzes durchbohrt gewesen sei, Trost und innere Beruhigung.

Unterdessen stand vor dem Badhotel in Bussach schon eine geraume Zeit das pflaumenblaulackirte Chaischen des Bezirksschreibers angespannt, und harrte der Hausknecht, etwas ungeduldig sich wiederholt fragend, wie viel Trinkgeld er von dem hohen Gaste wohl erhalten werde, auf dessen Abreise. Aber der Herr Bezirksschreiber war nicht so schnell zu dieser bereit. Hinter dem Weggang von Herrn Krausmann und Rosalie kochte der Mißmuth über das fehlgeschlagene Rendezvous in der Seele des Beamten mächtig auf. Zur Beschwichtigung desselben leerte er ein Glas des besten Weins nach dem andern. „Wenn doch nur 's Heiland-Donnerwetter den Toleranten-Jörg in Grund-Erdboden hineingeschlagen hätte," fluchte er, die Faust auf den Tisch schlagend, halblaut in derselben Tonweise, wie Herr Krausmann früher gethan. Die erwachte Eifersucht verstärkte noch der Haß

gegen den flinken, lustigen Tänzer; das Bild des hübschen, harmlosen Menschen trieb das Blut des Bezirksschreibers in wilde Wallung.

Jetzt kam ihm ein beschwichtigender, rachesüchtiger Gedanke. Er versammelte schnell ein Paar bekannte Raufbolde um sich, ließ ihnen Wein, Käse und Brod auftischen und fragte sie dann, ob sie nicht gerne etwas verdienen möchten?"

„Warum nicht? Sehr gerne!"

„Eh bien! wenn Ihr heute Nacht den Toleranten-Jörg lederweich durchgerbt, so kriegt Ihr 20 Franks; aber lederweich, hört Ihr?"

„Das wollen wir schon thun, Ihr sollt mit unserer Arbeit zufrieden sein," antwortete lachend einer der saubern Gäste.

„Noch e Maß Wein!" befahl der Bezirksschreiber, füllte die Gläser der Bande und warf ihr dann vier Fünffrankenthaler auf den Tisch. —

Ueber das Thal von Bussach lagen schon die Schatten des Abends; es war die höchste Zeit, daß sich der Bezirksschreiber auf den Heimweg begab. Er stieß noch einmal mit seinen Tischgenossen an, leerte dann hastig sein Glas und sagte beim Abschied mit halbheiserer Stimme:

„Also lederweich, nicht wahr?"

„Lederweich!" antworteten die Zurückgebliebenen.

Vor dem Gasthause setzte sich der Bezirksschreiber in die Chaise. Wein, Mißmuth und dann wieder die schadenfrohe Hoffnung, daß der Racheplan köstlich gelingen werde, waren Schuld, daß er vor dem Einsteigen vergaß nachzusehen, ob sein

Pferd richtig angespannt sei. Auch fuhr er weg, ohne dem Hausknecht das übliche Trinkgeld zu geben. „Hol Dich der Teufel!" rief ihm dieser nach.

Im Gasthause drinnen saß noch immer die geworbene Bande und beschloß, sich nun aus dem erhaltenen Gelde einen vergnügten Abend zu machen. Braten und Eiersalat wurden bestellt und eine Maß Wein nach der andern kam auf den Tisch. Von den 20 Franks war bereits ein hübsches Theil in die Wirthskasse gewandert; den Rest wollte die Bande unter sich vertheilen. Bei diesem Geschäft kamen sich aber die Bursche dermaßen in die Haare und zerschlugen sich gegenseitig so jämmerlich, daß das Blut in Strömen floß, und die männlichen Wirthsleute zu schaffen genug hatten, die Kämpfenden zu trennen und zum Hause hinaus zu werfen. Die gegen Jörg Brunner geworbene Koalition war hiermit gesprengt. Allein noch bevor dies geschehen, war er ruhig und unangefochten auf dem Hofe angekommen, auf dem er als treuer Knecht diente. Mit glückseligeren Gedanken war er noch nie zu Bette gegangen als an diesem Festabend! —

Das Pferd des Bezirksschreibers trabte an der pflaumenblaulackirten Chaise auf dem steinichten Wege munter dem Bezirksorte zu. Hie und da gab es einen gewaltigen Ruck, der den halbeingeschlafenen Chaiseninsaß auf das Unsanfteste aufrüttelte und das Aufwachen seiner wenig idyllischen Empfindungen neuerdings wieder beförderte. Dann schwang er mächtig die Peitsche, und das unschuldige Pferd erhielt mehr Hiebe, als es je in seinem Leben verdient hatte. Trotzdem verlor es seinen gewohnten Gleichmuth nicht und mit heroischer Verachtung der Schicksalsschläge setzte es die Heimfahrt im gemessenen Trabe fort.

Unweit des Bezirksortes fällt die Straße ziemlich steil ab-

wärts. An einem roth und weiß angestrichenen Stocke steht geschrieben, daß bei einer „Buße von 4 Franks Strafe“ diese Straßenstrecke nicht ohne Unterlegen des Radschuh's befahren werden dürfe. Auch ohne diese, aus straßenpolizeilicher Fürsorge erlassene Warnung faßt schon der einfache Menschenverstand, daß es ein tollkühn gewagtes Unternehmen wäre, jene Strecke zu passiren, ohne mindestens ein Rad des Gefährts zu bremsen. Der Bezirksschreiber saß aber so wohl und bequem in seinem Chaischen drin, daß er, an der gefährlichen Stelle angekommen, sich durchaus nicht aufgelegt fühlte, auszusteigen, um den Hemmschuh unter das Rad zu schieben — eine Arbeit, die sich wohl für einen Stallknecht, aber durchaus nicht für die zarten Hände eines Bezirksschreibers zieme. Das Pferd ist nunmehr stark genug, das leichte Chaischen in gehemmtem Laufe zu erhalten: so dachte unser Beamter. „Fort, Schimmel!“

Aber was dachte jetzt der gutmüthige heroische Schimmel? Es waren nicht mehr vereinzelte Peitschenhiebe, die er auf den Rücken und unter den empfindlichen Bauch erhielt — bei jedem Schritt, den er that, empfand er einen markdurchzuckenden Stoß auf die Knochen der Hinterbeine, immer ärger, immer empfindlicher, immer schmerzhafter — und je schneller der Schimmel lief, je kräftiger er ausholte, um so häufiger, um so unausstehlicher wurde der Stoß. Zugleich fühlte sich das gute Thier ungewöhnlich kräftig im Leitseil gehalten — — vorne gehalten, von hinten getrieben: was Wunder, wenn es diesem seltsamen Widerspruch in verzweifelter Flucht zu entgehen suchte? Und dahin flog es jetzt in rasendem, wildem Galopp, bis es, ganz in der Nähe des Bezirksortes, mit der neuen, pflaumenblaulackirten Chaise an einen Wehrstein rannte, an welchem diese in Splitter zusammenbrechend

und ihren Insaß auf die Straße schleudernd umwarf. Kaum war dies geschehen, so stand der Schimmel, im zerrissenen Geschirr, am ganzen Leibe zitternd wie ein Espenlaub, schon vor der Stallthüre seines Herrn.

Mehrere Einwohner des Bezirksortes hatten das scheue Pferd daherrasen sehen und eilten, ein Unglück vermuthend, auf der Straße dahin in der Richtung, woher dasselbe gekommen. Bald hatten sie die Stelle des Unfalls erreicht. Da lag das neue, pflaumenblaulackirte Chaischen kaum mehr kenntlich, schrecklich zertrümmert, die vier jämmerlich beschädigten Räder wie flehend gen Himmel empor streckend, und daneben lag auch der Bezirksschreiber, der aber bei der Ankunft der Ortsbewohner sich sogleich von der Straße erhob und ihnen im weinerlichen Tone klagte, daß er bei diesem Unfall „nunmehr" seine goldene Brille verloren habe. Nun, wenn's kein größeres Unglück gegeben hat als das, so kann man sich schon darein finden, dachten sie und halfen die Brille suchen, die auch bald, freilich mit zerbrochenen Gläsern und verkrümmtem Gestell, gefunden war. In der That hatte die Katastrophe für den Bezirksschreiber keine gefährlichen Folgen. Nur eine Stirnwunde entstellte für einige Zeit sein würdevolles Antlitz, und mußte er mehrere Wochen den linken Arm, auf den er gefallen war, in einer Schlinge tragen.

Das neue, pflaumenblaulackirte Chaischen aber war unrettbar verloren. Wagner und Schmied erklärten einstimmig, daß daran nichts mehr zu repariren sei. Nachdem der Bezirksschreiber wieder hergestellt war, kaufte er ein neues, und wenn er wieder ausfuhr, vergaß er nie nachzusehen, ob das Pferd richtig angespannt worden. Wohl möglich, daß ihm der so eben erzählte Unfall nicht passirt wäre, wenn nicht die unvorsichtig eingeschnallten

„Aufenthalten“ es gestattet hätten, daß das bergab nachrückende Chaischen die Hinterbeine des Pferdes verletzen konnte.

Sechstes Kapitel.

Jörg Brunner.

„Holzschuä! — H—a—r—z!“

So schrie der Holzschuhträger von Vislis nach kurzen Pausen, langsam die Straßen von Bussach durchschreitend, gefolgt von einer Schaar neugieriger Kinder. Ueber die Schulter trug er einen schmutzigen Quersack, vornen mit einigen Paaren Holzschuhe gefüllt, hinten mit einer größeren Masse von Harz. Da die Frühlingswitterung oft ebenso unsicher ist wie diejenige des Herbstes, so konnte der Hausirer in dem bei Regenwetter so naßfeuchten Dorfe immerhin auf die Abnahme von etwelchen Paaren Holzschuhe rechnen. Bessere Geschäfte hoffte er aber heute in Harz zu machen. Es war die Zeit, wo der betriebsame Landwirth die Obstbäume zu pfropfen pflegt, zu welchem Geschäft Harz unentbehrlich ist. Ferner schafft der Bauer sich solches zur Zubereitung von Wagensalbe an, woran jetzt auch zu denken war, da es nun wieder allerlei zu fuhrwerken gab — von anderen Dingen gar nicht zu reden, bei welchem die klebrige Substanz heilsame und nützliche Dienste leistet.

Der Holzschuhträger und Harzmann von Vislis war immer, sobald er nach Bussach kam, eine willkommene Erscheinung für die muthwilligen Kinder des Dorfes. Er war schon ziemlich alt

und schlecht zu Fuß, ein unflätiger Kerl, schmutzig vom Kopf bis zur Fußzehe, überall, selbst in den ungekämmten Haaren, die Spuren jenes Handelsartikels tragend, den er im hintern Theile seines Sackes mit sich führte. Zwei mächtige Lippen — Blutwürste en miniature — sagten auch Demjenigen, der sich gar nicht auf Physiognomik verstand, daß des Holzschuhträgers Stimme mit derjenigen einer flötenden Nachtigall wenig Aehnlichkeit haben müsse. In der That schrie er auch sein: „Holzschuä! — H — a — r — z!“ so gottserbärmlich breitblöckend, daß er damit jedesmal den Spott der Schuljugend an seine Fersen heftete. Fühlte sich der Mann hievon beleidigt, so kehrte er sich dann auf seinem Gang durch das Dorf rasch um, um eines der nachfolgenden Kinder zu fangen. Das gelang aber dem alten Manne nie, und je öfter er den Versuch hiezu machte, um so lauter und herausfordernder wurde ihr spottender Nachruf.

Heute besonders lief dem Hausirer eine große Anzahl lachender Kinder nach, denn die seltsame Gestalt sah heute noch seltsamer aus als je. Der hintere Theil des Sackes hatte nämlich im Verlaufe der Alles zernagenden Zeit ein Loch erhalten, und herausquoll in langsamem Fortschritt, aber armsdick, eine blaßgelbe Harzmasse. „Je, der Harzma het e Schwanz, der Harzma het e Schwanz,“ schrieen die Kinder unaufhörlich und verfolgten ihn fortwährend, ohne daß er sich ihrer hätte erwehren können.

Am Ende des Dorfes sprudelt ein vierröhriger Brunnen helles Quellwasser in ein großes Becken. Bis hierher verfolgten die Kinder den Hausirer. Jetzt näherte er sich dem Brunnenstock, um Wasser zu trinken; plötzlich blieb er bestürzt stehen; dann winkte er den Kindern, die, eine List vermuthend, sich ihm nicht zu nähern getrauten. Endlich wurden ältere Leute auf sein Winken

und auf sein unverständliches Zurufen aufmerksam und traten zu dem Brunnen. Siehe: am Fuße des Brunnstocks stand ein Körbchen, in welchem ein allerliebstes Knäbchen, auf saubere Linnen gebettet, mit souverainem Wohlgefallen in die schöne Frühlingswelt hineinlächelte. Kein Zettel, kein Zeichen deutete auf die Spur seiner Herkunft, und auch die genauesten Nachforschungen der Behörden konnten nicht ermitteln, von wem das arme Kind ausgesetzt worden sei.

Es war ungefähr zwanzig Jahre vor der Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, als die Gemeinde Bussach mit dem Geschenk eines neuen Einwohners überrascht wurde. Es war am 23. April, an einem sonnenhellen Frühlingstag. Auf den Bergen streckten sich zwar noch einzelne Schneezungen aus den Wäldern heraus auf die grünenden Bergwiesen; aber im Thal von Bussach fingen bereits die wenigen Obstbäume an zu blühen; in Feld und Garten gab sich ein reges Leben kund, mit dem die hier zahlreich gezogenen Bienen wetteiferten, die summend aus- und einflogen, um in den würzigen Wäldern Stoff zu kunstvoller Honigbereitung zu sammeln.

Die Nachricht, daß der Harzmann beim Brunnen am Ende des Dorfes ein Findelkind entdeckt habe, hatte sich namentlich durch die Kinder schnell in allen Häusern verbreitet, und bald war die Hälfte der Einwohner um den neuen Ankömmling versammelt. Mädchen und Frauen reihten sich um denselben herum und äußerten unverholen ihre Freude ob dem holden Kindergesicht. „Ein herziger Bue bist, gelt, armer Kerli,“ liebkoste ein junges Weib das Knäblein, dasselbe auf den Armen wiegend. Die Männer beriethen, was zu thun sei; der Pfarrer drang vor allen Dingen darauf, daß das Kind sofort getauft werde. Das junge Weib, welches es auf den Armen hielt, trug sich als Pathin an; der Ge-

meindemann übernahm die Pathenstelle. Da heute der Namenstag des heil. Georg war und das Findelkind beim Brunnen ausgesetzt worden, erhielt es in der Taufe den Namen Georg (Jörg) Brunner.

In seiner Mehrheit beschloß der Gemeinderath, das Knäblein auf Gemeindekosten in einer ehrbaren Familie unterzubringen. Eine Minderheit äußerte die Ansicht, man solle dasselbe dem Harzmann überlassen; er habe es ja gefunden! Die Pathin erklärte sich gerne bereit, den kleinen Georg Brunner in mütterliche Pflege zu nehmen, wofür ihr von der Gemeinde eine kleine Entschädigung zugesprochen wurde.

In ihrem übrigens glücklichen Ehestand hatte sie keine Mutterfreuden erlebt; den ganzen Schatz der süßen Mutterliebe konnte sie ungetheilt dem Pflegkind zuwenden, das von Tag zu Tag fröhlicher gedieh. Leider starb aber die Pflegmutter unerwartet schnell, bevor der kleine Georg noch so weit entwickelt war, daß er von ihrer sorgfältigen Liebe ein klares Bewußtsein mit auf seinen Lebensweg hätte nehmen können. Nun kam er in das Haus seines Pathen, wo es ihm zwar an guter Pflege nicht fehlte, aber diese Pflege ermangelte der Liebe, jener Liebe, von der Paulus sagt: „Sie stellet sich nicht ungeberdig, sie suchet nicht das Ihre, sie läßt sich nicht erbittern . . ., sie verträgt Alles, sie glaubet Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Die Liebe höret nimmer auf.“ Unser Georg war und blieb halt doch ein Findelkind, ein Fremdling, ein Unreiner unter den Eingebornen!

Wie die Zeit herankam, daß Jörg schulpflichtig wurde, wanderte er mit den übrigen Kindern des Dorfes fleißig in die Schule und blieb hinter seinen Altersgenossen in keinem Lehrgegenstande zurück; im Gegentheil hielt der begabte Knabe mit

den besten Schülern gleichen Schritt und nicht selten übertraf er sie. Und doch wurde er von Lehrer und Pfarrer immer zurückgesetzt und hatte es bald auch von den übrigen Kindern zu fühlen, daß er ihnen nicht ebenbürtig sei. „Weißt, du bist ja nur der Toleranten-Jörg" — dieses Wort bekam der Arme von seinen Alters- und Schulgenossen oft zu hören. Wenn andere Kinder eine hübsche St. Niklausbescheerung erhielten, am zweiten Fastnachtsonntag sich am hellauflodernden Fastnachtfeuer, am lustigen Scheibenschlagen erfreuten, wenn sie am Palmsonntag mit apfelgeschmückten Palmbäumen in die Kirche wandelten und die bessern Schüler beim Gottesdienst in schönem Ornat als Ministranten, gleichsam als kleine Pfarrer, verwendet wurden — so hatte unser Georg bei dem Allem das Nachsehen. Vielleicht, daß er da und dort einen magern Abfall von der St. Niklausbescheerung erhielt; aber wer hätt' ihn denn vor Mißhandlung beschützt, wenn er auch mit den andern Knaben am Fastnachtfeuer hätte Scheiben schlagen, wer hätt' ihn denn am Palmsonntag einen hübschen Palmbaum zuwegegerichtet, wenn er einen solchen hätte in die Kirche tragen wollen? Niemand! — Georg hatte ein gutes Gedächtniß; als einst einige seiner Mitschüler die „Weise dem Priester Meß zu dienen" zum Auswendiglernen ausgetheilt erhielten, konnte er dieselbe von A bis Z wie am Schnürle hersagen, bevor die andern noch zehn Zeilen davon auswendig wußten; aber was halfs? Die Söhne der angesehenen Dorfeinwohner wurden eben zu der Ehre des Altardienstes auserseheu. An so etwas durfte der Findelknabe nicht denken; er war nur der „Toleranten-Jörg!" Der Fluch der Geburt lastete schon auf dem schuldlosen Knaben!

„Tolerant" war die Bezeichnung für jene unglückliche Men-

schenklasse, über die zwar der Himmel auch seine Sonne scheinen läßt wie über die übrigen Sterblichen, die sich aber der erwärmenden Liebe der letztern nicht erfreuen sollte. Auch mit den übrigen Menschen theilt sie dieselbe erste Heimath, den Mutterschooß, vielleicht auch dieselbe erste Nahrung, die Muttermilch. Aber von demselben Augenblick an, wie sie zur Welt geboren, hat sie zugleich die Heimath auch verloren. Es ist kein Vater da, der dem Kind seinen Namen, seinen Schutz, sein Bürgerrecht, seinen Heimathschein giebt. Die Verzweiflung treibt die Mutter zum Verbrechen. Sie zerreißt das Band, das sie an ein neues, süßes Dasein knüpft. Vielleicht giebt es noch erbarmungsreiche Menschen auf der Welt, denkt sie; vielleicht gewähren Andere dem unschuldigen Kinde, was ich ihm nicht zu geben vermag. In Angst und Furcht setzt sie es aus. Das einzige Erbtheil, was sie ihm in den Korb mitgiebt, ist ein zitternder Mutterkuß, sind brennend heiße Thränen!

Als ein solches ausgesetztes Kind wurde auch unser Jörg gefunden. Man hatte den hülflosen Knaben genährt und geschult. Er hatte keine Eltern, keine Heimath; er wurde geduldet, tolerirt; der Mangel eines Stammbaums wurde mit dem entehrenden Namen „Tolerant" ersetzt. —

Der löbliche Gemeinderath von Bussach verweigerte von nun an eine fernere Ausgabe für den Knaben Jörg; man solle ihn jetzt in der „Kehr" umgehen lassen. So erhielt er für ein paar Tage in diesem, dann in jenem Hause Essen und Lagerstätte. Das erstere bekam er gewöhnlich erst, nachdem die Hausleute gegessen hatten; nirgends wurde er an den Tisch gelassen; in einer Ecke der Stube saß er da auf dem Fußschemel; dann gab man ihm, wenn Alles gespeist hatte, das Essen in eine schmutzige Schüssel,

für welche seine Kniee als Tisch dienen mußten. „'s ist ja nur der Toleranten-Jörg!" hieß es.

Als er vierzehn Jahre alt geworden, kam er als Küherbub auf einen Hof in der Nähe von Bussach. Der Junge stellte sich gegen alles Erwarten gut ein und erwarb sich bald die größte Zufriedenheit seiner braven Meistersleute. Das Leben in der freien Natur, auf den Bergen und Waiden bekam ihm gut; seine Wangen blühten, sein Auge schärfte sich in der gesunden Luft. Ein froher Lebensmuth tönte in lustigem Jauchzen und Jodeln aus seiner Brust. Er empfand Freude an dem wechselreichen Walten der Natur, das jedes empfängliche Gemüth so vielseitig anregt. Eine Ahnung von Recht und Unrecht, Gut und Bös ging in ihm auf; der Gedanke, daß jeder Mensch zu etwas Höherem bestimmt sei, faßte in seiner Seele immer festere Wurzeln und blieb auf seinem ganzen Lebenswege der sicher leitende Wanderstab.

An den Sonntagen stieg er mit seinen Meistersleuten und dem übrigen Hausgesinde gewöhnlich in das Thal hinunter. Bald in Bussach, bald in Tannheim wurde dem Gottesdienste beigewohnt. Hatte der Pfarrer von Bussach unsern Georg unverständigerweise immer als einen Auswurf der Menschheit behandelt, so konnte seinerseits dieser aus den christlichen Lehren und Predigten des Seelsorgers nicht die geringste Erbauung, nicht den geringsten Trost schöpfen. Was waren das auch für Lehren und Predigten! Der Pfarrer wußte nur von der angebornen und angeerbten Sündhaftigkeit der Menschen zu reden, von den Qualen der Hölle und den Tücken des Satans und daß täglich schockweise die Seelen in das ewige Feuer fahren, so dicht, wie im Winter die Schneeflocken fallen. Als die Hauptsache aus dem nachahmungswürdigen Leben Jesu hob er die verrichteten

Wunder hervor, und die Frage: „Was sollen wir thun, damit wir selig werden?“ beantwortete er ungefähr so: „Thut Buße, beichtet, kommunizirt, geht häufig in die Kirche, wallfahrtet, gebt Opfer, stiftet heil. Messen so oft und so viel als immer möglich!“ — eine Werkheiligkeit, welche das Innere des Menschen kaum berührt, und vermittelst welcher ein Bandit des Kirchenstaates ebenso gut selig werden kann als ein Mädchen des Freudenhauses.

Viel lieber besuchte Georg den Gottesdienst von Tannheim. Wie drang da jedes Wort, das der dortige Pfarrer sprach, in die Herzen der Zuhörer! Dieser kannte aber auch die Herzen der Menschen, ihre Schwächen wie ihre guten Seiten. Er verdammte nicht, aber er wies nach, wohin es führe, wenn der Mensch nicht immer sich selber im Zügel halte, nicht immer auf sich selber Acht gebe. Ohne diese Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung hilft kein Messelesen etwas, pflegte er zu sagen. Welch ein großartiges Beispiel aufopfernder Liebe, religiöser Duldung, sittlicher Reinheit bietet das Leben Jesu nicht dar, das wir in allen Verhältnissen des Daseins uns zum Muster nehmen können! Solche Momente aus diesem göttlichen Leben machte der Pfarrer von Tannheim gewöhnlich zum Gegenstande seiner Predigt mit fruchtreicher Nutzanwendung. Manch zukunftreiches Körnlein aus den Lehren und Predigten dieses Pfarrers fiel in dem Herzen Georgs auf gutes Erdreich.

Der Pfarrer gewann ihn lieb und gönnte ihm manch freundliches Wort. Er hatte Mitleiden mit dem eltern- und heimathlosen Knaben; — empfand er ja selber auch im Entbehren eines liebewarmen Familienlebens eine Leere des Herzens, welche eine günstige, seinen Neigungen entsprechende Lebensstellung nicht ganz auszufüllen vermochte. Und die Eltern- und Heimathlosigkeit

Georgs — ist nicht gerade sie der unverschuldete Fluch, der ihn zu keiner Lebensstellung kommen läßt? — dachte der theilnehmende Pfarrer.

Außer den Sonntagen gab's alle Wochen noch einen andern Anlaß, von dem einsam gelegenen Sennhof in die Welt, unter Menschen zu kommen: am Wochenmarkt der nahen Fabrikstadt. Da fuhr dann Georg mit seinem Meister dorthin, um Butter und Käse zu verkaufen. Mit dem Erlös brachte er stets neue Lebenserfahrungen mit nach Hause, die der begabte Junge auf ebenso gute Zinsen anzulegen wußte, wie der Meister sein baar erlöstes Geld.

Als Küherbube diente Jörg auf dem Sennhofe zuerst um's liebe Brod und Kleider. Bald erhielt er auch einen Lohn, der sich mit seinem Wachsthum, seiner Arbeitsgeschicklichkeit und seinem Fleiße steigerte. Jetzt trank er in Tannheim oder Bussach an den Sonntagen hie und da einen Schoppen. Da hörte er einst in dem Bade die Tanzmusik, sah junge Mädchen und Burschen sich nach dem Takt derselben im Saale herumbewegen. Auf einmal ging ihm der Knopf auf. Seine Beine wurden rebellisch; er stürzte sich in den Strom der Tanzenden, und wie jene von der Natur so begünstigten Menschen, die sogleich, wenn man sie in's Wasser wirft, wie gelernte Schwimmer das Element beherrschen, also tanzte hier auch gleich das erste Mal Jörg Brunner im Bade von Bussach mit einem Anstand, einer Gelenkigkeit und Fertigkeit, als sei der Tanzboden ein ihm schon längst vertrautes Territorium. Von Zeit zu Zeit fand er sich nun an den Sonntagen hier ein, und die Uebung bildete ihn zum vollkommenen, untadeligen Meister aus.

Begreiflich, daß der Toleranten-Jörg den Neid der Bussacher

Bursche mehr als einmal erregte. Sie versuchten es auch, ihn durchzuprügeln; es geschah dies aber blos ein= oder zweimal: denn der Knecht aus der Sennhütte schickte die Angreifer mit so schwarzblauen Augen heim, daß sie ihn künftighin nicht nur unangefochten tanzen, sondern auch heimgehen ließen.

Siebentes Kapitel.

Der neue Großrath.

Die Großrathswahlen im Rosinliland sind stets ein hochwichtiges politisches Ereigniß; die Vorbereitungen dazu nehmen gewöhnlich mehrere Wochen in Anspruch. Zur Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, standen unter den Kandidaten die Bezirksbeamten oben an und bildeten den Gegensatz gegen Diejenigen, welche die „Pfaffen=" oder Jesuitenpartei aufgestellt hatte. Von beiden Seiten wurden Emissäre mit Geld und guten Worten zur Bearbeitung der Wähler, „des Souverains," herumgeschickt. An vielen Orten gab die Menge des gespendeten Weins den Ausschlag. Die Wahl wurde dann in dem betreffenden Parteiorgan gewöhnlich mit den Worten angezeigt: „Ehre dem Souverain des Rosinlilandes; er hat seine Bürgerpflicht wieder aufs Schönste bethätigt." Das Organ der unterlegenen Partei gab dies aber in der Regel gar nicht zu; man habe die Stimmzettel gefälscht, die Wähler zum Besten gehalten, bestochen, besoffen gemacht; nein, nicht der Kern des Volkes vom Rosinliland, sondern der „Sufferän" habe das elende Wahlresultat zu Stande

gebracht. Hätte man das Volk ohne Einschüchterung, Drohung oder Bestechung wählen lassen, es würde ein ganz anderes Resultat zu Tage gekommen sein!

So verhielten sich die Dinge auch damals, als der Bezirksschreiber als Großrathskandidat auftrat. Er stand nicht auf der Zinne irgend einer Partei, hatte nicht die Fahne einer bestimmten Farbe entfaltet oder in der damals so bewegten Zeit seinen Wählern ein unzweideutiges Programm seiner einzuhaltenden politischen Stellung vorgelegt. Sein Bezirksamt nicht weniger als seine vielfachen Geschäftsbeziehungen riethen ihm zu einer gewissen Neutralität oder vielmehr zu jenem klugen Verhalten, das Allen schmeichelt und Alle zum Besten hält. Mit den enragirtesten Jesuitengegnern seines Bezirks stand der gewesene Jesuitenzögling auf dem besten Fuß und lächelte beifällig, wenn davon gesprochen wurde, daß man die Jesuiten zum Teufel jagen müsse, eher gäbe es keine Ruhe. Andrerseits verschmähte er es wieder nicht, mit den eifrigsten Jesuitenfreunden in dem armen Kapuziner- oder reichen Benediktinerkloster, die an der Grenze seines Bezirks lagen, seinen Bissen in dieselbe Schüssel zu tunken und mit ihnen gegen die „radikale Brut" loszuziehen.

Für seine Kandidatur warb vorzüglich Herr Krausmann mit dem besten Erfolg. Unter den beiden Parteien des Rosinlilandes hatte er zahlreiche Schuldner, denen er auf geeignete Weise den Puls zu fühlen verstand. Machte der eine oder andere Miene, seine Stimme nicht dem Bezirksschreiber zuzuwenden, so stellte er die Kündigung des Kapitals in nahe Aussicht oder gewann andere Stimmen durch neue Kapitalanlagen. Es war ihm besonders Rosalien wegen darum zu thun, daß der Bezirksschreiber als Großrath gewählt würde. Einmal Mitglied der obersten Landes-

behörde, sollte es diesem noch dem bekannten: „Eine Hand wascht die andere“ leicht werden, eine einflußreichere Beamtenstelle, vielleicht gar einen Regierungssessel zu erwerben. „Dakerment, wenn dann die Rosalie Frau Regierungsräthin genannt würde, das wär' auch nicht bitter,“ dachte Herr Krausmann. „Und wenn auch nicht, so kann sich der Bezirksschreiber als Großrath leicht in seinem sehr einträglichen, aber leider bald abgelaufenen Bezirksamt wieder bestätigen lassen, was für mein Geschäft immer noch das Beste ist.“ Gründe genug, die Herrn Krausmann für des Bezirksschreibers Wahl in den Großen Rath eine rüstige Thätigkeit entwickeln ließen.

Auch der Bezirksschreiber blieb nicht unthätig. Mehrere Wochen schon vor der Wahl, seit jenem unglücklichen Tanzversuch in Bussach und jener noch viel unglücklicheren Heimfahrt hatte sich sein ganzes Wesen sehr zu seinen Gunsten verändert. Nie hatte man einen freundlicheren, leutseligeren, herablassenderen Beamten gesehen. Er litt es jetzt absolut nicht mehr, daß die Bauern, die in seine Kanzlei kamen, den Hut abnahmen. „Die Zwingherren-Zeiten sind nunmehr vorüber,“ pflegte er jetzt ihnen zu sagen, wenn sie in altgewohnter Höflichkeit ihm begegnen wollten. „Der Beamte steht nunmehr im Volk, nicht über dem Volk; er ist Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein.“ Wenn er seinen Abendspaziergang zu einem Schoppen in das Nachbardorf machte, so knüpfte er stets eine freundliche Unterhaltung mit den Landleuten auf dem Felde, mit den ihm Begegnenden an und schäckerte mit Frauen und Mädchen, so daß die letztern von seiner Leutseligkeit ganz entzückt waren und nicht umhin konnten von ihm zu rühmen, wie er ein so „gemeiner“ Herr sei!

Die bevorstehende Wahl führte ihn auch oft nach Tannheim, in das Haus des Herrn Krausmann, wo Schwiegervater und Schwiegersohn in spe sich dann gemeinschaftlich an den steigenden Actien der Wahlaussichten freuten und mit den beiderseitigen Hoffnungen das Herz von Rosalien zu bestricken suchten. Allein es schien, daß die väterliche Autorität in der Tochter Herzensangelegenheit so wenig Einfluß habe als die unermüdlichen Bewerbungen des Beamten, der jetzt schon so glücklich situirt war und dem eine noch weit glücklichere Carriere aus naher Ferne winkte. Es war eine höfliche Freundlichkeit, mit der Rosalie dem Bezirksschreiber in derselben Weise begegnete wie schon vor Monaten — nichts mehr und nichts weniger. —

Inzwischen kam der Wahltag. Den Wirthen des Bezirksorts hatte der Bezirksschreiber einen namhaften Credit eröffnet: denjenigen Wählern, die ihre Stimme zu seinen Gunsten in die Urne warfen, durften sie so viel Wein und Knackwürste verabreichen, als der „Sufferän" nur immer wünschte. Der letztere hatte sich äußerst zahlreich eingefunden; die Aussicht auf eine langentbehrte Knackwurst und auf ein Quantum Wein, wie es den Einwohnern des Rosinlilandes nicht jedes Jahr zu Theil wurde, fachte unter ihnen einen sichtlichen Wetteifer in Ausübung einer süßen Bürgerpflicht an. Da kamen sie denn schaarenweise in ihrer grünen halbleinenen Kleidung in den Bezirksort: ernste Männer und übermüthige junge Bursche, die sich einen lustigen Tag machen wollten; die wenigsten mit klarem Bewußtsein über die Bedeutung der Wahl. Von den meisten Gemeinden des Rosinlilandes waren die Bürger von dem Gemeindeammanne angeführt, der auch die Wahl kommandirte.

Dieselbe fand in der Kirche des Bezirksortes statt. In das

Wahlkomité war zweckmäßiger Weise auch Herr Krausmann gewählt worden, der die Stimmenabgabe mit seinen lauernden Augen scharf überwachte. Die Wahlverhandlung ging ruhig von Statten und war in kurzer Zeit vollendet. Die weitaus größte Mehrzahl der Stimmen war auf den Bezirksschreiber gefallen, der nun mit lautem Jubel zum neuernannten Großrath ausgerufen wurde. Nach dem Ernst der Handlung folgte jetzt eine frohe Feier. Unter dem Knallen von Böllerschüssen wurde vor der Amtswohnung des Gewählten ein majestätischer „Mayenbaum" aufgerichtet; die Blechmusik des Orts huldigte ihm mit schmetternden Tönen, und der Sängerverein des Bezirks ließ zu seinen Ehren kräftige Vaterlandslandslieder erschallen. Der Gefeierte bewegte sich mit herablassender Würde unter den Wählern herum, drückte denselben die Hände und hieß sie im Ochsen, der Krone, dem Kreuz und Rößli auf seine Rechnung sich gütlich thun. In seine Wohnung selber wurden die Gemeindeammänner, Herr Krausmann und einige nähere Freunde geladen, wo zu saftigem Kalbsbraten reichlicher Wein floß.

In den Wirthshäusern äußerte sich die Freude durch lautes Toben, Schreien und Brüllen. Die Gläser klangen, die halbgeleerten Flaschen wurden auf den Tisch geschlagen, daß der Rest ihres Inhalts schäumend an die Decke sprang. Altverhaltener Groll machte sich bei diesem Anlaß bei dem einen und andern der Wähler Luft. Da und dort flog dem einen und andern ein Weinglas an die geröthete Stirne oder erhob sich drohend ein Stuhl über den Köpfen einer allzulebhaften Gruppe.

Auch an der Tafel des Bezirksschreibers ging es laut und lustig her; doch Alles innerhalb friedlicher Grenzen. Selbst der brausende Champagner, der zuletzt aufgetragen wurde, entzündete

kein böses Blut; er begeisterte vielmehr zu überschwänglichen Freundschaftsversicherungen.

Man hielt es jetzt für angemessen, sich unter die Wähler zu begeben. Die Tischgenossen der Bezirksschreiberei zerstreuten sich in die verschiedenen Gasthäuser; Herr Krausmann und der neugewählte Großrath tranken bei den Wählern in der Krone ihren Nachmittagskaffee, reichlich gemischt mit dem berühmten perlenden Kirschwasser des Rosinlilandes. Aus der Hippokrene der Kaffeeschaale schien dem Bezirksschreiber die Begeisterung für eine Volksrede emporzuquellen, und leise fragte er Herrn Krausmann, ob er es nicht für passend halte, wenn er als neugewählter Großrath sogleich eine Probe seiner rednerischen Befähigung ablegen würde? Es würde dies einen guten Eindruck auf die Wähler gewiß nicht verfehlen.

„Dakerment, versteht sich!" erwiederte Herr Krausmann. „Da auf dem freien Platz vor der Krone wird sich eine Volksrede am besten ausnehmen."

Es wurde nun in die verschiedenen Wirthshäuser geschickt, deren Gäste mit dem Vorhaben unseres Volkstribuns bekannt zu machen. Die Nachricht wurde allgemein so ziemlich kalt aufgenommen, und es zeigte sich unter den meisten Wählern wenig Lust, den Genuß herzstärkender Knackwürste und süßen Weines mit dem Anhören einer Volksrede, einer „Predigt" — mit welchem Begriff zugleich derjenige des Langweiligen verbunden ist — zu vertauschen. Erst als die verschiedenen Gemeindevorsteher zu den Ihrigen sagten: „He, Manne, he, Chnabe, chömet, der Herr Bezirksschreiber hält eine Rede," folgten Mehrere unter anzüglichen Bemerkungen auf den freien Platz vor der Krone.

Die Krone ist ein stattlicher Gasthof. Um ihren Glanz und

ihre Würde an dem an keiner Landstraße gelegenen Bezirksorte aufrecht zu erhalten, mußte ihr Inhaber sich in die Doppelthätigkeit eines Gast- und Landwirths theilen. An das Gastgebäude schließen sich eine reich gefüllte Scheuer und Stallungen mit nützlichen Bewohnern. In großem Quadrat, fast ein Stockwerk hoch, erhebt sich vor den Stallungen der künstlich gebaute Düngerhaufen, stolz hinausblickend nach drei Straßen, auf deren Kreuzungspunkt die Krone gebaut ist.

Eine geeignetere Rednerbühne als dieser Düngerhaufen hätte sich im Augenblick nicht denken lassen. Mit Würde wandelte der Bezirksschreiber über das Brett, das von der einen Stallthüre bis mitten auf den Haufen führt, dem Stoßkarren, wenn er aus dem Stalle neue Nahrung bringt, eine solide Unterlage gewährend, bis fast an den Rand dieser eigenthümlichen Rednerbühne, erhob dann seine weithinschallende Stimme und führte sich dem zuhörenden Volke mit folgenden Worten vor:

„Tritt auf, o edler Jüngling, Volksfreund, Vaterlandsmann" — und nachdem er noch mehrere solcher Worte an sich selber gerichtet hatte, sprach er dann Verschiedenes von den Altvordern und von den Männern von Uri, Schwyz und Unterwalden. Wie die Rede zu Ende war, erscholl aus dem Munde des Herrn Krausmann ein donnerndes Bravo, die Gemeindeammänner stimmten mit ein und noch etwelche andere Stimmen mischten sich in den schnell verlaufenden Fluß des Beifalls. „Famös hat er geredet," sagte Herr Krausmann zu einigen Anwesenden; „dakerment, solche Volksvertreter müssen wir haben."

„Was, das ist ein Volksvertreter?" fragten einige entfernter stehende Bursche, denen dieser Ausdruck neu war. „Ein Mistvertreter ist er!"

Die Rede des „edlen Jünglings" wurde im Rosinliland noch lange besprochen, nachdem sie verklungen war. —

Seit dem Festtage der Apostelfürsten, seit jenem gemüthvoll-lustigen Tanze in Bussach hatten sich Rosalie und Jörg Brunner selten gesehen. Es geschah dies im flüchtigen Begegnen auf dem Kirchgang, bei der Feldarbeit, oder zwei bis drei Mal auch auf dem Wochenmarkt in der benachbarten Stadt. Zeit zu längerem Gespräche fanden sie nie; aber der einfachste Gruß, ein streifender Blick, sagten oft mehr, als es lange Gespräche hätten thun können. Es war eine gegenseitige Liebesgewißheit, die aus ihren Worten tönte und aus ihren Augen leuchtete. Es war in ihnen nach und nach das Gefühl aufgedämmert, daß sie zusammengehören in alle Ewigkeit; an das, was sie trennte und in aller Welt Augen trennen mußte, dachten sie nicht.

Jetzt, an dem Tage der Großrathswahl, da alle Dörfer, alle Sennhöfe des Rosinlilandes ihre majorennen männlichen Einwohner in den Bezirksort entsendet hatten und Herr Krausmann selbstverständlich sich auch dort einfinden mußte, stieg Jörg Brunner keck von seinem Berge herunter Tannheim zu, und ohne alle Umschweife sprach er in dem Hause von Rosaliens Vater vor. Als sie ihm die Thür öffnete, erröthete sie bis an die Haarwurzeln und bewillkommte ihn mit einem ängstlich klingenden „Um's Himmels willen!"

„Da ich gerade in Tannheim bin, wollt' ich auch einmal sehen, wie es meiner Tänzerin geht," beschwichtigte er.

Ihr zitterndes Herz beruhigte sich nach und nach; die Unterhaltung der beiden Liebenden kam nach und nach in Fluß und rauschte dahin wie ein hold murmelndes Bächlein, das sich von der Decke des Winters befreit und an dessen Ufer die ersten Veil-

chen blüh'n. So schmolz auch von ihren Herzen zuletzt alle Zurückhaltung, und sie verhehlten es sich nicht mehr, daß sie einander in treuer Liebe zugethan seien. Schnell verflossen die trauten Stunden zarter, beseligender Geständnisse, und erst als das von der Ferne herschallende Jauchzen die Heimkehr weinseliger Wähler verkündete, verließ Jörg Brunner das Haus der Geliebten, um liebeselig, überglücklich auf seinen Berg zurückzukehren. —

Bald war in der Hauptstadt des Kantons Großrathssitzung. Es war in jener lebhaft bewegten Zeit, als der Kampf gegen den Jesuitismus und Ultramontanismus sich zuerst in den Rathssälen entsponnen hatte. Noch war der Ausgang nicht abzusehen. Jede Partei suchte auf alle mögliche Weise sich zu verstärken. Unentschlossen, auf welche Seite sich wenden, betrat der Bezirksschreiber das Rathhaus der Hauptstadt. Zu der Jesuitenpartei zog ihn seine Erziehung und der ihr wahlverwandte Egoismus seiner Lebensanschauung; bei der liberalen Partei dagegen fand er jene überzeugende und siegesgewisse Intelligenz, jene zukunftvolle nationale Begeisterung, deren Bedeutung seinem hellen Verstande nicht entgehen konnte. Für's Erste nahm er eine abwartende Stellung ein. Die Abende, welche die Großräthe nach den parlamentarischen Kämpfen des Tages in der Hauptstadt bei Kartenspiel und Waadtländerwein zuzubringen pflegten, verlebte er abwechselnd bald im liberalen bald im ultramontanen Club; heute spendete er hier sein Scherflein zu Gunsten sonderbündlerischer Waffenankäufe, morgen dort zu Gunsten des Loskaufs der gefangenen Freischärler.

Aber der Gegensatz wurde immer gespannter, die Entscheidung rückte immer näher, die Parteigruppirungen mußten sich immer bestimmter gestalten. Der neugewählte Großrath konnte

unmöglich mehr länger in seiner zweideutigen Stellung verharren. Da — es war im Gasthof zum „Stern," den Abend vor einer entscheidenden Abstimmung — zählten die Liberalen die Häupter ihrer Lieben und rückten dem gerade anwesenden Bezirksschreiber mit der unausweichlichen Frage auf den Leib, mit welcher Partei er morgen stimmen werde? „Wer nicht für uns ist, ist wider uns; entweder — oder!" hieß es. Aus der Beißzange dieses Dilemma's gab's kein Entschlüpfen; der Bezirksschreiber sagte „nunmehr" seine Stimme entschieden den Liberalen zu, was in ihrem Lager einen viel größeren Jubel verursachte als derjenige war, der in jenem Hause vernommen wurde, in welchem man für den wiedergekehrten verlornen Sohn ein Kalb geschlachtet hatte.

Als er am Morgen mit einem physischen Katzenjammer erwachte, empfand er über seine gestrige Zusage durchaus keinen moralischen. Der Sieg des Liberalismus über den Jesuitismus schien ihm in der Schweiz gesichert und er fand es daher gemäß seines ächt jesuitischen Instinkts für rathsam, das sinkende Schiff des Ultramontanismus zu verlassen. In der nächsten Großrathssitzung hielt er sein Wort; in einer Frage, deren Abstimmung die Parteien haarscharf trennen mußte, fanden ihn die Ultramontanen mit Sack und Pack in das Lager der Liberalen übergegangen. „Auch Du, mein Brutus!" jammerten die Einen; „die undankbare, perfide Bestie!" schimpften die Andern.

In Politik und Religion sind neu gewonnene Glaubensgenossen immer die Schooßkinder derjenigen Partei oder Confession, zu deren Fahne sie geschworen. Mag ihre Vergangenheit noch so anrüchig, ihr Uebertritt unter noch so verdächtigen Umständen geschehen sein: sie werden geehrt, gelobt, gehätschelt, betoastirt, und wo es irgendwo goldene Sporen zu verdienen gibt, stellt man

sie in's Vordertreffen. Eine solche auszeichnende Aufmerksamkeit ihrer Partei= und Religionsgenossen belohnen sie hinwieder damit, daß sie die Fahne ihres neuen Bekenntnisses hoch empor halten und mit schäumender Wuth anders Denkende und Gläubige verfolgen. Man hat Beispiele, daß katholisch gewordene Juden an fanatischer Rechtgläubigkeit den verfolgungssüchtigsten Papst übertroffen haben; auch kennt man in neuerer Zeit mehrere Freiheitshelden vom 1848er Datum, die gegenwärtig für die absolute Monarchie am rasendsten schwärmen, und auf die ihr durch unendliche Kriecherei erobertes Ordensbändchen im linken Knopfloch ungefähr dieselbe Wirkung ausübt wie auf Katzen Baldrian.

In einer der folgenden Großrathssitzungen sollte die Jesuitenfrage debattirt werden. Die Liberalen hatten sich daraufhin eifrig vorbereitet, die Rollen des Kampfes mit Takt unter ihre bewährtesten Redner vertheilt. „Und wenn ihr all' euer Pulver bis auf das letzte Körnchen verschossen habt, dann komm' erst ich!" sagte der Bezirksschreiber geheimnißvoll im Club. Niemand versuchte von ihm zu vernehmen, was er denn eigentlich vorhabe, weil Jedermann überzeugt war, daß er die Jesuitenpartei durch irgend einen wohlgezielten Streich tüchtig in die Pfanne hauen werde. Bereits hatte der neugewonnene Parteigenosse einige eklatante Proben seiner Gesinnungstüchtigkeit abgelegt. Daß er dieselben auch in der Großrathssitzung, von der nach der Meinung Vieler das fernere Fortbestehen der Welt abhängen sollte, durch eine neue, niederschmetternde Bewährung seines Vollblutliberalismus vermehren werde, stand unzweifelhaft fest.

Und richtig: „Wie eine platzende Bombe fiel sein Votum in der Jesuitenangelegenheit in den Großrathssaal!" — so berichtete unter Anderm über jene Sitzung das Organ der Liberalen.

Diese Sitzung war jedenfalls eine denkwürdige. Kirchenhistorisch, kirchenrechtlich, theologisch, pädagogisch wurde das System des Jesuitismus in seinem Widerspruche mit unserer Zeit, der wahren Sittlichkeit, dem wahren Katholizismus, der ächten Christusreligion bloßgelegt; von den Folgen und Consequenzen der jesuitischen Praxis wußten die liberalen Redner mitunter das Pikanteste zu erzählen, ohne daß sie von ihren Gegnern widerlegt werden konnten. Ueberhaupt hatten diese einen schweren Standpunkt; sie konnten den Liberalen im Grunde weiter nichts Stichhaltiges entgegnen, als daß diese es auf die Untergrabung der Religion und Sittlichkeit abgesehen hätten. In der heutigen Sitzung mußten sie aber mit diesem Vorwurf etwas haushälterisch umgehen und sich namentlich davor hüten, daß sie etwa den Liberalen nicht alle Religion und Sittlichkeit absprachen, um dieselben den Jesuiten und ihren Freunden einzig zu vindiziren. Denn es war ihnen aus dem liberalen Club verrathen worden, daß man es, sobald ein solcher Vorwurf geäußert würde, speziell auf einen ihrer Gesinnungsgenossen, der ebenfalls Großrath war, abgesehen habe. Dieser war nämlich als ein musterhaft frommer Mann, als der eifrigste Verehrer und Vertheidiger der Jünger des Ignatius von Loyola bekannt; nur wußte man seit neuerer Zeit, daß er einem kleinen Laster fröhne, für dessen Sühne nach modernen Rechtsbegriffen nicht der Beichtstuhl, sondern das Criminalgericht die letzte Instanz ist. Sobald nun die Ultramontanen auf Unkosten der Liberalen sich ihrer Religion berühmen sollten, wollte dann ein liberaler Großrath auf die unverblümteste Weise anfragen, ob das die vielgepriesene Jesuitenreligion sei, wenn man sich solche Laster zu Schulden kommen lasse, wie dies rücksichtlich des N. N. erweislicher Maßen der Fall sei? — So war es im libe=

ralen Club ausgemacht worden; das wußten die Ultramontanen und verhielten sich daher in der verhängnißvollen Großrathssitzung etwas kleinlaut — nicht ohne jenes peinliche Gefühl, als stünden ihre grünen Großrathssessel über einem offenen Pulverfaß, in das jeden Augenblick der entzündende Funke fallen könne.

Das Nennenswertheste, was sie zu Gunsten der Jesuiten vorbringen konnten, war das Lob ihrer Erziehungsweise. Aus allen Theilen der gebildeten Welt befänden sich Zöglinge in der berühmten Michaelsburg von Freiburg; selbst Fürsten hätten dort ihre Prinzen erziehen lassen. Die Jesuiten seien jedenfalls die unübertrefflichsten Lehrer der klassischen Sprachen. Aber auch den Forderungen unserer Zeit hätten sie gebührend Rechnung getragen. Deutsche Sprache, neuere Geschichte und Geographie, Mathematik, Naturkunde, Physik, Turnen und Zeichnen — das Alles könne man unmöglich irgendwo besser erlernen als bei diesen frommen Vätern.

Allein auch dieses pädagogische Verdienst suchten die Liberalen den Jesuiten nicht ohne Erfolg streitig zu machen, indem sie besonders betonten, daß die jesuitische Erziehungsweise nie einen freien, festen, auf seinen inneren Voraussetzungen stehenden Charakter zu bilden vermöchte.

„Herr Präsident, ich bitte um's Wort!" rief jetzt der neugewählte Großrath des Rosinlilandes.

Gespannt richteten sich die Augen aller seiner Collegen auf ihn.

„Herr Präsident, meine Herren!" begann der Bezirksschreiber, „wenn ich mir erlaube, in dieser hochwichtigen Frage das Wort zu ergreifen, so geschieht es nicht aus Unbescheidenheit, sondern weil ich darin einige Erfahrung besitze. Es ist vielleicht nicht

allen meinen hochgeachteten Herren Collegen bekannt, daß ich ein Jesuitenzögling bin. Ja, meine Herren, ich bin ein Jesuitenzögling, ein Zögling des berühmten Jesuitenseminars von Freiburg, wo ich nunmehr einige Jahre studirt habe. Ich kenne die jesuitische Erziehungsmethode sonach aus Erfahrung, ich habe sie erprobt, an meiner eigenen Person erprobt. Ja, seht mich nur an! An meiner eigenen Person, sage ich! Und was ist es denn für eine Erziehungsmethode — die jesuitische? Herr Präsident, meine Herren! Diese Erziehungsmethode — ich kann Sie auf mein Ehrenwort versichern — ist eine grundverkehrte, grundschlechte, grundverderbliche, eine miserable, eine hundsgemeine, eine — — was ich nicht mehr sagen kann, soll doch gelten. Da, das sag' ich, ich, der gewesene Jesuitenzögling. Dixi et salvavi animam meam!"

So redete unser neue Großrath aus dem Rosinliland; das war die platzende Bombe, die nach dem Berichte des liberalen Organs in den Rathhaussaal gefallen!

Achtes Kapitel.

Der Mord.

Es schien, als ob die politisch so bewegte Atmosphäre des Vaterlandes ihre Unruhe durch alle Spalten und Ritzen dem Dorfe Tannheim noch besonders mittheilen wollte.

Seitdem Rosaliens Mutter gestorben war, war der Schutzgeist häuslicher Heimlichkeit und eines beseligenden Kinderfriedens aus ihrer Wohnung gewichen. Herrn Krausmann's eigener Hei-

rathsplan entfremdete ihm seine Tochter, und die Absicht, diese wider ihren Willen mit dem Bezirksschreiber zu verheirathen, führte sehr oft zu äußerst unerquicklichen Erörterungen. Dann war der Besuch Jörg Brunners am Wahltag bei der Rosalie nicht unbemerkt geblieben, und es fehlte Herrn Krausmann nicht an guten Freundinnen, die nichts Eiligeres zu thun hatten, als ihn davon zu unterrichten. Es war zum Todtschießen: in der besten Absicht von der Welt hatte er mit dem Bezirksschreiber das Rendezvous von Bussach verabredet; der Vater wollte der Tochter zu ehelichem Glück, zu Geld und Rang verhelfen. Und wie hatte er jetzt nicht alle Ursache, jenes Rendezvous zu verwünschen! Der Plan des ehrliebenden, geldstolzen Mannes schien sich in sein reines Gegentheil verkehren zu wollen. Das so klug berechnete Rendezvous mußte die fluchwürdige Veranlassung werden, daß die reiche, ehrbare Tochter sich an einen Bettler, an einen mit der Schmach unehelicher Geburt gezeichneten Menschen warf! Und dieser Mensch hatte die Frechheit, die Schwelle von Herrn Krausmann's wohlbehütetem Hause zu überschreiten; diese Tochter war schamlos genug, dem Toleranten-Jörg die Pforte dieses Hauses zu öffnen, sich ohne Zeugen mit ihm zu unterhalten und wer weiß....?

Herr Krausmann's Haus war geschändet!

Seine Wuthausbrüche darüber waren fürchterlich. Was half's, daß ihn Rosalie unter Anrufung von Gott und allen Heiligen versicherte, sie hätte nichts Unrechtes gethan, ihr Herz, ihr Gewissen seien rein?

„Eine Metze bist, ein Scheusal, ein ehrloses Mensch, pfui der Teufel," schrie Herr Krausmann. „Wenn ich den liederlichen Kerl erwische, so schlage ich ihn todt."

Es war eine böse, kummervolle Zeit für die arme Rosalie angebrochen. —

In den Stunden ruhigen Nachdenkens kam Herr Krausmann jetzt nur um so lebhafter auf den Heirathsplan mit dem Bezirksschreiber zurück und suchte dessen Verwirklichung auf alle mögliche Weise zu beschleunigen. Seit der Großrathswahl hatten sich die beiden Männer enger als je an einander geschlossen, besuchten sich öfter als vormals und betrieben nun ihr Geldgeschäft zum großen Theil gemeinschaftlich. Ihr Kredit stand felsenfest; die namhaftesten Kapitalien wurden ihnen gegen ihre bloße Unterschrift, ohne alle Versicherung, anvertraut; Dienstboten und Taglöhner glaubten, sie könnten ihre Sparpfennige nirgends sicherer anlegen, als wenn sie dieselben in die Obhut des Bezirksschreibers oder Herr Krausmann's gäben; welcher Bewohner des Rosinlilandes Geld abzubezahlen oder Geld einzunehmen hatte, der bediente sich der soliden Vermittlung eines dieser beiden Herren.

Mit dem eifrigen Geschäftsbetriebe gingen jetzt die nicht minder eifrigen Bewerbungen des Bezirksschreibers um Rosaliens Gunst und Herz Hand in Hand. Allein es war ihr unmöglich, für den hohen Beamten eine Zuneigung zu gewinnen und gewiß hätte sie gerne mit Gretchen gesagt:

„Hab' vor dem Menschen ein heimlich Grauen,
Und halt' ihn für einen Schelm dazu!
Wollt' nicht mit seines Gleichen leben!
Kommt er einmal zur Thür' herein,
Sieht er immer so spöttisch drein,
Und halb ergrimmt;
Man sieht, daß er an nichts keinen Antheil nimmt;
Es steht ihm an der Stirn geschrieben,
Daß er nicht mag eine Seele lieben."

Doch um des lieben Hausfriedens willen bemühte sie sich, bei seiner Anwesenheit ein so freundliches Gesicht als möglich zu machen und in ihre Worte einen Ton von freundlicher Zuneigung zu legen. Das erweckte bei Herrn Krausmann wieder aufgrünende Hoffnungen. —

Unterdessen waren „weiße" Weihnachten herangekommen, wie man sie zu lieben pflegt. Bei mäßiger Kälte lag eine leichte Schneedecke über dem Rosinliland. Der Weihnachtsabend war hell; die untergehende Sonne hatte die feurigen Haufenwolken im Westen roth angeglüht, bis zuletzt der ganze Abendhimmel in Einem goldigen Feuer leuchtete, von dem die Kinder sagten, daß das Weihnachtskindlein darin Lebkuchen backe. Aus den Dörfern klang das heute lange andauernde Feierabend= oder „Heiliwog=" Geläute.

Jörg Brunner stand vor dem Sennhofe. Er hatte heute seine gewöhnliche Arbeit in Stall und Scheuer früher vollendet als sonst. Als er in den Abendhimmel blickte, als die Glocken aus dem Thale heraufklangen, überkam ihn eine feierlich=bewegte Stimmung. Das niederschlagende Gefühl seiner Heimathlosigkeit konnte jetzt bei ihm nicht aufkommen. Er fühlte sich glücklich, gleichberechtigt wie alle andern Menschen auch. Oder ist Christus nur für die Reichen, für die Leute, die einen Heimathschein haben, auf die Welt gekommen? O nein, für uns Alle! So dachte jetzt Jörg Brunner und summte den ersten Vers des Liedes vor sich hin, das morgen in der Kirche gesungen werden sollte:

„Reich' und Arm' sollen fröhlich sein
An diesem heiligen Tag,
Es ist geboren ein Kindelein,
Das alle Ding' vermag."

Er nahm sich vor, um zwölf Uhr den Mitternachtsgottesdienst zu besuchen. Seine Meistersleute wollten demselben in Bussach beiwohnen; es zog ihn in die Kirche nach Tannheim.

Schon hatte es das zweite Zeichen geläutet, als er aus seinem gesunden Schlafe geweckt wurde. Schnell zog er sich an und eilte Tannheim zu. Noch hatte er dasselbe bei einer Viertelstunde nicht erreicht, als es in die Kirche läutete. Jetzt beeilte er sich und lief sich in einen ordentlichen Schweiß hinein. Gerade hatte der Priester das Evangelium verlesen, als er in der Kirche von Tannheim ankam. Sein verspätetes Erscheinen fiel etwas auf. Die ihm zunächst Knieenden bemerkten auch, daß er hie und da heftig zittere. In der kalten Kirche fröstelte es ihn.

Nach dem Gottesdienste begab er sich wieder ohne Aufenthalt auf den Sennhof, um den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Am Weihnachtsfest selber konnte er den Gottesdienst nicht besuchen, da Alles aus dem Hause in die Kirche gehen wollte und ihm die Bewachung desselben überlassen bleiben mußte. In der warmen Stube feierte er das freudenvolle Fest in guten Gedanken.

In Tannheim drunten war inzwischen die Festruhe durch ein schaudervolles Verbrechen gestört worden. Am Morgen des Festtags fand man nämlich die dortige Bäckerswittwe in ihrer Stube im Blute liegen. Zwischen den Rippen der linken Brust hatte sie mehrere klaffende Wunden, dergestalt, daß dieselben unmittelbar den Tod hatten herbeiführen müssen. Neben ihr lag das blutige Messer. Eine Schublade der Kommode, in der sie ihr Geld aufzubewahren pflegte, war erbrochen und ihres Inhaltes gänzlich beraubt.

Man kann sich denken, welches Aufsehen diese That in

Tannheim und der ganzen Umgegend erregte. Die milde, fromme, das Gemüth so beruhigende Weihnachtsstimmung war dahin. Der Gedanke an das schaudervolle Ereigniß beeinträchtigte das weihevolle Empfinden der Menschen wie ein schwerer Traum.

Um das Haus des Verbrechens hatte sich am Vormittag zahlreiches Volk von Tannheim und selbst aus den Nachbardörfern gesammelt und versuchte in die Stube einzudringen, um das Opfer zu sehen. Drinnen saß der Landrichter und Bezirksschreiber mit Waibeln und Landjägern, um den Thatbestand zu erheben. Jedermann, der irgend in Beziehung zu dem Hause der Gemordeten gestanden, wurde zu Protokoll vernommen; alle Umstände, die irgend auf eine Spur des Thäters leiten konnten, wurden mit Anwendung alles kriminalistischen Scharfsinns berücksichtigt. Daß der Mord in der vergangenen Nacht geschehen sei, stand fest; am Abend hatte man die Wittwe noch auf der Gasse gesehen. Aber in welcher Stunde der Nacht, unter welchen Verumständungen die Beklagenswerthe ihre tödtlichen Stiche erhalten, ihrer Baarschaft beraubt worden war: das war eben noch die schwer zu lösende Aufgabe der Untersuchungsbehörde.

Da plötzlich schien in dieser dunkeln Angelegenheit ein Licht aufzugehen. Nachdem man nach mehrstündigem Verhör bereits im Begriffe war, dasselbe zu schließen, erinnerte sich nämlich ein Bursche von Tannheim daran, daß Jörg Brunner in der Nacht ziemlich verspätet in den Gottesdienst gekommen. „Und hast Du nicht bemerkt, wie er gezittert hat?" fragte ein Anderer. „Ja, ja gezittert hat er während des ganzen Hochamtes," schrieen nun mehrere Stimmen.

„Aha, jetzt hätten wir nunmehr den „Gängler" gefunden!" jubelte der Bezirksschreiber.

Sogleich wurden ein paar Landjäger auf den Hof abgeschickt, wo Jörg Brunner diente, um ihn, wenn er sich nicht etwa mit dem Raub flüchtig gemacht hätte, gefangen zu nehmen. Triumphirend falzte der Bezirksschreiber neues Papier zu neuen Verhören. Durch mehrere Zeugen wurde in der That konstatirt, daß Jörg Brunner in der letzten Nacht zu spät zur Kirche gekommen sei und daß der so kräftige Bursche auffallend gezittert habe. Diese beiden Umstände waren im höchsten Grade verdächtig. Dazu kam noch eine weitere gravirende Erwägung. Offenbar lag nämlich dem Morde kein anderes Motiv als Habsucht zu Grunde: was war erklärlicher, als daß der Toleranten-Jörg, der auf Gottes Erdboden nichts anzusprechen und zu erwarten hatte, durch diese Frevelthat sich in den Besitz einer hübschen Summe Geldes gesetzt habe? Kein Zweifel, Niemand anders als Jörg Brunner war der Mörder. Die Volksstimme war hierüber blitzschnell einig, und das Entsetzen über die blutige That fand jetzt namentlich unter den weiblichen Einwohnern von Tannheim in den Worten einigen Trost: „Es ist kein Faden so fein gesponnen, er kommt doch einmal an die Sonnen!"

Auch zu den Ohren von Jörgs Meistersleuten war an diesem Vormittag die Nachricht von dem Morde gedrungen, ohne daß sie jedoch noch eine Ahnung von dem muthmaßlichen Thäter hatten. Wie furchtbar sollte ihnen dieselbe kund werden! Als sie in Gesprächen über das Vorgefallene nach dem Festgottesdienste bergan ihrem Hofe zuschritten, sahen sie, wie von oben herab drei dunkle Gestalten ihnen entgegen kamen: zwei Landjäger mit blitzenden Gewehren, in ihrer Mitte ein Gefesselter. Jetzt hob die Hausfrau die Hand über die Augen, um vor den Sonnenstrahlen geschützt besser sehen zu können. „Jesus Maria und Josef, der

Jörg!" rief sie erblassend aus. Das traf den Hofbesitzer wie ein Blitzschlag; auch er erkannte in dem Gefesselten seinen treuen Knecht.

Die Eskorte kam näher. Ueber die blühenden Wangen des armen Jörg rannen die hellen Thränen. Als er seine Meistersleute ansichtig wurde, suchte der „Gedäumelte" mit dem Arme über die Augen zu fahren. Allein der eine Diener der Gerechtigkeit riß den Arm durch ein heftiges Zucken des Kettchens, an welchem er den Gefangenen festhielt, auf die unbarmherzigste Weise wieder herunter. — „Um Gottes willen, Jörg, was ist das!" sagte zu ihm der bestürzte Meister, als er in seine Nähe kam. Ein erbarmungswürdiges Schluchzen war das einzige, womit der Gefesselte antworten konnte. „Der kommt nicht mehr in Euern Dienst," sagte der eine der Landjäger roh, „nächstens wird ihm der Scharfrichter den Kopf abschneiden, damit er gut tauglich wird zum Dielentragen!"

Lange sahen die Hofbewohner entsetzt, sprachlos der Eskorte nach. War es doch, als ob ein Theil der Blutschuld ihr eigenes Gewissen zu belasten anfange, als ob sie auch in jenen dunkeln Kreis hineingezogen würden, wo derjenige stand, auf dessen Stirn man das Kainsmal des Mordes gedrückt hatte.

Sie Alle hatten den Jörg Brunner geschätzt und geliebt, und er wurde in dem braven Hause nicht wie ein fremder Knecht, sondern fast wie ein eigenes Kind gehalten. Das Geschick, das ihn getroffen, traf daher das ganze Haus mit und berührte Alle da, wo das Herz am empfindlichsten ist. Die Hausfrau weinte ganz verzweiflungsvoll, und ein namenloser Kummer sprach aus den ernsten Zügen des Hofbesitzers. „Ist's möglich! Ist's möglich!" seufzte er ein Mal um das andere.

Der Gefangene wurde in das Haus des Verbrechens geführt. Das ganze Dorf war vor demselben versammelt, als er ankam. Eine seltsame Bewegung gab sich unter den Versammelten kund, durch die er in das Bäckerhaus geleitet wurde. Als er im Hause verschwunden war, hieß es: „Der tanzt den nächsten Sommer nicht mehr in Bussach!" „Nein, in Bussach jedenfalls nicht, aber am Galgen," ließ sich eine andere Stimme vernehmen.

Bis jetzt wußte eigentlich Jörg Brunner noch gar nicht, was man von ihm wolle, weßhalb er gefesselt und gefangen worden sei. Die Landjäger hatten ihn auf die roheste Weise in der Stube des Hofes gepackt und ihm nicht das Geringste mitgetheilt, weßhalb? Aus Allem mußte er indeß abnehmen, daß man ihn in dem Verdachte eines schweren, eines sehr schweren Verbrechens hielt. Jetzt stand er gefesselt vor einer Leiche, vor einer gemordeten Frau! Der schaudervolle Anblick verwirrte ihn; er entfärbte sich, es wurde ihm übel. Der Landrichter und der Bezirksschreiber fixirten ihn während dessen auf's Schärfste. Dann protokollirte der Letztere einige Zeilen. Hierauf wies der Untersuchungsrichter dem Gefangenen das Taschenmesser vor, das man bei der Ermordeten gefunden hatte, und fragte ihn, ob er dasselbe kenne? Er verneinte es. Nun begann erst das Verhör in aller Form Rechtens. Es dauerte lange; aber es verlautete nichts davon, daß Brunner irgend ein Geständniß abgelegt habe. Nichtsdestoweniger war sowohl die Untersuchungsbehörde als das Volk klar davon überzeugt, daß er der Mörder der Bäckerin sei.

Diese Ueberzeugung sollte sich noch durch einen weitern Umstand befestigen. Durch das herbeigeströmte Volk war zwar unmittelbar um das Haus des Verbrechens der Schnee zertreten, doch ließen sich bis ziemlich nahe deutliche Fußspuren in der weißen

Schneedecke wahrnehmen, so deutlich, daß man ganz genau die Zahl der Nägeleindrücke angeben konnte, die der Stiefel oder Schuh hinterlassen hatte. Das war ein Umstand, den sich das Auge des Landrichters nicht entgehen lassen wollte. Dem Jörg Brunner wurden die Schuhe ausgezogen und genau mit den Spuren im Schnee in der Nähe des Hauses verglichen — und siehe da, es ergab sich auf's Augenscheinlichste, daß es unseres Gefangenen Schuhe waren, die jene Spuren hinterlassen hatten. Die Form des Schuh's war nach seiner Länge und Breite so genau in den Schnee eingedrückt, daß auch nicht der kleinste Schuhnagel fehlte! Jetzt regte sich auch nicht mehr der leiseste Zweifel daran, daß Jörg Brunner nicht der Mörder der Bäckerswittwe sei.

Nach dem langwierigen Verhör wurde er unter scharfer Bewachung in das Bezirksgefängniß abgeführt. Der Bezirksschreiber verließ nach seiner amtlichen Thätigkeit das Dorf nicht, ohne vorher seinem Freunde, Herrn Krausmann, und seiner Tochter einen Besuch abgestattet zu haben. Man unterhielt sich natürlich über die blutige That, und der Bezirksschreiber machte in dem befreundeten Hause mit einem wahren Wohllustgefühle die vertrauliche Mittheilung, daß Niemand anders der Mörder sei, als Jörg Brunner. Der werde jedenfalls um einen Kopf kürzer gemacht werden.

„Dem Toleranten-Jörg habe ich nie etwas Gutes zugetraut; der ist zu Allem fähig," bemerkte mit einem eigenthümlichen Seitenblick auf seine Tochter Herr Krausmann.

Wenn aber die beiden Männer glaubten, dadurch, daß nun Jörg Brunner zu einem Mörder gestempelt sei, werde sich das Herz von Rosalien plötzlich von ihm abwenden und etwa gar dem Bezirksschreiber zufliegen, so irrten sie sich gewaltig. Wo die Liebe

rein und treu und tief eingekehrt ist, „da verträgt sie Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles. Die Liebe höret nimmer auf.“ Die Nachricht vom Morde der Nacht war für Rosalien schon erschütternd genug. Als es dann im Laufe des Vormittags hieß, Jörg Brunner sei gefesselt zur Leiche gebracht worden — er sei der Mörder — da wurde es auf einmal ganz schwarz vor ihren Augen und auch in ihrer Seele wurde es finstere, unheimliche Nacht. Der furchtbare, unfaßliche Gedanke kam über sie wie eine unausweichbare, Alles zerschmetternde Naturmacht. Ihre Liebe war rein und gut und hoch, ein voller Seelenakkord, der keinen Mißton duldete, die Blüthe reinen Menschenthums, die sich keusch verschloß vor allen Berührungen eines gemeinen, niedrigen Sinnes. Und an diesem Hochgefühle, das alles Gute und Wahre, alles Menschenwürdige und Nachahmungswerthe in sich einschloß, maß sie auch die Liebe des Geliebten. Konnte er so unaussprechlich tief fallen? In der Angst und dem Kummer, in der Verzweiflung ihrer Seele schwebte — wie von dem fernen, einsamen Gehöfte dem irrenden Wanderer in finsterer Nacht — ein schwaches Lichtlein auf, um bald wieder zu verschwinden: er ist unschuldig!

Habsucht war also das Motiv des Mordes. Das gestohlene Geld mußte sich finden lassen. Auf dem Hofe, wo Jörg gedient, wurde seine Kammer, wurde das ganze Haus, Scheune, Stallung, Holzschuppen u. s. w. durchsucht; allein vergeblich. Auch nicht eine Spur des Raubes wurde gefunden.

Im Bezirksorte wurde Jörg Brunner häufig verhört. Oft mehrere Male des Tages sah man ihn gefesselt aus dem Gefängnisse in die Amtsstube des Landrichters geführt werden. Auf alle Fragen, die von diesem an ihn gerichtet wurden, gab er äußerst kurze, aber durchaus klare und bestimmte Antworten. Von einem

Geständniß der Mordthat keine Rede! „Der muß ein wenig mürbe gemacht werden, dann wird er schon eingestehen," dachte der Landrichter. Und jetzt ließ er ihn ohne Verhör über drei Wochen bei geschmälerter Kost im Gefängniß sitzen. Das schien zu helfen. Der Gefangene verlangte nach dem Pfarrer von Tannheim. „Aha, das Gewissen thaut ihm auf; er will beichten!" Die Untersuchungsbehörde gewährte ihm seinen Wunsch. Als der würdige Pfarrer sich bei ihr zu dem Gefangenen meldete, legte man ihm dringend an's Herz, er möchte den Verbrecher ermahnen, sein Gewissen auch durch ein Geständniß vor der weltlichen Behörde zu erleichtern.

Es war ein bejammernswerther Anblick, als der Pfarrer in das Gefängniß trat. Der arme Jörg, der kaum mehr zu erkennen war — so hatten ihn die Kerkerleiden und der Kummer abgemagert — weinte wie ein Kind. Dann bat er den Pfarrer tausend Mal um Verzeihung, daß er ihn hierher bemüht habe. Der Geistliche beschwichtigte ihn mit liebreichen Worten und ermuthigte ihn dann zu einem unumwundenen Geständniß seiner Schuld im Vertrauen auf den verzeihenden Vater im Himmel.

„So wahr ein Gott im Himmel lebt, so wahr ich ein fühlender, denkender Mensch bin — ich bin unschuldig an dem mir vorgeworfenen Verbrechen! Das ist's, Herr Pfarrer, was ich Ihnen sagen wollte; das ist's, warum ich Sie hierher bemüht habe! Es glaubt mir kein Mensch mehr; ich bitte Sie um Jesu Christi willen: glauben Sie mir, ich bin unschuldig, unschuldig an dem mir vorgeworfenen Morde!"

Nach diesen Worten sah der Pfarrer mit einem Blick, der Herz und Nieren zu durchforschen schien, in die Augen des Gefangenen.

„Wenn Du Dich und mich nicht betrügst," sagte er dann, „so sei getrost. Die Wahrheit wird und muß an den Tag kommen, und dann wirst Du bald von Deinen Leiden wieder erlös't werden."

„Nur noch eine Bitte," sprach nun der Gefangene. „Haben Sie die Freundlichkeit und lassen Sie der Rosalie Krausmann wissen, daß ich bei Allem, was mir heilig ist, Ihnen meine Unschuld betheuert habe. Wenn nur sie mich nicht für einen Verworfenen hält!"

Der Pfarrer versprach es. Zugleich fand er sich veranlaßt, die Unschuldsbetheuerungen des Jörg Brunner dem Untersuchungsrichter mitzutheilen, was indeß nicht den geringsten Einfluß auf den weitern Gang der Untersuchung hatte. Es lag so viel Gravirendes gegen den Gefangenen vor, daß bei der Behörde die Ueberzeugung, Niemand anders als der Toleranten-Jörg könne der Mörder der Bäckerswittwe sein, unerschütterlich feststand. Die ganze Untersuchungsmethode war eigentlich auf den Kopf gestellt: von demjenigen, was die Untersuchung erst herausbringen sollte, ging sie als von einer bereits festgestellten Thatsache aus, und es handelte sich jetzt nur darum, den Inquisiten zur Anerkennung der richterlichen Antizipation zu zwingen. Es war jene liebenswürdige Methode, die in jedem Menschen einen gebornen Spitzbuben sieht. Wehe dem, der einmal in das bestrickende Netz einer solchen Untersuchung fiel!

Neuntes Kapitel.

Konsequenz.

Der Bezirksschreiber stand nun im größten Kredit und Ansehen. Sein Reichthum, das sagte man allgemein, sei zu einer fast fabelhaften Höhe angewachsen. In den Großrathssitzungen der Hauptstadt hatte seine Stimme das größte Gewicht und den durchgreifendsten Einfluß. Ganze Gemeinden, ja ganze Bezirke, die wegen Straßenbauten, Eisenbahnangelegenheiten u. s. w. irgend einen namhaften Vortheil gewinnen oder einen erheblichen Schaden abwenden wollten, suchten nun die allvermögende Verwendung des Bezirksschreibers als Mitglied der obersten Kantonsbehörde nach. In solchen Fällen verschmähte er nie die Annahme kleinerer oder größerer Geldsummen, um damit, wie er zu sagen pflegte, dieses oder jenes zweifelhafte Mitglied, oder auch mehrere Mitglieder, in bewußter Angelegenheit „herumzulüpfe."

Seine politischen Gesinnungsgenossen in der Großrathsbehörde hatten alle Ursache, stolz auf ihn zu sein. Denn auch bei den Großrathswahlen kam ihnen sein Kredit und Ansehen unter dem Volke gut zu Statten, und war dasselbe vielleicht mit ein Grund, daß sie in dieser Behörde jetzt eine starke Mehrheit bildeten und sonach die Geschicke des Kantons in ihre Hände gegeben waren.

Es wäre ein Leichtes gewesen, daß der Bezirksschreiber zum Regierungsrath gewählt worden wäre; dann würde es auch nicht mehr schwer gehalten haben, ihn zum Regierungspräsidenten, zum ersten Beamten des Kantons zu befördern. Allein in reiflicher Erwägung der Dinge dankte er für diese Ehre. Die Bezirks-

schreiberstelle trug nämlich weit mehr ein, als eine Regierungsraths- oder Regierungspräsidentenstelle; ferner war der Boden seiner Geschäftsverbindungen, die er nicht ohne den größten Schaden plötzlich abbrechen konnte, das Rosinliland, und endlich durfte der in tiefem Herzen gehegte Plan, die Rosalie Krausmann zu heirathen, durch eine Entfernung aus ihrer und ihres Vaters Nähe nicht in Frage gestellt werden. „Nachdem nun Jörg Brunner als Mörder qualifizirt ist, wird sie ihre dummen Gedanken an ihn wohl für immer und radikal aufgegeben haben," dachte er. Auch mit dem ebenso gewandten als reichen Geschäftsfreund, Herrn Krausmann, sollte die so hohe Zinsen tragende Geschäftsverbindung noch länger fortgesetzt werden. „Was sagt Cäsar? Besser in einer kleinen Stadt der Erste sein als in Rom der Zweite. Besser König von Rosinliland sein und bleiben, als nicht blos der zweite, sondern selbst der erste Beamte der ganzen Republik des Kantons zu werden!" So sagte sich wohlweislich der Herr Bezirksschreiber und ließ sich nach Ablauf seiner Amtsperioden jeweilen in seinem Bezirksamte wieder bestätigen.

Mehrere Jahre, so beiläufig zwei Dezennien, waren die Liberalen am Staatsruder und lenkten, oft an gefährlichen Klippen vorbei, mit ziemlichem Glück und Geschick das ihnen anvertraute Fahrzeug. Da erhob plötzlich ein bis jetzt unbekannter Gegner sein Haupt. Wurde früher der Regierung der Vorwurf gemacht, sie sei viel zu liberal, zu freisinnig, zu avancirt in ihren Ansichten, als daß dies nicht die einfachen Sitten des biedern Volkes beleidigen müsse, so sagte der neu entstandene Gegner jetzt, die Regierung sei gar nicht liberal genug, sie verstehe ihre Zeit nicht, sie hätte sich überlebt, sie wasche den Pelz und mache ihn nicht naß — also weg mit ihr, runter! Dieser Gegner trat

immer stärker, immer heftiger, immer entschiedener auf: es war die rothe Opposition, die, zuletzt noch durch verschiedene Elemente verstärkt, den Sturz der liberalen Regierung vorbereitete.

Roth oder grau? Radikal oder liberal? war schon bei den letzten Großrathswahlen die Parole, so daß bereits in der neuesten Großrathssitzung der Gegensatz in dieser Gestalt auf's Schärfste hervortrat. Als sich der endliche Sieg der rothen Opposition zuzuneigen schien, blieb der Bezirksschreiber, der bisher ihr gegenüber wie ein Fels im sturmbewegten Meer dagestanden hatte, „dringender Geschäfte" halber aus allen denjenigen Großrathssitzungen weg, in denen sich die politischen Parteien zu messen hatten. Dann trat er in's geheim mit den „Rothen" in Unterhandlung, und als ihm diese seine Bezirksschreiberstelle zugesichert hatten, erschien er auf einmal nicht mehr im liberalen Club; er war jetzt mit Sack und Pack in's rothe Lager übergegangen. Richtig, als Roth und Grau im Rathhaussaale den letzten entscheidenden Gang machten, stand der Bezirksschreiber in den Reihen der Rothen, die mit einer knappen Mehrheit das graue Regierungssystem der Liberalen in den Sand streckten.

Es waren verschiedene moderne Grundsätze des Rechts, der Politik, der Religion u. s. w., zu denen sich die Rothen, als mit der Zeit fortgeschrittene Partei, bekannten. Auch die Abschaffung der Todesstrafe stand auf ihrem Programm geschrieben. Allein aus Rücksicht für das souveräne Volk, dem man seine Wahl verdankte und dem man in landesväterlicher Huld das herzerhebende Schauspiel einer „Köpfete," bei der gewöhnlich der Scharfrichter Mengis von Rheinfelden oder Hug von Bern in „aufgestülpten" Hemdärmeln das Schwert der Gerechtigkeit führten, von Zeit zu Zeit gerne gönnte — aus dieser Rücksicht war es noch nicht thun=

lich, die Todesstrafe aus dem Criminalkodex des Kantons zu streichen. Doch gab man sich das Wort, sofern sich bei einem Delinquenten irgend ein Milderungsgrund seiner Schuld angeben lasse, in der Großrathssitzung nie für Bestätigung eines Todesurtheils zu stimmen.

Der heftigste Gegner der Todesstrafe war jetzt der Bezirksschreiber. „Hat der Mensch, folglich auch der Staat," fragte er emphatisch, „nunmehr das Recht, einen andern Menschen zu tödten? Mit nichten! Ist die Todesstrafe nicht vielmehr die Anwendung des barbarischen jus talionis: wie Du mir, so ich Dir; Aug' um Aug', Zahn um Zahn, Kopf um Kopf? Ist durch das Kopfabhauen das Verbrechen gesühnt? Mit nichten! Ja, sagt man, man müsse den Verbrecher, der die Sicherheit der Menschen gefährde, unschädlich machen. Papperlapapp! Hat man nunmehr kein anderes Mittel hiezu als das Schwert des Scharfrichters? Es wäre das sehr traurig für einen gebildeten Staat! Und mit der Abschreckungstheorie ist's auch nichts. Gehe man in die Länder, wo die Todesstrafe existirt, und in diejenigen, wo sie abgeschafft ist, so wird man finden, daß in den erstern das Leben der Bürger mehr bedroht ist als in den letztern. Ja, man hat sogar Beispiele von Exempeln, daß gerade der Tag einer Hinrichtung öfter die Veranlassung von blutigen Raufhändeln geworden ist, die gewöhnlich mit Mord und Todtschlag endeten."

Dieser Ansicht von der Todesstrafe entsprach es vollkommen, wenn der Bezirksschreiber im Großen Rathe stets und unter allen Umständen für Umwandlung der Todesstrafe in Zuchthausstrafe stimmte. Vatermörder, Muttermörder, Brudermörder, Verwandtenmörder, Brandstifter unter erschwerenden Umständen — sie alle konnten stets darauf zählen, daß, soweit dies vom Bezirks-

schreiber abhing, das Haupt so lange unangetastet auf ihrem Rumpfe ruhen bleibe, als ihnen überhaupt der gütige Himmel nach dem natürlichen Verlauf der Dinge zu leben vergönne. —

Die Untersuchung gegen Jörg Brunner zog sich außerordentlich in die Länge. Allein weitere Indizien, als die bereits vorhandenen, wollten sich bei allem Scharfsinn, welchen die Untersuchungsbehörde in der Führung dieser so wichtigen Angelegenheit bethätigte, dennoch keine ergeben. Trotzdem Brunner durch die Art und Weise seiner Gefangenschaft ziemlich mürbe geworden war, gelang es dennoch nicht, ihn zu einem Geständniß zu bringen. Er betheuerte stetsfort kurz und bündig seine Unschuld.

Von der ganzen Welt verlassen, von der öffentlichen Meinung als Mörder gebrandmarkt, hatte das Leben für den armen Gefangenen wenig Werth mehr. Und wenn er auch bald wieder freigelassen, für unschuldig befunden werden sollte, so war er doch schlimmer daran als je zuvor in seinem Leben. Früher lastete der Fluch der Heimathlosigkeit auf ihm; wo sollte jetzt der Tolerant, der wegen Verdacht des Mordes im Gefängniß saß, Aufnahme, Unterkommen, Verdienst finden? Alles würde ihn meiden und verachten als einen Gebrandmarkten, der Fluch der Heimathlosigkeit, der ihm seit seiner Geburt an die Fersen geheftet war, sollte dadurch einen unerträglichen Nachdruck erhalten, daß die menschliche Gesellschaft ihn als einen Ausgestoßenen, ein räudiges Schaaf ansah, dem man sich auf hundert Schritt nicht nähern dürfe. „Besser sterben!" dachte er oft, und zuweilen wurde er von dem Gedanken versucht, sich als Mörder vor der Behörde zu bekennen. Dann werde er bald hingerichtet, dann sei er dieses elende, von Gott und Menschen verlassene Leben los, und wenn auch das Haupt blutend zu seinen Füßen falle, keine Seele weine um ihn.

Keine Seele? „O ja, auch Rosalie wird mich vergessen haben und verachten; sie wird es bereuen, daß sie dem Tolerant je gut gewesen; man wird es ihr vielleicht lange nachtragen, daß sie einst in seligem Entzücken mit einem habe tanzen können, der nun als Mörder hinter Schloß und Riegel sitzt.“ So dachte Jörg Brunner.

In seiner verzweiflungsvollen Einsamkeit besuchte ihn jetzt wieder der wackere Pfarrer von Tannheim. Er sprach ihm Trost und Muth ein. Aber mehr als Alles richtete den Gebeugten die Nachricht des Pfarrers auf, daß Rosalie von seiner Unschuld überzeugt sei; sie lasse ihm sagen, er solle nur auf Gott vertrauen, es werde Alles sicherlich noch ganz gut werden.

Rosaliens Liebe für den Unglücklichen war, wir können wohl so sagen, eine wahrhaft heldenhafte. Wir wissen, wie die Nachricht, daß Jörg Brunner der Mörder der Bäckerswittwe sei, erschütternd in ihre Seele fiel. Und während Alles ihn verurtheilte, ohne ihn gehört zu haben, tauchte doch von Zeit zu Zeit in ihr die Frage auf, ob hier nicht ein beklagenswerther Irrthum, ein unseliges Mißverständniß obwalten könne, ob er nicht vielleicht doch unschuldig sei?

Und als der Pfarrer ihr die Betheuerung der Unschuld des Gefangenen hinterbrachte, da zweifelte sie keinen Augenblick mehr an der Wahrheit derselben. In ihrer Seele ward es wieder hell wie warmer Frühlingssonnenschein. Mochte die Welt denken und glauben, was sie wollte: in Rosaliens Augen war Jörg Brunner gerechtfertigt und stand da ohne Flecken und Makel.

„Aber weil er Niemand hat, keine Verwandten, keine Freunde, die theilnahmsvoll sich um das grausame Schicksal des Gefangenen kümmern, so ist es für mich nun doppelte, dreifache Pflicht,

ihm, so viel an mir liegt, zu ersetzen, woran ihn ein tückisches Schicksal und eine herzlose Welt Mangel leiden läßt: an aufopfernder Liebe.“ Das gelobte sich Rosalie. „Dem Armen, der nichts hat in der Gegenwart, will man auch seine Zukunft rauben; ihm, dem seit seiner Geburt Alles versagt ist, außer ein gutes Herz und untadelhafte Sitten, will man auch noch das absprechen; das soll und darf nicht sein,“ sagte sie sich entschlossen. —

Das einzige bemerkenswerthe Thatsächliche, was die Untersuchung inzwischen noch herausbrachte, war die Bestimmung der Summe des an der Gemordeten begangenen Raubes. Aus verschiedenen unzweifelhaften Erhebungen ergab sich, daß diese Summe 700 Frk. in baarem Silbergeld betrug. Außerdem wurden zwei goldene Ringe und ein in Silber gefaßtes Medaillon von ziemlicher Größe vermißt, das die Bäckerin an hohen Festtagen auf der Brust zu tragen pflegte. Wo aber dieser Raub hingekommen, davon wollte sich vor der Hand schlechterdings keine Spur ergeben.

Endlich wurde die Untersuchung für geschlossen erklärt, und das Malefizgericht versammelte sich in hochnothpeinlicher Amtstracht zur Fällung des Urtheils. Vor die Gerichtsschranken geführt, erklärte Jörg Brunner nach dem Verlesen der Akten und dem besondern Vorhalt aller ihn gravirenden Indizien sich wieder kurz und bündig für unschuldig an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen. Nachdem der Gefangene wieder abgeführt war, wurde zur Urtheilsfällung geschritten. Es ging dies nicht ohne heftigen Kampf ab. Büffelstirnige Voreingenommenheit, die man aus den gänzlich zu Ungunsten des Angeklagten redigirten Akten geschöpft hatte, stritt mit juristischer Unbefangenheit; dumpfer Leichtsinn mit dem Gefühl dessen, was ein Menschenleben, und wäre es auch das gleichgültigste, werth sei. Bei der Abstimmung ergab sich ein

Mehr von einer Stimme für Ausfällung der Todesstrafe. Als dem Angeklagten das Urtheil verlesen wurde, ward er blaß wie der Tod und fing heftig an zu zittern. Das hatte er doch nicht erwartet!

Bevor es zur Exekution kommen durfte, hatte die oberste Landesbehörde, der Große Rath, das Urtheil zu bestätigen, und zwar mußte dies längstens innerhalb zwei Mal vierundzwanzig Stunden nach Ausfällung des Urtheils geschehen.

Inzwischen ließ man dem todtgeweihten Gefangenen jede Erleichterung wiederfahren. Er durfte zu essen und zu trinken verlangen, wozu er immer Lust hatte, und Alles sollte ihm gewährt werden. Jörg Brunner hatte aber weder Hunger noch Durst; eine unbeschreibliche Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt; es war ihm, als sei die ganze sittliche Weltordnung aus ihren Fugen gegangen. Er stand an der Schwelle des Jenseits und jetzt, zum ersten Male in seinem Leben, stieg die Frage in ihm auf: Giebt's ein Jenseits? Giebt's einen Gott? Nein! antwortete es in seinem Innern.

Der dem „armen Sünder" als „Seelenbeistand" in's Gefängniß gesendete Kapuziner-Pater vermochte durch seine Art des geistlichen Zuspruchs nicht, dem Gefangenen Trost und Versöhnung zu bringen. In seinem Gürtel hatte er auf der linken Seite wie ein Schwert ein großes Krucifix stecken. Sobald er nun in das Gefängniß zu Jörg Brunner kam, zog er dasselbe hervor und hielt es mit einer drohenden Geberde nahe vor das Angesicht des Delinquenten. „Siehe, der da hat auch für Dich, Du elender, armseliger Tropf, Du niederträchtiger Bösewicht und Missethäter, sein Blut vergossen, wende Dich nicht ab von ihm, wie der linke Schächer; gehe in Dich, gestehe Deine Blutschuld ein und bereue

sie, dieweil es noch Zeit ist, damit ich Dir dieselbe kraft meines priesterlichen Amtes vergeben kann. Denn wisse, der Mengis von Rheinfelden ist mit seinem großen Rasirmesser schon hier und wird Dir ohne Zweifel morgen schon den Kopf mit dem Bart wegrasiren. Dann kommen die schönen schwarzen Engelein, die Hörner auf dem Kopf haben wie Mistgabeln und Nägel an den Fingern wie Bärenklauen, und fahren mit Deiner Seele in den Abgrund des Höllenpfuhls. Also bekenne und beichte Deine Blutschuld!"

„Ich habe keine Blutschuld zu bekennen und zu beichten," antwortete finster der Gefangene.

„Was, Du verstockter Sünder? Halt, jetzt betest mit mir; sprich nach, was ich vorbete."

„O mein Gott!"

„O mein Gott!"

„Ich bekenne und bereue" —

„Nein, ich bekenne und bereue nicht," sagte trotzig der Gefangene.

Der Kapuziner gerieth in schäumende Wuth und wenig hätte gefehlt, daß er sich an dem zum Tode Verurtheilten vergriffen hätte. Mehrere Male erhob er sein Kruzifix, wie zum Schlage damit auf seinen Kopf ausholend.

Den ganzen Tag und die ganze folgende Nacht plagte der rohe Kapuziner den armen Jörg Brunner. Es war eine verstandlose, liebeleere, unwürdige Weise, mit der er sein Amt als Seelenarzt bethätigte. Und doch hätte der Gefangene so sehr des Trostes, des freundlichen Zuspruchs bedurft!

Am andern Morgen versammelte sich der Großrath. Von früh an hatte man den Jörg Brunner nach seinem Wunsche allein

gelassen. Jetzt tönten vom Rathhaus die Glocken zur Sitzung. Eine unsägliche Angst überfiel ihn. „O wär' doch der gute Pfarrer von Tannheim jetzt bei mir," seufzte er. „Leb' wohl, Rosalie! Leb' wohl, Du frommer Seelenhirte! Lebt wohl, meine Meistersleute! Lebt Alle wohl, die Ihr mir in meinem Leben Gutes gethan; Gott vergelt's Euch!" Und jetzt rann ein Thränenstrom aus seinen Augen, als ob er sich die Seele ausweinen wollte. —

Im Großrathssaale wurden unter feierlicher Stille die Prozeßakten und das Todesurtheil verlesen. Auch abgesehen davon, daß eine erkleckliche Anzahl Großrathsmitglieder grundsätzlich gegen die Todesstrafe war, mußte sich blos auf die vorhandenen Indizien hin die Meinung auf's Siegreichste geltend machen, daß das Todesurtheil in keiner Weise gerechtfertigt sei. In der That auch wurde demselben von der obersten Landesbehörde die Bestätigung versagt.

Als dies dem Gefangenen angezeigt wurde, athmete er wieder erleichtert auf. Jetzt erinnerte er sich auf einmal wieder der Worte Rosaliens: „Es werde Alles sicherlich noch gut werden!" Die Angst des Todes war von seiner Seele genommen; ein rosiger Hoffnungsstrahl fiel erwärmend in dieselbe. —

Unter den wenigen Großrathsmitgliedern, die für die Bestätigung des Todesurtheils gestimmt hatten, befand sich auffallenderweise auch der Bezirksschreiber. Wie kommt der dazu? Und noch in diesem Falle? So fragte man sich erstaunt. Niemand dachte daran, daß er in Jörg Brunner seinen Nebenbuhler haßte und denselben auf die radikalste Weise von der Welt unschädlich zu machen wünschte, nämlich dadurch, daß er ihm den Kopf abschlagen ließ. Als er von seinen Gesinnungsgenossen gefragt wurde, wie er um's Himmelswillen dazu komme, für den Tod

Georg Brunner's zu stimmen, antwortete er in seiner leichten, nonchalanten Manier: „Parbleu, ich habe in meinem Leben noch Niemanden köpfen gesehen, und da dachte ich denn, damit mir jetzt dieses interessante Schauspiel nicht entgehe, es werde gut sein, wenn ich nunmehr auch meine Stimme für die Bestätigung des Todesurtheils abgebe. Ein Schaden wäre es keinenfalls gewesen, wenn der Toleranten-Jörg um einen Kopf kürzer gemacht worden wäre!"

Zehntes Kapitel.

Die Aktien fallen.

Zwischen Rosalien und ihrem Vater war das Gespräch schon lange nicht mehr auf den gefangenen Jörg Brunner gekommen. Jetzt, nachdem Herr Krausmann vernommen hatte, daß das Todesurtheil an ihm nicht vollzogen werde, tobte und schimpfte er wider den Unglücklichen. Man wußte allgemein, daß von Letzterem immer noch kein Geständniß des ihm angesonnenen Verbrechens vorlag; allein man legte dies keineswegs zu seinen Gunsten aus, sondern sagte eben, daß der Jörg Brunner ein verstockter Sünder sei, der mit Leib und Seele noch vom Teufel geholt werde. Er habe mit dem Kapuziner Pater Pankratius, der ihn auf den Tod habe vorbereiten müssen, im Gefängniß nicht einmal die Reue und Leid beten wollen. „Und so ein Unmensch soll jetzt noch weiß der Himmel wie lange auf Kosten des Staats ernährt werden?" eiferte Herr Krausmann. „Der wird bald wie-

der den Weg aus dem Gefängniß finden — und wehe dann denen, die Geld haben. Entweder ermordet er die Besitzer oder verführt ihre Töchter."

Zum ersten Mal wagte jetzt Rosalie ein Wort zu Gunsten dessen, der von der Welt gerichtet war. „Für die That, die dem Jörg Brunner vorgeworfen wird, hat man ja weder Zeugen, noch ein Geständniß."

„Wa—wa—wa—wa—was?" schrie Herr Krausmann außer sich. „Du wagst, an seinem Verbrechen zu zweifeln und willst Dein Gewissen auch mit Blut beflecken?"

Es klopfte an der Stubenthür.

Der Pfarrer des Ortes trat zum Besuch ein. Die drohenden Gewitterwolken auf Herrn Krausmann's Stirn verzogen sich ein wenig. Man theilte einander die Nachrichten aus den Zeitungen mit.

„Und wissen Sie auch schon, Herr Pfarrer," sagte Herr Krausmann, „daß der Mörder Jörg Brunner nicht geköpft werden soll?"

„O ja, und es gereicht mir dies zu großer Beruhigung — ich habe nämlich die feste moralische Ueberzeugung, daß er gar nicht der Mörder ist."

„Wer denn sonst?" fragte Herr Krausmann hastig.

„Das weiß der Himmel, aber es wird auch noch an den Tag kommen!"

„Der Toleranten-Jörg und kein Anderer ist der Mörder gewesen. Die Herren Großräthe werden es zu spät bereuen, daß sie ihn nicht haben köpfen lassen."

Daß der allgeliebte Pfarrer des Orts, daß vor Allen Rosalie sich nicht davon wollte überzeugen lassen, daß Jörg Brunner ein

Mörder sei, das war für Herrn Krausmann äußerst widerwärtig. Zwar widerstrebte es seinem, wie er glaubte, gesunden Verstande, zu denken, daß seine Tochter auch in dem unglaublichen Falle, daß der Toleranten-Jörg wirklich unschuldig sein sollte, in ein näheres Verhältniß zu ihm treten könne. Er sei einmal als Mörder gefangen gewesen, das Todesurtheil sei sogar über ihn ausgesprochen worden, im Gefängniß habe er als verstockter Sünder sich geweigert, mit dem Priester zu beten: wenn er nun von aller Schuld ganz blendend rein gewaschen aus dem Gefängniß herauskomme, so dürfe doch fürderhin kein halbwegs ehrbares Mädchen sich nur den Anschein geben, als ob es je ihn gekannt habe oder nun ihn kenne. Allein dennoch hätte der Scharfrichter Herrn Krausmann von einer lästigen Sorge befreit, wenn er dem Jörg Brunner den Kopf abgehauen hätte. „Was will jetzt der arme Teufel anfangen?"

Nach und nach kam Jörg Brunner aus dem Sinn der Menschen. Ueber das Grab der Ermordeten war bereits Gras gewachsen. Da die Letztere wie der muthmaßliche Mörder ohne nähere Verwandte war, so erkaltete zuletzt das Interesse an dem Ereigniß und an dem Manne, den man damit in Verbindung gebracht hatte — eben weil dieses Interesse nur durch das Außerordentliche, das geschehen, und durch das Außerordentliche, das man erwartete, nämlich eine öffentliche Hinrichtung, hervorgerufen war und nicht auf einer inneren, das Herz ergreifenden Theilnahme nach dieser oder jener Seite hin beruhte. Man sprach von der Sache wie von einer „alten Geschichte." Nur auf dem Hofe, wo Georg gedient hatte, fragten im nachdenklichen Dämmerscheine des Abends bald der Hausherr, bald die Hausfrau: „Was mag jetzt wohl „unser Jörg" machen?" O ja, es war i h r Jörg;

diese stillen braven Leute hatten den fleißigen, treuen, gutgearteten Jungen lieb gewonnen, lieb wie ein eigenes Kind!

Der Pfarrer von Tannheim war, wie gesagt, von seiner Unschuld überzeugt. Er wünschte, daß in das unselige Dunkel der Schauderthat bald ein enthüllendes Licht leuchten möchte. Aber was soll dann aus dem armen Jörg werden, wenn er wieder frei wird? Es war eine unselige Geschichte!

In Rosaliens Herzen war etwas wie von christlichem Heroismus erwacht. Sie hatte den Georg Brunner schon längst geliebt — mit jener ursprünglichen Kraft des Herzens, vermöge welcher die Liebe als reine Gluth aufflammt und in ihrem vollen Wesen erscheint, das nichts nach äußerlichen Zufälligkeiten fragt. Mit dieser innern Herzensneigung mischte sich jetzt ein ernstes, schönes, erhabenes Pflichtbewußtsein, dem Geliebten, so viel in ihren Kräften lag, zu ersetzen, was ihm die Ungunst eines traurigen Geschicks versagt, ihn zu entschädigen für die schmachvolle Unbill, die ihm ein unseliges Verhängniß zugefügt hatte. Sie war fest entschlossen, nie einen andern Mann zu heirathen als Georg Brunner, selbst auf die Gefahr hin, daß sie ihr Vater verstoßen, daß er sie enterben sollte.

So gab es denn doch auf Gottes weiter Welt noch ein Paar Menschen, die an dem Gefangenen Antheil nahmen. —

Inzwischen hatte Herr Krausmann seinen eigenen Heirathsplan nicht aufgegeben. Da und dort hatte er schon bei mancher reichen Wittwe angeklopft, da und dort war er freundlich aufgenommen worden; allein zu einer Wahl hatte er sich bis jetzt noch nicht entscheiden können. Von den reichen wollte er eben die reichste heirathen, und welche diese sei, das war erst noch in sichere Erfahrung zu bringen.

Das Geldgeschäft ging seinen Gang fort. Herr Krausmann und der Bezirksschreiber waren mit angesehenen Häusern der benachbarten Stadt in Verbindung getreten, von denen ihnen ein namhafter Credit eröffnet wurde. Zugleich hatte sich der Bezirksschreiber an einem neu zu errichtenden Fabrikgeschäft betheiligt, das zwar bedeutende Geldsummen beanspruchte, aber eine unverhältnißmäßig hohe Rente abzuwerfen versprach. Der Neubau der Gebäude, die innere Einrichtung, Ankäufe aller Art erforderten eine lange Zeit immer größere Geldopfer, so daß zuletzt der Rhythmus zwischen „Soll und Haben" in einige Verwirrung gerieth und die Zahlen des bezirksschreiberlichen Hauptbuches je länger je mehr aus ihrer übersichtlichen Gliederung herauskamen. Um die Zahltermine bei den unerbittlichen Banquiers einzuhalten, mußten öfter Summen verwendet werden, die eine ganz andere Bestimmung hatten; doch im Hinblick auf eine gut rentirende Zukunft glaubte unser Bezirksschreiber sowohl mit seinen eigenen als den ihm anvertrauten Geldern schon etwas kühn umgehen zu dürfen.

Da plötzlich überraschte ihn eine sehr schlimme Fatalität. Auf einen bestimmten Tag sollte er eine Wechselschuld von mehreren tausend Franken an ein Banquierhaus der Fabrikstadt bezahlen. Mit genauer Noth brachte er die Summe bis auf fünf tausend Franken zusammen; der Rest sollte ihm am Verfalltage eingehen. Eine vergebliche Hoffnung; der Tag kam, aber leider das Geld nicht. Der Wechsel wurde sofort protestirt und zugleich von dem Banquierhaus dem Bezirksschreiber der eröffnete Credit gekündigt. Dieß wurde in der reichen Handelsstadt bald allgemein bekannt, und da hieß es dann ebenso allgemein: „Da stinkt's in der Fechtschul'!" Des Bezirksschreibers Credit war von nun an hier vollständig erschüttert.

Im Rosinliland galt er aber nichtsdestoweniger noch für einen reichen Mann, dem man auf sein bloßes Wort hin Hab' und Gut anvertrauen dürfe. Herr Krausmann nahm daher auch nicht den geringsten Anstand, ihm die fehlenden fünftausend Franken vorzustrecken, die er gegen Werthpapiere in der Stadt einlösen wollte. Es war an einem Freitag, als die beiden Freunde dahin fuhren. Das Geschäft war bald abgemacht. Sie schlenderten dann durch die engen Straßen und blieben zuletzt vor dem Laden eines Antiquitäten-Händlers stehen, wo verschiedener Kram ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Der Bezirksschreiber kaufte hier einen Spazierstock, der irgend einer Notabilität des vorigen Jahrhunderts angehört haben mochte; Herr Krausmann betrachtete inzwischen ziemlich gleichgültig die Figuren aus Metall und Porzellan, messingene, silberne Lichtstöcke, Paternoster, Tableaux rc., die an dem Schaufenster standen oder hingen. Dann kehrten sie in den Gasthof zurück und ließen zur Abreise anspannen.

Auf der Heimfahrt war Herr Krausmann ziemlich nachdenklich geworden. Bei halbgeschlossenen Augen runzelte er zuweilen die Stirn. Auf einmal sagte er: „Daß mir doch das nicht gleich in den Sinn gekommen ist!“

„Was denn?“ fragte der Bezirksschreiber.

„Am Schaufenster des Antiquitäten-Händlers hängt das Medaillon von der gemordeten Bäckersfrau. Das Ding kam mir gleich so halb bekannt vor, nur wußte ich es im Augenblick nicht heimzuführen. Ja, kein Zweifel, es ist ihr Medaillon, ich wollt' drauf Hundert an Eins wetten; ich kenn's ganz gut.“

„Parbleu, das muß man nunmehr dem Landrichter anzeigen,“ sagte der Bezirksschreiber; „damit kann man nun gewiß den Toleranten-Jörg zum Geständniß bringen.“

Nicht lange nach dieser wichtigen Entdeckung gerieth der Bezirksschreiber in neue Geldverlegenheit. Dießmal half er sich damit, daß er eine größere Summe Geldes, die er für einen Bauer an einen Creditoren bezahlen sollte, zu seinem Vortheil verwendete. Bald mußte er auch Herrn Krausmann die vorgestreckten fünftausend Franken wieder zurückbezahlen, was ihn wiederum zu einer sehr verzweifelten Finanzoperation veranlaßte. Mit der Fabrikeinrichtung wollte es nicht recht vorwärts gehen, während dieselbe immer mehr Geld kostete. Die Verwirrung in seinen Geschäften wurde immer größer; jede Verlegenheit ward die Mutter einer zweiten, noch viel bedeutendern, und jede Nothbrücke, die er schlug, um sich zu retten, verkehrte sich in eine Falle, die ihn immer tiefer in sein Verhängniß hineinzog. Die geschäftgeübten Finanzmänner der Fabrikstadt prophezeiten ihm alle ein schlimmes Loos; seinen Credit hatte er bei ihnen unwiederbringlich verloren. Jetzt fing man auch im Rosinliland an, davon zu munkeln, daß es mit dem Bezirksschreiber nicht mehr am besten stehen solle. „Man weiß es halt nicht für bestimmt, aber man hört es so sagen," sprachen die Leute gedankenvoll. Mancher Bauer, der ihm Summen zur Abbezahlung anvertraut hatte, bekam in der Nacht unruhige Träume. Von Zeit zu Zeit erschien jetzt bald Der, bald Jener in der Bezirksschreiberei und verlangte den abbezahlten Schuldschein schüchtern heraus. „Er ist mir leider bis jetzt noch nicht zugesendet worden," beschwichtigte anfänglich der Bezirksschreiber. „Sonderbar, es ist doch schon lange her, daß ich die Schuld bezahlt habe!" wurde ihm dann entgegnet. „Ihr werdet doch nicht glauben ...., hat denn mein Wort, meine Unterschrift keinen Werth mehr?" fragte der mit solchen Zumuthungen bestürmte Beamte halbbeleidigt. „Ha das schon, allen Respekt,

aber wir sollten halt doch den Schuldschein wieder zurückhaben; bis wann können wir ihn wieder holen?" „Kommt in acht oder vierzehn Tagen wieder," lautete die Antwort.

In manchem Bauernhause des Rosinlilandes gab es dann vorläufig acht bis vierzehn unruhige, von Zweifel und Besorgniß gequälte Nächte. Auch der Bezirksschreiber schlief nicht mehr einen königlichen Schlaf. Sein stolzes Bewußtsein, daß er der König vom Rosinliland sei, fing an verzagt zu werden. Seine einzige Hoffnung war jetzt noch die Heirath mit Rosalien; sie konnte ihn retten, und eifriger als je setzte er seine freienden Besuche in Tannhein fort. Aber in der Gunst Rosaliens stieg er nicht höher, und von Herrn Krausmann wurde er immer kälter empfangen. Denn auch Herr Krausmanm hatte Verschiedenes munkeln gehört; ja, ein solider und ehrenwerther Geschäftsmann der Fabrikstadt hatte ihn ernstlich vor einer ferneren Verbindung mit dem Bezirksschreiber gewarnt.

Eilftes Kapitel.

Der Klingen-Peter.

Es fügte sich auf eine bemerkenswerthe Weise, daß der Landrichter gerade von dem Bezirksschreiber die Anzeige erhielt, daß das Medaillon der gemordeten Bäckersfrau von Tannheim an dem Schaufenster des Antiquitätenhändlers der Fabrikstadt ausgehängt sei. Ohne Säumen setzte sich der Richter mit den Behörden dieser Stadt in mündliches Vernehmen. Der Händler wurde ver=

hört und er sagte aus, daß er jenes Medaillon schon vor längerer Zeit von dem bekannten Peter von Klingen gekauft habe. Dem Landrichter ging ein neues Licht auf; der Klingen-Peter wurde sofort in strenge Haft genommen.

Wer ist der Klingen-Peter, oder wer war er? denn jetzt lebt er nicht mehr. Der Klingen-Peter war auch so eine Art König vom Rosinliland. Nur verdankte er diese Würde weder seinem Gold, noch dem moralischen Ansehen seiner Persönlichkeit. Der Klingen-Peter war nicht reich und stand auch nicht im besten Ruf. Aber eben wegen dieses seines Ruf's war er gefürchtet. Er stand über dem Gesetz wie ein absoluter Monarch, er war ein Souverän in seiner Weise. Niemand wagte es, seine Majestät zu beleidigen; selbst die für den Schutz der Menschen und des Eigenthums so besorgte Polizei senkte vor ihm ihr Schwert. Wenn er den reichlichen Bedarf seines Holzes in dem Walde seiner Heimathsgemeinde oder in demjenigen eines Nachbardorfes holte, so drückte der Waldhüter nicht blos ein, sondern seine beiden Augen zu, damit er ihn nicht sehe. Nie löſ'te Peter eine Jagdkarte, und doch schoß er immer, wann und wo es ihm beliebte, den Jägern das beste Wild vor der Nase weg. Er pflügte nicht und säete nicht, und doch blühte ihm der schönste Waizen — auf fremden Aeckern. Er schnitt nicht und drosch nicht, und doch war seine Fruchtkammer stets mit Vorräthen gefüllt. Er mästete nie ein Schwein, und doch hingen in seinem Kamin stets die appetitlichsten Speckseiten, die auserlesensten Schinken, die prächtigsten Würste. Er war, wie bemerkt, nicht reich, aber jahraus jahrein hatte er vollauf zu leben, und nie war sein Geldbeutel leer. Ob wohl die dankbare Mitwelt ihn so reichlich mit des Lebens Nothdurft zu beschenken beflissen war? wird der geneigte Leser fragen.

Nein, mein Lieber, das nicht: der Klingen=Peter stahl eben ganz einfach alles Dasjenige, was er brauchte und was ihm gut dünkte.

Liegt denn das Rosinliland außerhalb der Grenze geordneter, civilisirter Zustände? fragt der geneigte Leser abermals. Nein, mein Lieber, auch das nicht. Im Rosinliland herrschen so weise und gute Gesetze als irgendwo in der Welt, und der Bürger erfreut sich in allen Dingen eines wohlorganisirten Schutzes. Es war eben der unbegrenzteste Respekt, mit welchem die gesammte Bevölkerung des Rosinlilandes den Klingen=Peter umgab, der ihn schützte und ihn wie Drachenblut schuß= und hiebfest machte. In allen Dingen ließ man ihn auf's Liberalste gewähren und besaß seine Gunst weit lieber als die fetteste Speckseite im Kamin.

Früh übt sich, was ein Meister werden will. In fremden Kriegsdiensten, unter Napoleon I., hatte der Klingen=Peter die Erfahrung gewonnen, daß dem Tapfern die Welt gehört. Mit dieser Erfahrung kam der noch jugendliche Krieger in seine Heimath zurück, wo ihm die philisterhaft=langweilige Art menschlicher Thätigkeit und menschlichen Broderwerbs, wie seine Väter Beides zu üben pflegten, in keiner Weise mehr zusagte. Er associirte sich mit einer weit verzweigten Diebsbande, die zuletzt, und namentlich durch den Aufschwung, den der neue Associé ihrem Geschäfte gab, ermuthigt, unter die Artikel, in denen sie machte, auch den Raubmord aufnahm. Leider aber fiel die ganze Gesellschaft, als ihr Geschäft am blühendsten ging, der Polizei in die Hände. Verschiedenes hatte man ihr zur Last gelegt; Peter läugnete Alles. Mehrere gewandte Verhörrichter nahmen ihn in das Kreuzfeuer der verfänglichsten Fragen. Aber Peter ließ sich nicht fangen. Jede Schlinge, die man ihm legen wollte, nahm er mit schlauem Auge wahr; glaubte man ihn endlich durch einen überführenden

Vorhalt im Netze zu haben, so entwand er sich demselben wieder wie ein glatter Aal. Kurz, unserm Peter war bislang auch der gewandteste Verhörrichter nicht gewachsen.

Aber bislang gab es auch keinen Kerker, der fest und sicher genug war, den Klingen-Peter, der eine außerordentliche Liebe zur freien Natur besaß, festzuhalten. Er wurde zu verschiedenen Malen verschiedener Verbrechen wegen eingezogen. Wenn er nun in den Verhören den Untersuchungsrichter in einem äußerst interessanten Spiel der Dialektik schachmatt machen konnte, so gereichte ihm dies zu einer sehr genußreichen geistigen Unterhaltung, welche die langweiligen Stunden des Gefängnißlebens auf angenehme Weise beflügelte. Wenn aber der Untersuchungsrichter den letzten Trumpf ausgespielt hatte, wenn er dem Peter auf keiner Seite mehr beizukommen wußte und ihn dann Tagelang in der einsamen Gefängnißzelle sitzen ließ: ja, dann beschlich den Gefangenen eine unwiderstehliche Sehnsucht nach Gottes freier Natur — so unwiderstehlich stark, daß sie die stärksten Mauern durchbrach, die dicksten Eisenstäbe durchsägte und die engsten Fesseln abstreifte. Mit Einem Wort: die souveräne Natur Peter's fühlte sich über die Schranken menschlicher Logik und freiheitraubender Gefängnisse erhaben und bethätigte dieses Gefühl zu wiederholten Malen. Dadurch gewann er ein Anrecht auf den tiefsten Respekt der Mitwelt, ein Privilegium auf Diebstahl und Mord.

Daß verschiedene Mordthaten, die er theils in Gesellschaft, theils auf eigene Faust ausgeführt, auf seinem Gewissen lagen, war eine allbekannte Sache. Wie er nach und nach als Mörder renommirt wurde, vermied Jedermann auf's Aengstlichste, gegen ihn in irgend einer Angelegenheit Zeugniß abzulegen oder bei seinen Ausgängen, bei seinem Thun und Treiben ihm hemmend in

Weg zu treten. Im Wirthshause zahlte man ihm gern eine Flasche Wein; irgend einen Wunsch, den er hatte, suchte man ihm gern zu erfüllen. In den politischen Kämpfen jener Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, hatte Peter sogar im Rosinliland einen nicht unwichtigen Einfluß. Die Jesuitenpartei hatte es sich nämlich eine schwere Summe Geldes kosten lassen, um für ihre frommen Zwecke den berüchtigten Mann zu gewinnen. Bei Wahlagitationen war er äußerst brauchbar. Wenn er Den oder Jenen einlud, seine Stimme für den Kandidaten seiner Partei abzugeben, so hütete man sich wohl, seinem Wunsche nicht zu entsprechen. Bei solchen Anlässen war indeß Peter liberal genug, sich mit der zum Wahlsieg nöthigen knappen Stimmenmehrheit zu begnügen. War er einmal seiner Zahl sicher, so ließ er dann die übrigen Wähler mit seinen Zumuthungen unbehelligt.

In Gesellschaft war Peter äußerst wortkarg und beobachtete immer eine bescheidene Haltung. Nur aus seinen Augen schossen zuweilen stechende Blicke, mit denen er die Anwesenden musterte. Es geschah nicht selten, daß solche, die ihn nicht kannten, sich in seiner Anwesenheit über seine verwegenen Streiche unterhielten. Natürlich geschah dies fast immer mit der bewundernden Anerkennung seines Spitzbubengenie's. Meist hörte Peter in solchen Fällen ruhig zu und ergötzte sich im Stillen an der Bewunderung, die ihm gezollt wurde. Beim Fortgehen pflegte er sich dann mit den Worten zu verabschieden: „So, jetzt wenn Ihr heimkommt, könnt Ihr den Euren sagen, Ihr hättet den Klingen-Peter gesehen; Adies!“ Diese Entdeckung hinterließ bei den Zurückgebliebenen nicht immer die beruhigendste Stimmung.

Viele Jahre lang war der Klingen-Peter im Rosinliland eine unantastbare, über alle göttlichen und menschlichen Ordnungen er-

habene Persönlichkeit. Aber Nichts währt ewig unter der Sonne. Auch für ihn schlug endlich die verhängnißvolle Stunde, die seiner gefürchteten und zweideutig bewunderten Laufbahn ein Ziel setzen sollte.

Als man in der Fabrikstadt das Medaillon der gemordeten Bäckersfrau entdeckte, als der Besitzer desselben unbefangen erklärte, er hätte es von dem Klingen-Peter gekauft, mußte sich natürlich der Verdacht des Mordes auf ihn lenken. Er wurde, wie wir wissen, gefangen gesetzt, wozu indeß ein starkes Detachement Landjäger nöthig war. Alle Vorsichtsmaßregeln waren getroffen, daß er dies Mal nicht entrinnen konnte.

Die Verhöre begannen. Das Medaillon, das man ihm vorwies, wollte er nicht kennen. In einer Confrontation mit dem Antiquitätenhändler läugnete er gleichfalls, je in seinem Leben mit ihm Geschäfte gemacht oder ihn gesehen zu haben.

Jetzt trat ein weiterer Umstand zu Tage. Es ergab sich nämlich, daß — ein höchst merkwürdiger Zufall! — seine Schuhe ganz genau dieselbe Größe, dieselbe Form, dieselbe Anzahl Nägel hatten, wie diejenigen von Georg Brunner. Doch das Alles waren noch unzureichende Indizien, um den Verdacht des Mordes zur Gewißheit zu erheben.

Verhör folgte auf Verhör. Aber der gute Landrichter war der vielbewährten Zungenfertigkeit des Klingen-Peter nicht gewachsen. Aus jedem Verhör ging dieser wieder siegreich hervor.

Jetzt kam der Sommer mit ungewöhnlich heißen Tagen. Der Klingen-Peter befand sich zwar im Schatten; allein selbst in seinem dunkeln Gefängnisse war eine solche Hitze, daß er den Tag über alle Kleider von sich warf.

An einem solchen heißen Tage war es, als bei Peter die

Frische seiner Erinnerung eingetrocknet, die Macht seiner Geistesgegenwart gelähmt zu sein schien.

Da der Landrichter mit der Spitzfindigkeit seiner Fragen dem Gefangenen nicht beizukommen wußte, so nahm er seine Zuflucht zu einer List. Er ließ nämlich, ohne daß es Peter merken konnte, das Taschenmesser, das man bei der ermordeten Frau gefunden hatte, in den rechten Aermel von des Gefangenen Jacke stecken, die in einer Ecke des Gefängnisses lag.

Sodann begab sich der Landrichter selber mit dem Polizeidiener in das Gefängniß und hieß den Peter, ihm in das Verhörlokal zu folgen; er solle sich aber erst vollständig ankleiden. Schnell zog Peter seine Weste an, dann hob er die Jacke vom Boden auf — aus der das verrätherische Messer herausfiel; in verwirrter Hast steckte er es zu sich. „Ist das Euer Messer?“ fragte der Landrichter. „Freilich, wem sonst?“ antwortete Peter, der dies Mal — zum ersten Mal in seinem Leben — den Kopf verloren hatte.

Zu spät sah er ein, daß er sich verrathen habe. Seine Zuversicht war dahin, sein stolzes Selbstvertrauen hatte ihn verlassen. Sein schuldbeladenes Gewissen erwachte, seine ganze blutbefleckte Vergangenheit bäumte sich auf einmal drohend vor ihm auf. Schon in den nächsten Verhören legte er ein unumwundenes, reumüthiges Geständniß der von ihm an der Bäckersfrau in Tannheim begangenen Mordthat ab. Dann folgte aus freien Stücken Geständniß auf Geständniß seiner früheren Verbrechen, und es kamen nun Dinge an den Tag, die wahrhaft haarsträubend waren.

Jetzt war auch der Bann, der über dem armen Jörg Brunner lag, gelös't. In feierlicher Gerichtssitzung wurde er des Verbrechens, dessen man ihn angeschuldigt hatte, für unschuldig erklärt und sofort auf freien Fuß gesetzt.

Bald klang das Armensünderglöcklein zur Enthauptung des Klingen=Peter. Eine zahlreiche Volksmenge hatte sich zu derselben eingefunden, denn weit und breit war der berüchtigte Gauner bekannt, und Alles wollte ihn auf seinem letzten Gange noch sehen. Aber Peter, der innerlich den alten Menschen ausgezogen hatte, war auch äußerlich nicht mehr derselbe. Er wandelte wie gebrochen, das Haupt gesenkt, neben dem Geistlichen auf die Richtstätte; seine Gestalt war nicht mehr imponirend wie sonst. Auf der Richtstätte angekommen, erhob er noch einmal sein Haupt und überblickte mit seinen durchbohrenden Augen die zuschauende Menschenmenge. Dann holte der Scharfrichter Mengis zu einem gutgezielten Streiche aus — und im Nu fiel der Kopf von dem zuckenden Rumpf des Verbrechers. Die Gerechtigkeit war gesühnt.

Zwölftes Kapitel.

Der Fall.

Aber wer gab dem schwerbeleidigten Georg Brunner seinen guten Namen wieder? Wer söhnte ihn aus mit seinem unverdienten Geschick? Zwar hatte ihn das Gericht an dem ihm vorgeworfenen Verbrechen für unschuldig erklärt und auf freien Fuß gesetzt. Allein stieg er deshalb höher in der Gunst der Menschen? Waren auch diese bereit, ihn für den zeitweiligen Verlust seiner Freiheit und Ehre mit doppelter Liebe zu entschädigen? Leider nicht! Er war und blieb eben nach wie vor der mißachtete Toleranten=Jörg, und diejenigen, die ihn früher auf unverdiente Weise

gehaßt hatten, konnten ihm jetzt vorwerfen, er sei wegen Mordes gefangen gewesen!

Mit den niederschlagendsten Gefühlen trat er nun aus dem Gefängniß wieder in Gottes freie Natur. Wohin? Eine unüberwindliche Menschenscheu hatte ihn ergriffen. Es zog ihn zu seinen frühern Meistersleuten hin, ohne daß er in seinem Kleinmuth zu hoffen getraute, daß er dort wieder freundlich aufgenommen würde. Die Dörfer, durch die ihn sein Weg führte, umging er, um ja von Niemanden gesehen zu werden. Es war schon spät am Abend, als er auf dem Sennhofe, für dessen Gedeihen er treu gearbeitet hatte, ankam. Zaghaft und zitternd klopfte er an der Hausthüre an. Da öffnete die Hausfrau mit dem Aufschrei: „Jesis, der Jörg! Sei Gottwilche!"*) Ein süßes Gefühl menschlicher Rührung trieb ihm die Thränen in die Augen.

Auch der Meister nahm ihn freundlich auf. „Gottlob, daß Du wieder da bist!" sagte er, „und daß die schlimme Sache einen so guten Ausgang genommen hat. Du mußt uns jetzt nicht mehr verlassen, gelt?" „Nie mehr, wenn Ihr es so haben wollt," antwortete Jörg Brunner; „ich will Euch von nun an schaffen für Drei; ich will Euch dienen und pflegen und lieben, wie es Euer eigen Kind nicht besser könnte."

In das Herz des Heimathlosen war wieder ein Heimathsgefühl eingezogen.

Des Vergangenen wurde nicht mehr gedacht. Die arbeitsvollen Tage auf dem stillen Hofe befestigten nach und nach in Jörg wieder ein muthiges Selbstgefühl. Nach kurzer Zeit schon wagte er sich wieder in's Thal hinab, nach Tannheim, um dem

*) Willkommen.

Pfarrer für seinen theilnehmenden Besuch im Gefängniß zu danken. Wie er sich im Dorfe zeigte, sahen ihn die Leute immer noch mit scheelen Blicken an. Der Pfarrer empfing ihn aber mit offener, liebevoller Freundlichkeit und suchte ihn in seiner christlichbiedern Weise mit seinem Geschick auszusöhnen. „Das Leben ist eben eine Schule der Prüfung," sagte er. „Wem Alles, was er wünscht, ungesorgt in den Schooß fällt, der hat kein Verdienst vor Gott. Wer aber in schwerem Unglück und Mißgeschick sich selber nicht verliert und das Vertrauen auf eine allwaltende Gerechtigkeit nicht aufgiebt, für den ist das Unglück ein heilkräftiges Bad für seine Seele, ein Segen für seine Zukunft."

Jörg mußte nun versprechen, den Pfarrer öfter zu besuchen. Wie gern hätte er auch die Rosalie gesehen, wenn dies irgendwie angegangen wäre!

Daß er wieder nach Tannheim gekommen war, daß er bei seinen frühern Meistersleuten wieder Aufnahme gefunden hatte, verdroß Herrn Krausmann auf's Aeußerste. „Daß die Einen wieder in den Dienst nehmen mögen, der wegen Mordes im Zuchthaus saß, das ist ja schändlich!" sagte er entrüstet.

„Aber er ist ja unschuldig!" entgegnete Rosalie.

„Was unschuldig!" donnerte Herr Krausmann; „was geht das Dich an! Sorg' Du für Dich, Du brauchst Dich nicht alles Tolerantenpacks und Mordgesindels anzunehmen!"

Die üble Stimmung Herrn Krausmann's erhielt noch eine anderweitige Nahrung. Ueber den Bezirksschreiber verbreiteten sich nämlich immer schlimmere Gerüchte, und immer offener wurde nicht blos davon gesprochen, daß er ein halb ruinirter Mann sei, sondern es hieß auch sogar, daß er fremde Gelder unterschlagen habe. Von allen Seiten wurde er nun bestürmt. Wer ihm

irgendwie Geld anvertraut hatte, forderte es jetzt ungestüm heraus. Auch für Herrn Krausmann gab's nun unruhige Nächte; auch er stand mit dem Bezirksschreiber noch in Beziehungen, die voraussichtlicher Weise nicht ohne Schaden zu lösen sein würden.

Die unruhigsten Nächte hatte aber der Bezirksschreiber selber. Kein erquicklicher Schlaf wollte sich mehr einstellen; stundenlang wälzte er sich, von kummervollen Gedanken gequält, im Bette herum. Und diese Gedanken wollten nicht fliehen, wollten sich nicht verscheuchen lassen. Vergeblich rief er aus den frohen Tagen seiner Jugend schöne Bilder in das Gedächtniß zurück, vergeblich suchte er sich eine beglückende Zukunft auszumalen: die unglückselige Gegenwart ließ sich nicht vergessen, nicht verläugnen, nicht wegphantasiren. Und wenn dann auf kurze Zeit der Schlaf sich seiner zu erbarmen schien — was war das für ein Schlaf! Noch unglückseliger als das kummervolle Wachen! Da suchten ihn böse, schwere, blutige Träume von Polizeidienern, Kerker, Zuchthaus, Schaffot, heim. Ja, ein Mal erschien ihm in einem solchen Traume Jörg Brunner mit einem ungeheuer großen Richtschwert, das er mit einem großmächtigen Wetzsteine wetzte. Der eigenthümliche Klang, den bei diesem Geschäfte der träumende Bezirksschreiber zu hören glaubte, verursachte ihm in der Kehle eine ganz sonderbar prickelnde Empfindung, die selbst dann noch nachtönte, als der böse Traum verschwunden, als er wieder erwacht war.

„Es ist gottlob nur ein Traum gewesen" — dieser Gedanke war dann in seinen langen Nächten für den Schuldbeladenen ein Trost, aber ein kurzer Trost. Es kamen wieder die schlimmen Gedanken an die nicht wegzuläugnende, unheilvolle Gegenwart, an die bittern, demüthigenden Erfahrungen des gestrigen Tages, an die unlösbaren, zentnerschweren Verpflichtungen, die heute bevorstanden.

Gewiß, wenn er sich aus dem Bett erheben würde, so stehen schon wieder ein halb Dutzend Bauern schimpfend und drohend vor der Kanzleithüre. Mit solchen beängstigenden Gefühlen, die wie schwarzes, geronnenes Blut auf sein Gehirn drückten, stand der Bezirksschreiber jetzt jeden Morgen auf.

Und jeden Morgen standen allerdings auch die ungestümen Forderer vor der Thür — Bauern, welche einen schönen Theil ihres Vermögens, Handwerker, Taglöhner, Dienstboten, welche die Ersparnisse jahrelanger, schweißtriefender Arbeit dem Bezirksschreiber anvertraut hatten. Ja, es war jetzt ein offenkundiges Geheimniß, es war eine Thatsache, die man dem Bezirksschreiber ungescheut in's Gesicht sagte, daß er fremde Gelder auf unrechtmäßige Weise verwendet habe. Allein noch wollte Niemand Klage gegen ihn erheben; der gütliche Weg, so hoffte Jedermann, sei noch der einzige, um entweder ganz oder doch theilweise wieder zu seiner Sache zu kommen.

Wenn der Gläubiger zu viele oder zu drohende sich einstellten, dann entzog sich der Bezirksschreiber ihrem Andrängen oft tagelang. Er fing schon am Morgen an, sich mit geistigen Getränken zu betäuben und legte sich dann auf den Heuboden der Remise. So wurde die Verwirrung in seinem Geiste und seinem Geschäfte immer größer, und in raschem Flug thürmten sich über ihm die unheilschwangern Wolken auf, um aus ihrem Schooße den zerschmetternden Blitz zu senden.

Die Behörden hatten zu dem Treiben des allmächtigen Mannes im Rosinliland lange nachsichtsvoll ein Auge zugedrückt. Nachdem nun gegen ihn die Klagen immer häufiger und lauter wurden, konnten sie der Sache unmöglich mehr länger ruhig zusehen. Der Bezirksschreiber wurde verhaftet. Seinem schmachvollen Schick-

sale wollte er im Gefängniß durch einen Selbstmord ein Ende machen; allein an dem Versuche hiezu wurde er noch zur rechten Zeit verhindert.

Die Nachricht von dem Allem war für Herr Krausmann äußerst niederschlagend. „Dakerment!" rief er aus, „wer hätte so was auch nur ahnen können!" Zugleich wurde seine Seele plötzlich von allerlei Befürchtungen erfüllt. Alle Papiere des Gefangenen waren nun in Händen des Gerichts, und unter diesen Papieren fand sich Verschiedenes, das vielleicht auch für Herr Krausmann kompromittirend sein konnte. Eine schlimme Geschichte das! Sicher war jedenfalls, daß er bei dieser Affaire eine hübsche Geldsumme einbüßen würde.

Die Untersuchung gegen den Bezirksschreiber ergab erstlich ein großartiges Falliment mit ungeheuern Verlusten, von denen zumeist eine unerhörte Anzahl unbemittelter oder wenig vermöglicher Leute betroffen wurde. Auch der reiche Herr Krausmann verlor wegen Bürgschaft, die er dem Bezirksschreiber geleistet, ein sehr erhebliches Kapital. Sodann stellte sich ferner heraus, daß der Bezirksbeamte sich in seiner Geschäftsführung unredliche Handlungen in hohem Grade hatte zu Schulden kommen lassen.

Die ganze Geschichte war eine wahre Landeskalamität, und angesichts des Unglücks, in welches der Bezirksschreiber so viele brave Leute gestürzt hatte, wurde die Untersuchung gegen ihn auf's Strengste geführt. Es waren sehr verfängliche Kreuz- und Querfragen, die in den Verhören an ihn gestellt wurden, die er aber selten mit der wünschenswerthen Klarheit beantwortete. So kam es denn auch, daß in einem Verhör, in welchem von seiner Verbindung mit Herrn Krausmann die Rede war, von dem Gefangenen Aussagen gemacht wurden, die der Richter als äußerst nachtheilig

für Herr Krausmann auslegen mußte, ja, die diesen offenbar als Mitbetheiligten bei des Bezirksschreibers unredlicher Handlungsweise darstellten. Sofort wurde auch die Verhaftung von Herrn Krausmann angeordnet.

Rosalie war in Verzweiflung, als ihr Vater in das Gefängniß abgeführt wurde. In ganz Rosinliland machte die Sache das größte Aufsehen. „Um's Himmelswillen! was? auch der?" fragten sich die Leute.

Auch zu dem stillen Hof hinauf, wo Georg diente, war die Nachricht von der Verhaftung des Herrn Krausmann gedrungen. Er, der die Schmach der Gefangenschaft in so reichlichem Maße erduldet, mochte sich wohl vorstellen, in welchem trostlosen Seelenzustande sich Rosalie befinden werde. Er hielt es für eine dringende Pflicht, sie zu besuchen, sie in ihrer Einsamkeit zu trösten. Daß sie einsam war, konnte er sich wohl denken. Wenn ein Haus von einem ähnlichen Geschicke betroffen wird, wie das ihrige, so wird es selbst von solchen, die sonst am beeifertsten sind, in Freud und Leid ihre Theilnahme kund zu thun, gemieden; man fragt nicht lange nach Schuld oder Unschuld, sondern zieht sich auf ein Mal feige zurück.

Als Jörg Brunner in das Haus von Herrn Krausmann trat, stürzte ihm Rosalie weinend entgegen und war lange keines Wortes fähig. Dann schüttete sie ihr kummervolles Herz vor dem Geliebten aus. Ja, es war ja ihr Geliebter, dieser Jörg Brunner; sie hatte es sich gelobt, als er verlassen und verachtet unschuldig im Gefängniß saß, ihn mit herzinniger Liebe zu belohnen für das, was er erduldet, und ihm zu geben, was er nie besessen: eine Heimath in einem guten Menschenherzen. Jetzt, in ihrer tiefbekümmerten Verlassenheit, wo die einzige Menschenseele,

der sie Alles sein wollte, ein so liebevoll theilnehmendes Mitgefühl bewährte, versicherte sie ihn wieder ihrer treuen Liebe und daß sie auf der Welt nichts mehr wünsche, als nur ihm für immer anzugehören. Jörg Brunner drückte die Geliebte mit Innigkeit an sein Herz. Wie glücklich machte ihn dies Geständniß. Alles, was er Leidsames und Böses erlebt hatte, entschwand seiner Erinnerung, und hellleuchtend ging vor seinem Auge eine goldene Zukunft auf.

Aber auch der Geliebten sprach er Muth und Trost ein, und bei ruhiger Ueberlegung wollte es ihm selber unmöglich vorkommen, daß ihr Vater wissentlich und geflissentlich etwas Unrechtes gethan habe.

In der That wurde dieser auch bald wieder freigelassen. Es war ein reines Mißverständniß der Aussagen des Bezirksschreibers, das seine Verhaftung veranlaßt hatte. — An dem Tage seiner Freilassung richtete er es so ein, daß er erst bei anbrechender Dunkelheit in Tannheim ankam. Die Gefangenschaft, wenn gleich unschuldig erlitten, hatte seinen Stolz gebrochen; der Fall das Bezirksschreibers, mit dem er in mehrjähriger Verbindung gestanden, warf auch auf ihn einen leisen Schatten eines vorwurfsvollen Verhältnisses, und endlich der Verlust, den er erlitten, erschütterte zwar nicht seinen Kredit, verursachte aber doch ein schwer wieder auszufüllendes Loch in seiner Kasse. Herr Krausmann war jetzt ziemlich schweigsam, ziemlich kleinlaut geworden; selten erlaubte er sich mehr ein wegwerfendes Urtheil über andere Leute. Auch die Heirathslust schien ihm vergangen zu sein; wenigstens hörte man nichts mehr davon, daß er freiende Besuche bei reichen Wittwen machte. Seine Geschäftsthätigkeit hatte gleichfalls ihre Schwungkraft verloren. Er schien sich zur Ruhe setzen zu wollen, was für

ihn, der immerhin ein noch sehr bedeutendes Vermögen besaß, allerdings ganz wohl anging.

Hatte auf solche Weise Herr Krausmann an Geld und Gut und Muth verloren, so hatte dagegen Rosalie gewonnen: die ungetheilte väterliche Liebe. Er fühlte sich jetzt am wohlsten zu Hause bei seiner sorgsamen Tochter; er hatte jetzt Sinn und Anerkennung für die reichen Tugenden, die sie schmückten. Er war ein freundlicher, liebreicher Vater geworden.

Auf dem Hofe arbeitete jetzt Georg Brunner mit frohem Lebensmuthe von Morgen früh bis Abend spät. Seine Meistersleute konnten ihn nicht genug loben. Sie belohnten ihn aber nicht blos mit dem Lobe des Mundes, sondern gaben ihm auch ein „rechtschaffenes" Jahrgeld, das sie aus freien Stücken von Jahr zu Jahr erhöhten. Er legte dasselbe in die Sparkasse. Als ein hübsches Sümmchen beisammen war, kaufte sich der Heimathlose das Bürgerrecht in einer abgelegenen Gemeinde des Kantons und erhielt dann auch das Staatsbürgerrecht.

Jetzt hielt ihn nichts mehr ab, um die Hand von Rosalien anzuhalten. Er sprach zu diesem Zwecke die Vermittelung des freundlichen Pfarrers an, der ihm dieselbe auch gerne zusagte, nachdem er wußte, daß die Hauptsache unter den Beiden bereits vermittelt sei.

Er ließ Herrn Krausmann in das Pfarrhaus kommen und leitete die Sache mit folgenden Worten ein:

„Ich weiß, daß Ihr früher schon beabsichtigt habt, Eure Tochter zu verheirathen. Zum Heirathen gehören aber bekanntlich ihrer Zwei, die einander haben wollen. Diese Zwei wären nun da: Rosalie will und er will."

„Ja, wer?" fragte Herr Krausmann verblüfft.

„Erschreckt nicht; es ist ein braver, junger Mann, der Euch in Eurem Alter in Ehren halten und Eure Tochter glücklich machen wird. Reich ist er zwar nicht, aber wißt: Glück ist der größte Reichthum. — Er heißt Jörg Brunner."

„Wa—wa—wa—wa—was? Der? Der Toleranten-Jörg?" brauste Herr Krausmann auf, „der wegen Mord im Gefängniß gesessen hat?"

„Nicht der Toleranten-Jörg," erwiederte ruhig der Pfarrer, „sondern Georg Brunner, Bürger von N. N., der allerdings im Gefängniß gesessen hat, aber unschuldig, was auch andern Leuten passiren kann und bekanntlich auch schon passirt ist."

Herr Krausmann fuhr mit der Hand über die Stirn und wurde etwas nachdenklich. Der Pfarrer redete Verschiedenes von falschem und wahrem Reichthum zu ihm, von der Aufgabe und Bestimmung des menschlichen Lebens und von jenen Bedingungen allen, unter welchen die zeitlichen Güter ihren wahren Werth haben. „Der Jörg bringt einen offenen Kopf, ein gutes Herz, einen redlichen Willen, eine tüchtige Arbeitskraft in Eure Familie; seht, das ist ein sehr großes, sehr seltenes Kapital, das mit Tausenden nicht aufgewogen werden kann."

„Meine Rosalie soll also Einen heirathen, der kein Geld hat?"

„Sie *will* ihn heirathen, und ich glaube, sie könnte keine bessere Wahl treffen," antwortete der Pfarrer.

Herr Krausmann kämpfte in seinem Innern einen schweren Kampf. Es war Alles richtig, was der Herr Pfarrer gesagt hatte. Aber das gehe doch auch nicht an, daß ein reiches Mädchen einen armen Burschen heirathe. Ja, wenn der Jörg Brunner auch nur einiges Geld hätte, dachte er.

Der Pfarrer errieth seine Gedanken. „Ich weiß," sagte er, „daß Ihr die Rosalie früher mit dem Bezirksschreiber verheirathen wolltet. Der hatte Geld, viel Geld; aber gerade die Hauptsache, derjenige Reichthum, den Georg Brunner besitzt, der fehlte ihm. Darum hat er jetzt nicht nur kein Geld mehr, er hat Ehre und guten Namen verloren, ist für sein ganzes Leben verachtet und verhaßt, und Hunderte, die durch ihn ruinirt worden sind, werden ihn noch unter dem Boden verfluchen. Wie nun, wenn ihn Rosalie damals geheirathet hätte?"

Herr Krausmann schrak bei dieser Frage in seinem innersten Herzen zusammen.

Der Pfarrer fuhr fort: „Seht, weil der Bezirksschreiber das Vermögen nicht besaß, das Georg Brunner besitzt, hat er auch dasjenige, was dieser nicht besitzt, verloren. Mit s e i n e m Vermögen kann aber Georg Brunner dasjenige erwerben, das der Bezirksschreiber verloren hat, und es wird ein Segen darauf ruhen für ihn und seine Nachkommen."

„Ja, das ist ganz richtig, Herr Pfarrer," antwortete Herr Krausmann. — Die einfachen Worte des Geistlichen fingen an, eine überzeugende Kraft auf ihn auszuüben, und endlich willigte er bedingungslos in Rosaliens Heirath mit Georg Brunner ein.

Die Hochzeit fand im Bade von Bussach statt. Nur die nächsten Verwandten und Bekannten, darunter auch der Pfarrer von Tannheim, waren dazu geladen. Wer wareu auf Seite des Hochzeiters seine nächsten Verwandten nnd Bekannten? Wohl Niemand anders als seine braven, kinderlosen Meistersleute. Auch sie fanden sich bei der Hochzeit ihres Jörg ein und freuten sich auf's Innigste über sein Glück.

Bei der frohen Feier durfte auch der Tanz nicht fehlen, und

die jungen Eheleute durchflogen in seligem Entzücken nach dem Takte der Musik den Saal, in welchem sie sich an jenem Peter- und Pauls-Feiertage zuerst mit leuchtenden Blicken begegnet hatten.

Eine andere Freude, die es freilich unmöglich ahnen konnte, sollte heute noch das Ehepaar überraschen. Nach dem Abendessen, als man bei perlendem „Markgräfler" noch fröhlich am Tische saß, brachte der Wirth mit bedeutsamen Blicken auf dem Dessertteller einen großen Brief an den Hochzeiter. Neugierig öffnete ihn dieser; zu seinem Erstaunen war es ein kanzleiisch ausgefertigtes Aktenstück, das er entfaltete: — — — er las, las weiter, und dann sprang er von seinem Sitze wie verrückt auf, stürzte auf seine Meistersleute los und küßte und umarmte den bejahrten Mann und seine Frau in unmäßiger Freude. Die übrigen Tischgenossen wußten gar nicht, was das zu bedeuten habe, und sahen sich fragend an. Mit Freudenthränen in den Augen überreichte ihnen Jörg Brunner das Aktenstück. Herr Krausmann durchlas dasselbe sehr aufmerksam; als dies geschehen, kam auch der besonnene Alte außer sich vor Frohgefühl. Das Aktenstück enthielt nämlich die Verschreibung des ganzen Hofes, auf dem Georg Brunner gedient hatte, als sein unbestreitbares Eigenthum, das er sofort nach dem Tode seiner Meistersleute antreten durfte. In Anerkennung seiner treuen Dienste hatten diese ihm den schönen Hof zum sinnigen Hochzeitsgeschenke gemacht, der außerdem nach ihrem Tode von lachenden Erben zerstückelt worden wäre.

Begreiflich war jetzt Herr Krausmann überglücklich. Die Heirath seiner Tochter war nun gänzlich nach dem Wunsche seines Herzens ausgefallen. Daß zu dem schätzenswerthen Vermögen des Jörg Brunner, das der Pfarrer so sehr gelobt hatte, auch

noch eine andere Art von Vermögen kam, die handgreiflicher, kommensurabler war als ein „offener Kopf, ein gutes Herz, ein redlicher Wille, eine tüchtige Arbeitskraft" — das war's, was den Schlußstein in dem Glücke von Herrn Krausmann bildete.

Inzwischen war der Bezirksschreiber nach dem Zuchthause gewandert, wo er nach dem Urtheile des Gerichts mehrere Jahre zuzubringen hatte. Als seine Strafe überstanden war, irrte er noch lange Zeit in zerrissenen Kleidern, ungekämmt, vom Schnapstrinken gänzlich heruntergebracht im elendesten, abscheulichsten Zustande in Rosinliland herum.

Georg Brunner und Rosalie Krausmann aber hatten die glücklichste und gedeihlichste Ehe.

Cavanz oder Vacanz?

Erstes Kapitel.

Unter dem Pavillon.

Während von Zeit zu Zeit ein schwerbeladener Garbenwagen ächzend durch die Straßen von Dorndorf fuhr, gefolgt von ermüdeten Schnittern, die sich den Schweiß aus dem hochgerötheten Gesicht wischten, saßen hinter dem Gasthof zum Engel, unter dem breiten Schirmdache eines luftigen Pavillons vor den sengenden Strahlen der Sonne geschützt, drei Männer mit dem guten Bewußtsein treu erfüllter Pädagogenpflicht. Sie genossen die Ernteferien mit einer beneidenswerthen Behaglichkeit. Es war ihnen auch nicht zu verdenken; jahraus und jahrein um ein paar hundert Franken in dem staubaufwühlenden Gesumme einer Bürgerschule zu unterrichten und sich mit der männlichen Jugend des Landes in einem Alter herumzubalgen, wo diese eine unerschöpfliche Erfindungsgabe boshafter Streiche aller Art entfaltet, ist wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn ein Bauer zu harter Arbeit auf das Feld hinausging oder ermüdet von da zurückkam und zufälligerweise unsere drei Lehrer hinter dem Engel im Schatten sitzen sah — trinkend, rauchend, plaudernd, mit der Wirthin oder ihren Töchtern schäkernd, so war er freilich nicht geneigt, ihnen dieses sauerverdiente Glück zu gönnen; er wünschte sie vielmehr zu irgend

einer harten Frohnarbeit oder meinte im besten Falle, die Drei hätten zu Hause bleiben können, statt durch den Wirthschaftsbesuch an einem sonnenhellen Werktag der Welt ein schlechtes Beispiel zu geben.

Solchen, wenn auch nicht ganz richtigen, doch entschuldbaren bäurischen Ansichten hatten unsere drei Lehrer gebührend Rücksicht getragen und sich eben deßhalb, um den Neid möglichst weniger Menschen zu erregen, hinter dem Engel unter das stroherne Schirmdach des Pavillons gesetzt. Es war ein liebes, freundliches, stilles Plätzchen, rechts durch eine halbrunde Stützmauer von dem Flusse getrennt, der hier ein weites seeartiges Becken bildet, links dem Flußufer entlang in üppiges Weiden- und Erlengebüsch auslaufend. Kein Weg führt hier vorbei, und kein unberufenes Auge stört den Genuß der Gäste. Aber gegen Süden breitet sich vor ihren Blicken ein anmuthiges Landschaftsbild aus. Ein obstbaumreiches Kornfeld, aus dem ein altersgrauer Kirchthurm kaum hervorblickt, zieht sich links hin, um sich in den wälderbedeckten Anhöhen zu verlieren, von denen da und dort hohe Felswände seit unvordenklichen Zeiten in unwandelbarer Ruhe herabschauen. In einer Entfernung von etwa zwei Stunden bilden tannenbewaldete Ausläufer des Jura im Süden den dämmernden Hintergrund, von dessen Mitte sich die Trümmer eines auf mäßige Höhe ansteigender Feldmarkung gelegenen Ritterschlosses prächtig abheben. An deren Fuße, in einen Obstbaumwald fast ganz versteckt, liegt ein stilles Dörfchen. Eine Viertelstunde weiter unten aber, auf der Thalsohle, lacht uns eine jener behäbigen Landgemeinden frohmüthig entgegen, die mit ihren weißgetünchten Häusern, den rothen Dächern und der stolzen, schlanken Pyramide des Kirchthurms einen so freundlichen Eindruck machen.

Von hier rauscht der klare Fluß in gerader Linie Dorndorf zu und belebt mit seinen Matten links und seinen gelben, von fleißigen Menschen wimmelnden Kornfeldern rechts die reiche Landschaft.

Hinter dem Engel brachten die drei Lehrer gewöhnlich die Spätnachmittage ihrer Ferienzeit zu. Hätten die gebildeten und — obgleich zwei davon bereits die Sorgen des Familienlebens kannten — dennoch lebensfrohen Männer nicht schon an der eigenen Unterhaltung ein Genügen gefunden, so trafen sie hier alle Abende eine heitere Gesellschaft von Beamten, Geschäftsleuten und Schreibern; auf ein gutes Bier und eine aufmerksame Bedienung konnten sie stets zählen, und es war namentlich die Wirthin mit ihren zwei Töchtern, welche mit sanfter Fessel die Gäste an die Tische zu binden wußte.

Die Engelwirthin war eine junonische Gestalt, groß, kräftig, voll, *βοῶπις*, d. i. farrenäugig wie die Hera des Homer. Gegen Jedermann war sie die lachende Freundlichkeit selber; gegen Jedermann verstand sie den rechten Ton der Unterhaltung anzustimmen; für Alle hatte sie ein Wort, eine Aufmerksamkeit oder auch nur eine Andeutung, welche ihren Interessen oder ihrer Eitelkeit schmeichelten. Zugleich besaß sie aber auch die Fähigkeit, von einer Tonart schnell in die entgegengesetzte überzuspringen. Denselben Gast, dem sie so eben die honigsüßesten Worte gesagt hatte, überschüttete sie, sobald er den Rücken gewendet, mit den boshaftesten Bemerkungen, mit den impertinentesten Verläumdungen, wenn sie sich damit bei einem der zurückgebliebenen Besucher des Engels angenehm zu machen dachte. Ueber Klöster und Pfaffen verstand sie zu schimpfen wie ein radikaler Rohrspatz; wenn aber der Pater so und so bei ihr einkehrte, konnte er von Niemandem mit einem züchtigeren Knix empfangen werden, als von ihr und

konnte Niemand mit thränenfeuchteren Augen über den überhandnehmenden Unglauben und über die gottlosen Umsturzpläne des Radikalismus jammern, als die Frau Engelwirthin von Dorndorf. Zu ihren liebenswürdigen Eigenschaften gehörte auch die, daß sie trotz ihres „kanonischen" Alters — ihr Mann war schon seit Jahren todt — nicht unempfänglich blieb für die Abfälle der Zärtlichkeiten, die aus irgend einem Grunde bei ihren Töchtern nicht anzubringen waren.

Um so begreiflicher wird es, daß das Engelwirthshaus von Dorndorf stets ein sehr besuchtes war, wenn man auch noch weiß, daß die beiden Wirthstöchter an Wohlgestalt und Fülle der Körperformen zwei üppig emporgeblühte Ebenbilder der Mutter waren. Weit entfernt, von des Gedankens Blässe angekränkelt zu sein, lag über ihren Wangen der volle Hauch glühender Purpurröthe, und daß die stets halbgeöffneten kirschrothen Lippen zu etwas ganz Anderm als zum Gebetelispeln organisirt waren, war ohne alle Zweideutigkeit zu merken. Die ältere dieser Töchter hatte von der Mutter auch noch die Vielseitigkeit des Talents geerbt, über eine und dieselbe Person je nach Umständen das Entgegengesetzte auszusagen, während die jüngere diese ächt wirthliche Elastizität des Geistes und Gewissens nicht besaß. Im Gegentheil war Franziska ein ziemlich harmloses Mädchen, das mit Kopf und Herz das glückliche Niveau einfach wirthschaftlicher Thätigkeit nicht überragte. Geschickt in der Küche, behend als Aufwärterin, aufmerksam im Gastzimmer, unterhaltend im gewöhnlichen Wirthshausstyl, einnehmend in Manieren — empfahl sie sich durch diese löblichen Eigenschaften als eine gute Partie für einen angehenden Gastwirth oder für einen „industriösen Geschäftsmann." Ihr Herz und ihre Hand waren noch frei; hatte

sich der Rechte noch nicht eingefunden oder hatte sie noch keinem Bewerber Gehör gegeben?

Wie dem auch sein mag: weder das gute Bier, noch die heitere Unterhaltung waren es blos, welche den jüngern unserer drei Lehrer, einen blondgelockten Norddeutschen, Namens Freske, so mächtig und so oft in das Engelwirthshaus zogen; — die Hauptanziehungskraft bildete vielmehr für ihn die heitere, mit körperlichen Reizen so sattsam ausstaffirte Franziska. Auch sie sah den jungen gebildeten Mann, der mit seiner Bildung nicht eitel that und in jeder frohen Gesellschaft sich unter Seinesgleichen fühlte, nicht ungern, und das ruhige, sorgenlose Leben einer Professoren-Frau mochte ihr ohne Zweifel als ein begehrenswerthes Loos erscheinen. Daß auch die Engelwirthin diesem Paare gerne ihren mütterlichen Segen ertheilt hätte, haben wir allen Grund anzunehmen. Heirathsgut konnte sie leider ihren Töchtern nicht viel mitgeben, und daß das bloße Gewicht der Persönlichkeit in der Regel nicht Magnet genug ist, einen geld- und goldreichen Mann anzulocken, ist bekanntlich eine leidige Erfahrung. „Freske hat eine sichere Stellung und meine Franziska bei ihm eine ruhige, wenn auch bescheidene Zukunft; was will man mehr?" dachte die Frau Engelwirthin und ergänzte dann diesen Gedanken mit dem Vorbehalt: „wenn nämlich nichts Annehmbareres kommt!"

„'s hat's doch Niemand besser als Ihr Herren Professoren," sagte sie zu unseren drei Lehrern, zu denen sie sich mit einer Arbeit in den Pavillon gesetzt hatte; „Ihr säet nicht, Ihr ärntet nicht und doch erhält Euch der Vater im Himmel."

„Zur Hälfte ist dies wohl richtig," meinte einer der ältern Lehrer; „dafür daß man uns mit der Arbeit der Aus-

saat das ganze Jahr über betraut, überhebt man uns der Ernte."

„Das kann man sich schon gefallen lassen, wenn Einem der Staat alljährlich vier Mal das Ernteergebniß in gewichtigen Quartalzapfen in's Haus schickt," entgegnete die Engelwirthin und ohne eine Antwort, die etwa gelautet hätte: „Daß Gott erbarm'!" abzuwarten, rief sie: „Franziska, der Herr Freske hat kein Bier mehr!"

Und die holdselige Franziska erschien mit einem frischen schäumenden Humpen und setzte denselben mit unverholener Freundlichkeit unserm Freske vor.

„Aber Sie lassen sich ja gar nicht sehen, mein theures Fräulein," sagte dieser.

„Bin weder — — nun wie heißt denn der Reim von dem Dings da, dem Schiller, den Sie vorgestern zum Besten gegeben haben? — — bin weder Fräulein, weder schön — richtig," lachte Franziska.

„Von Goethe wollten Sie sagen!" verbesserte Freske. —

So eben kam ein Zweispänner aus der benachbarten Hauptstadt angefahren, und die Schelle des Hausknechts rief Mutter und Tochter zum Empfang und zur Bewirthung der angekommenen Herrschaft.

„Die Franziska ist doch ein geistvolles, ein gebildetes Mädchen," sagte Freske zu seinen beiden Collegen.

„'s ist möglich, aber Proben von diesen Eigenschaften scheint sie mir doch noch nicht abgelegt zu haben," bemerkte trocken einer derselben. —

In der Dämmerung wandelten unsere Lehrer nach Hause — die einen zu Frau und Kindern, der andere, um von seiner „gebildeten" Franziska zu träumen.

Zweites Kapitel.

Ignatius Schaal und das Schreiberleben.

Dorndorf ist der Sitz des Kreisgerichts und der Kreiskanzlei. Außer den Beamten der Kreisbehörde, einigen Advokaten und Geschäftsleuten beherbergt es eine achtunggebietende Schaar stolzer Schreiber. Die meisten haben sich aus dem halbleinenen Kamisol schlechtbesoldeter Dorfschulmeister losgeschält, um mit dem grünen, braunen oder schwarzen Tuchrock des Kanzlisten die Flügel zu einem höhern Lebensdasein zu empfangen. Mehrere sind die Söhne strebsamer Bauern, welche ihre Stammhalter zur Erwerbung von Rechtskenntnissen in die wohlfeile Schule der Kreiskanzlei gesendet haben. Hier sollte freilich deren Verbleiben nur etwa zwei oder drei Jahre andauern — bis sie die wichtigsten Paragraphen der Landesgesetzgebung auswendig wüßten und ihre Zunge und Feder jene Gewandtheit erreicht hätten, die in allen Gemeindeangelegenheiten und in allen bäuerischen Streitigkeiten maßgebend entscheiden würde. Nach diesen zwei oder drei Jahren sollte dann der Herr Sohn mit seiner erworbenen „Gelehrsamkeit," seinem modischen Schnurrbärtchen und seinem tuchenen Rock wieder an den heimischen Herd zurückkehren, nicht um den Herrn zu spielen, sondern um wieder auf dem Lande zu arbeiten und sich von keinem Herrn, heiße er Richter, Advokat oder Geschäftsmann imponiren zu lassen. Solche väterliche Hoffnungen gehen aber selten in Erfüllung. Das Schreiberleben einer Kanzlei hat bei wenig Witz so viel Behagen, bei wenig Anstrengung so viel Reiz und steht bei wenig Verdienst unter den Bauern in so hoher Achtung, daß die

hoffnungsvollen Söhne aus der Kanzlei nicht mehr leicht in das väterliche Haus zurückkehren, sondern die Laufbahn mit der Feder derjenigen hinter dem Pfluge vorziehen. Freilich erreicht jene in den wenigsten Fällen ein wünschenswerthes Ziel; es gehört eine nicht geringe sittliche Kraft dazu, über das Schreibpult der Kreiskanzlei hinweg zu Credit, Amt und Ehren zu steigen.

Einem Bauernhaus entsprossen war auch der Kanzlist Ignatius Schaal. In seinen Vermögensverhältnissen war sein Vater durch unglückliche Zufälle ziemlich zurückgekommen und hatte bei dieser Gelegenheit gründliche Bekanntschaft mit Kreisgericht und Kreiskanzlei gemacht. Hier hatte er stets ein sorgenloses Völklein gesehen, flink mit der Feder, geläufig mit der Zunge, bekannt mit allen Paragraphen der Gesetzgebung. Hier arbeiteten sie Jahr aus, Jahr ein, vor Hitze und Kälte, vor allen Unbilden der Witterung geschützt. Und während der Vater selber immer von Kummer und Sorge gequält war, mochte es ihm als ein rettender Ausweg erscheinen, wenn er seine und seines Hauses Zukunft auf die Kanzlisten-Existenz seines Sohnes stellte. „Entweder," dachte der Mann, „kommt Ignatius nach einigen Jahren mit schätzenswerthen Kenntnissen aus der Kanzlei wieder an den häuslichen Herd zurück, vermittelst deren er die Aktien unseres Hauses wieder in die Höhe treiben kann, oder er schwingt sich mit Hilfe seiner Kanzleifeder zu einer angesehenen, gutdotirten Beamtung empor; in beiden Fällen ist uns geholfen."

Es hielt nicht schwer, den vierzehnjährigen Ignatius in der Kreiskanzlei unterzubringen. Mit Thränen in den Augen nahm er nun von Vater und Mutter Abschied, um sich in den kaum eine Stunde entfernten Bezirksort unter „fremde" Leute zu begeben. Er mußte versprechen, am nächsten Sonntag wieder auf Besuch

nach Hause zu kommen. Und wie gern versprach er es! Zwar schmeichelte es seiner Einbildung nicht wenig, nun bald ein „Herr Schreiber" zu sein in modischem Anzug; allein gleichwohl hing sein Herz mit tausend Fäden an der Heimath, an den Gewohnheiten der Dorfbevölkerung, an den blühenden Fluren, an den rauschenden Wäldern seines Geburtsortes. — Es war im Hochsommer, als Nazi in der Kreiskanzlei mit bebendem Herzen ankam. Von dem Direktor freundlich empfangen, wurde ihm sogleich ein Platz an einem niedrigen Pulte angewiesen, an dem der Polsterstuhl noch merklich in die Höhe geschraubt werden mußte. Seine erste Arbeit war, daß er eine Steigerungs-Anzeige fünfundzwanzig Mal kopiren mußte. Sodann gab's Abschriften von Urtheilssprüchen, von Inventarien, Theilungen, Käufen, Testamenten und dergleichen anzufertigen. Dabei gewann Nazi's Feder nach und nach ebenso an Sicherheit und seine Handschrift an kanzleiischem Charakter, wie er selber in der Familie und an dem Tische des Kanzleidirektors seine bäuerische Unbeholfenheit und Blödigkeit immer mehr verlor.

Aber das Heimweh zuckte noch lange in seiner Seele nach, nachdem er in der Kanzlei bereits eine respektable Stellung errungen und nicht mehr bei seinem Vornamen, sondern „Herr Schaal" genannt wurde. Alle Samstage Abend wanderte er in sein Heimathdorf, um den Sonntag bei den Seinigen zuzubringen. Es war das eine verzeihliche Abwechselung, die er in sein einförmiges Kanzleileben brachte. Von Morgens sieben bis zwölf Uhr, Nachmittags von zwei bis sechs Uhr mußte er die ganze Woche wie angenagelt hinter seinem Pulte sitzen, in der gewölbten düstern Schreibstube, von Aktenstücken und Bücherschränken umgeben. Wie freute er sich, wenn der Sonntag kam, wenn er wieder die

frische Luft des Feldes, den würzigen Duft des Waldes einathmen, wenn er wieder den Schlag der Wachtel, das Lied der Lerche vernehmen konnte! Und auch darauf freute er sich, wenn er je an einem neuen Sonntage einen neuen Rechtsfall zu Hause auseinandersetzen, oder mit einem neuen Kleidungsstück in seinem Dorfe erscheinen konnte!

Schon nach einem Jahr war Nazi in eine völlig veränderte Metamorphose getreten; er hatte den Bauernbub von sich abgestreift und den Schreiber angezogen. Er war nicht nur gekleidet wie ein „Herr," sondern er hatte auch eine selbstbewußte Bedeutung angenommen, vor der selbst die Höchststehenden seiner Heimathgemeinde sich beugten. Niemand nannte ihn hier mehr Nazi, sondern ebenfalls Herr Schaal; denn es geschah nun nicht mehr selten, daß der weiland Nazi als „Herr Schreiber" in Begleitung des Waibels und des Landjägers bald in dieser, bald in jener Gemeinde des Bezirks Steigerungen und Ganten abhielt, Inventarien aufnahm und Theilungen vollzog — bei welchen Anlässen der Schreiber immer die geehrteste Person des betreffenden Beamtenpersonals ist. Und mit Recht: denn wer da die Kontrole führt über Mein und Dein, über vieljähriges Besitzthum, vor wessen Augen sich die innersten Geheimnisse der Vermögensverhältnisse erschließen müssen, wer da belangreiche Erbschaftsangelegenheiten u. s. w. zu ordnen hat: der ist jedenfalls eine Persönlichkeit, die das Volk mit viel respektvollern Augen ansieht, als einen Seinesgleichen. Daß unser Schaal mit solchen wichtigen Geschäften betraut wurde, hing natürlich mit seiner schnell steigenden Brauchbarkeit in der Kreiskanzlei selber zusammen. In der That hatte er sich hier in verhältnißmäßig kurzer Zeit eine Routine erworben, um die ihn selbst ältere seiner Collegen beneideten.

Ignatius war aber auch allen vorkommenden Kanzleiarbeiten mit einer solchen Aufmerksamkeit gefolgt, hatte die Winke und Aufschlüsse darüber in einem so feinen Herzen aufgenommen, wie dies bei keinem seiner Collegen der Fall war. Diese trieben vielmehr während der Kanzleistunden allerlei Schabernack, und namentlich wenn der Prinzipal abwesend war, nahmen sie es mit einer gewissenhaften Berufserfüllung am wenigsten genau. In einem solchen Falle legten sie gewöhnlich Geld zu einem oder anderthalb Schoppen Kirschwasser zusammen, das schon früh Vormittags aus einer nahen Schenke heimlich herbeigeholt und in einem Bücherschrank hinter dem Ofen des Büreau's aufbewahrt wurde. Einer der Schreiber nach dem andern machte sich nun in dem Schrank irgend etwas zu schaffen, bis das Fläschchen leer, die Augen trüb und der Kopf dumm geworden waren. Dann ergingen sich die jungen Männer gewöhnlich in geistvollen Gesprächen über Literatur und literarische Genüsse. Alle großen Männer — darin stimmten sie überein — seien eigentlich Säufer gewesen und hätten ihre besten Sachen im Rausche geschrieben. Im Rausche — da habe man die wahre Begeisterung! Alle großen Männer hätten auch eine schlechte Handschrift; das komme vom Zittern — ebenfalls in Folge des zu vielen Trinkens. So Schiller, so Goethe. Endlich hätten auch alle großen Männer gern „karessirt,“ das merke man gleich, man brauche nur Zschokke's Novellen zu lesen! — Ein solches nachahmenswerthes Bild hatten sich diese Kanzlisten von den Heroen unserer Literatur gemacht!

Lange bevor die Abendglocke mit ihren sechs Schlägen das Zeichen zur Schließung der Kanzlei gab, verließ dann in Abwesenheit des Prinzipals ein Schreiber nach dem andern das Büreau, stopfte sich die großmächtige Pfeife, auf der ein sinnreiches Gemälde

angebracht war, eine vollbusige Bernerin oder irgend eine städtisch gekleidete Dame, deren Reize das Licht der Sonne nicht scheuten, und zog dann, mit vielem Selbstbewußtsein, dichte Rauchwolken vor sich her paffend, in eine Schenke, wo eine holde Kellnerin aus dem Berngebiet oder Schwabenlande die Gäste bediente und sich zeitweise ungenirt zwischen oder neben sie setzte. Konnte dieser ersehnte Fall nicht eintreten, so unterhielten sich die jungen Herren aus der Kanzlei über Rechtsstreitigkeiten oder spielten einen edeln Rams. Da sie den Wein in der Regel aus Schoppengläsern tranken, und hiebei ein commentmäßiges Verfahren beobachtet wurde, so gab es oft früher, als nöthig gewesen wäre, weinschwere Zungen und ditto Köpfe, und das schöne Lied, das sie bei diesen Anlässen wiederholt zu singen pflegten:

„Ganz Europiam freuet sich nicht wenig,
Daß ein neues Reich entstanden ist;
Wer am meisten saufen kann, ist König,
Bischof, wer das schönste Mädchen küßt,“

entbehrte dann wohl des tadellos rein musikalischen Aus- und Eindruckes. Wenn sodann diese abendlichen Gäste sich am folgenden Morgen in der Schreibstube trafen, begann die Unterhaltung wieder auf das Würdigste. „Hat Dich Dein Kamerad von gestern verlassen?“ — „Hast heute nichts von einem Brande gehört? — „Der Durst!“ — Solche Fragen und Ausrufe flogen dann an den Schreibpulten unter schallendem Gelächter hinüber und herüber.

Gut, wenn der Katzenjammer die einzige Folge dieser abendlichen Freuden war. Allein es geschah nicht selten, daß der eine oder der andere der Schreiber mit einem blauen Auge, mit einer Beule oder irgend einem fatalen Merkmale auf der Stirn in dem

Büreau erschien — diesen nicht zu bestechenden Zeugen einer abendlichen Prügelei oder sonst eines Unfalls, der auf Rechnung schwankender Haltung zu schreiben war — von andern, nicht minder erheblichen Folgen zu schweigen!

Ignatius nahm an den Trinkgelagen seiner Collegen keinen Theil. Wenn er auch gewollt hätte, so wäre es ihm in der ersten Zeit seines Aufenthalts in der Kanzlei nicht möglich gewesen. Damals mußte er nämlich noch umsonst arbeiten; später trug ihm seine kopirende Feder alle Monate einen alten Franken ein, und erst nach und nach stieg sein Gehalt etwas höher. Allein auch jetzt zog er sich von den Freuden seiner Collegen zurück; ein strenger Sinn für Sparsamkeit hielt ihn eben so wohl davon ab, als der Mangel eines lebhaften Temperaments, eines leichtwallenden Blutes, einer leicht erregbaren Phantasie bei ihm das Bedürfniß nach rauschender Geselligkeit nicht aufkommen ließ. Seine freie Zeit füllte er meist mit der Lektüre von Zschokke's Schriften aus und schöpfte aus diesem eben so unterhaltenden als auf das praktische Ziel der Volksaufklärung hinzielenden Schriftsteller eine nicht zu verachtende Erweiterung seiner Welt- und Lebensanschauung. Es war dies eine heilsame Ergänzung zu seiner kanzlistischen Bildung; sie machte ihn selbstständig und doch bescheiden; sie hob das Selbstbewußtsein und erfüllte zugleich sein ganzes Wesen mit einnehmender Humanität.

Eine leserliche Handschrift, die es mit der Orthographie nicht allzu genau nimmt, eine gewisse Fertigkeit in Abfassung von Akten nach althergebrachten Formularen, einige Kenntniß von civilrechtlichen Gesetzesbestimmungen: das ist gewöhnlich der Inbegriff der Bildung eines Kanzlisten vom Schlage derjenigen von Dorndorf. Im Umgange äußert sich dieselbe in eben so keckem als einseitigem

Aburtheilen über Menschen und Dinge, im Aussprechen leichter Ansichten, vorgefaßter Meinungen — was Alles in einem Bauernwirthshause wohl mit staunender Bewunderung angehört werden mag, was aber jeden nur halbwegs Gebildeten sogleich abstößt, weil es ihm nicht nur den gänzlichen Mangel an prüfender Einsicht verräth, sondern ihn auch jede Bescheidenheit, die unentbehrliche Zierde jedes ernst und redlich Strebenden, vermissen läßt. Arbeiten, welche die Gedanken etwas in Fluß und die Feder unter deren selbstständige Herrschaft bringen, kommen in der Kanzlei von Dorndorf selten vor. Nur bei der Gerichtsschreiberstelle ist dies einiger Maßen der Fall. Allein zu jener Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, wurde diese Stelle von einem jungen Manne versehen, mit dessen düsterm, unfreundlichem, mürrischem Wesen es übereinstimmte, daß sein Denken sich keiner sonderlichen Klarheit und Behendigkeit erfreute, wovon in dem von ihm redigirten Verhörsprotokoll mehr als ein Zeugniß zu lesen ist. Wir führen nur Folgendes an: Einem Bauer wurde einmal eine Kuh gestohlen. Es gelang der Behörde, den Dieb und seine Beute ausfindig zu machen, indem die Aussagen von verschiedenen Personen, welche am Morgen der That die Kuh auf der Hauptstraße nach der benachbarten Stadt hatten führen sehen, auf die Spur des Diebes leiteten. Die Beschreibung, welche diese verschiedenen Personen von der Kuh machten, stimmte mit der Beschreibung überein, welche der Eigenthümer über sein gestohlenes Stück Vieh abgegeben hatte. Diese glückliche Thatsache protokollirte unser Bezirksschreiber also: „Das Signalement, welches die Zeugen von der auf dem Wege nach B. angetroffen habenden Kuh machten, stimmte vollständig mit dem Signalement ihres Eigenthümers überein.“

Wir wissen, daß Ignatius Schaal über das gewöhnliche Niveau der Kanzlistenbildung hervorragte, daß er still, eingezogen und sparsam lebte, und sich von den Gelagen seiner Collegen stets fern hielt. Doch wie ein Säulenheiliger Indiens lebte er auch nicht. In einsamen Stunden, wenn ihn die Langeweile beschleichen wollte, hatte er sich den Luxus des Tabakrauchens angewöhnt; wöchentlich ein oder zwei Mal wandelte er Abends in den Engel, trank einen Schoppen Wein und ein halb Maß Wasser dazu; dann blies er bescheidene Rauchwolken vor sich hin und knüpfte mit Franziska eine Unterhaltung über das Wetter oder die Fruchtbarkeit des Jahres an. Auf seiner Pfeife war ebenfalls ein vollbusiges, schönes Mädchen mit hochrothen Wangen gemalt, und dieses Mädchen glich der Franziska; deshalb hatte eigentlich Ignatius Schaal die Pfeife gekauft, und wegen derselben Franziska wandelte Ignatius Schaal wöchentlich ein oder zwei Mal in den Engel, trank einen halben Schoppen Wein und ein halb Maß Wasser dazu und ließ Franziska auf seinem dampfenden Pfeifenkopf ihr Ebenbild sehen, was sie auf die Vermuthung bringen sollte, daß der Inhaber bewußten Pfeifenkopfes ihr Bild auch in warmem Herzen trage.

Drittes Kapitel.

Deutsche Flüchtlinge.

Das Ostergeschenk, das der Hecker'sche Freischaarenzug im März 1848 der deutschen Nation anerboten hatte, die Republik, wurde nicht acceptirt, und auch der republikanische Freischaarenzug von Struve im September desselben Jahres hatte trotzdem, daß die „Bürgerinnen" des Wiesenthales unter Anleitung der „Bürgerin" Amalia Struve eine erkleckliche Anzahl Patronen für die republikanischen Kämpfer anfertigten, nicht den so zuverlässig gehofften Erfolg. Anführer und Angeführte mußten, um der monarchischen Gerechtigkeit nicht in die Hände zu fallen, ihr deutsches Vaterland verlassen; sie suchten und fanden ein Asyl in der Nähe der heimathlichen Grenze, wo sie die Entwickelung der Dinge in Deutschland leicht beobachten und zu ihren Gunsten auf dieselbe einwirken konnten. Sie waren nur räumlich von Hause getrennt; an den lebhaftesten Beziehungen von hinüber und herüber fehlte es nicht.

Auch nach Dorndorf waren mehrere angesehene Flüchtlinge gekommen und hatten im Gasthof zum Engel freundliche Aufnahme, gute Bewirthung und herzliche Sympathien für ihre republikanischen Gesinnungen gefunden. Die Engelwirthin, obgleich sie das jungfräuliche Alter der Johanna von Orleans hinter sich hatte, hob den Muth der flüchtigen Männer durch die Zusage: wenn es wieder losgehe — was ja bald geschehen werde —, so ziehe sie auch mit in den Kampf für die deutsche Republik. In ihrem Innern wünschte sie aber, daß dieser Kampf noch recht

lange möchte auf sich warten lassen, und daß die Rückkehr der Flüchtlinge noch recht lange sich verzögern möchte — wenigstens so lange, als sie noch reichlich Geld zu verzehren hätten. Mehr im Einklang waren bei Freske die Wünsche seines Herzens und die Kundgebungen seiner Zunge. Es war ihm vollkommen Ernst mit seinen republikanischen Sympathien, und in seine Wünsche in Betreff der zukünftigen Regierungsform Deutschlands mischte sich das lockende Bild einer glänzenden persönlichen Zukunft in dem so geliebten Vaterlande. Leicht erregbar, von lebhafter Phantasie, Verhältnissen und Menschen gern seine kurzer Hand gewonnenen Ideale unterschiebend, war er in seinen Urtheilen etwas oberflächlich, in seinen Wünschen und Hoffnungen etwas sanguinisch und in Dingen vielfach maßlos lobend und enthusiastisch bewundernd, bei denen Andere sehr wenig zu loben, sehr wenig zu bewundern fanden. So schloß er sich denn auch schnell und blindlings vertrauend und hoffend an die deutschen Flüchtlinge an, nahm an ihren Versammlungen Theil und ließ sich in ihre Pläne einweihen.

Unter diesen republikanischen deutschen Flüchtlingen und ihren Freunden herrschte in Dorndorf ein belebtes, von überschwenglichen Hoffnungen getragenes Treiben. Die unfreiwillige Muße, in der sie lebten, gab vielfach Gelegenheit zu frohen Gelagen, heitern Banketten und fürstenmörderischen Toasten. Verwandte und Gesinnungsgenossen aus Deutschland kamen öfter zu Besuch nach Dorndorf herüber und brachten von den Ufern des Rheins „Blut der edlen Reben" in Hülle und Fülle mit, oder es besuchten die Flüchtlinge, deren Zahl in Dorndorf und der Umgegend immer stärker wurde, selbst einander gegenseitig — in Blouse und Calabreser; die waren damals republikanische Mode. Auch edle deutsche Frauen von „vorgerückter" Gesinnung sah man in ihrem

Kreise. Unter diesen war die schwarzgelockte und rothgeschminkte Amalia Struve eine eben so bemerkenswerthe Erscheinung als ihr kahlköpfiger Herr Gemahl unter den flüchtigen Männern. Wie Johannes in der Wüste mied das seltsame Ehepaar alle geistigen Getränke, und es war dann komisch anzusehen, wie Herr und Frau Struve in heiterer Gesellschaft, während perlender Wein in Aller Adern Begeisterung goß, in selbstauferlegter Enthaltsamkeit zwei bescheidene Tassen sauere Milch genossen. Daß dies jedoch keineswegs die „Milch der frommen Denkungsart" war, konnte man leicht aus dem damals von Struve redigirten „Deutschen Zuschauer" ersehen, in dem er gegen die „sechs Geißeln" der Menschheit — die Monarchie, den Geburtsadel, die Büreaukratie, die Plutokratie, die Soldateska und das Pfaffenthum — von Nummer zu Nummer mit glühendem Fanatismus zu Felde zog.

In den Taumel dieses Flüchtlingslebens hatte sich Freske mit seinem ganzen Wesen versenkt. Er lebte und schwebte in den wild aufsprießenden Hoffnungen der Zeit mit all' seinem Sinnen und Trachten. Gern ließ er sich zu Missionen aller Art verwenden, besorgte revolutionäre Korrespondenzen, schrieb Zeitungsartikel und hielt Volksreden. Mehr als je besuchte er den Gasthof zum Engel, mehr als je empfand er das Bedürfniß nach einem labenden Trunke, und wenn von dem gastlichen Tische der Duft einer gelbbraunen Cotelette, eines Beafsteaks oder eines gespickten Herzes in seine Nase einzog, so fand er es öfter als je angemessen, bei der holden Franziska ein ähnliches Gericht zu bestellen. Aber auch Franziska's unverspeisbares Herz war in dieser Zeit mehr als je für ihn ein anziehender Gegenstand, und wie es den Anschein hatte, präsentirte sie ihm dasselbe eben so gerne, als sie ihn mit dem verspeisbaren gespickten regalirte. Die hochragenden

Hoffnungen des Jahres hatten auch sie angesteckt; die Aussicht, eine Lehrersfrau zu werden, war für sie ein überwundener Standpunkt. Eine deutsche Professorin, vielleicht gar eine deutsch-republikanische Ministerin dachte sie zu werden.

Viertes Kapitel.

Die zwölf Ungarn.

Wie die Engelwirthin von Dorndorf alle ihre Gäste mit heiter lächelnder Freundlichkeit zu empfangen gewohnt war, so wurde auch dem bescheidenen Schreiber Ignatius Schaal im Engelwirthshaus stets ein freundlicher Empfang zu Theil, so selten seine Besuche auch waren und so wenig sie der Wirthskasse auch eintrugen. Die unbedingteste Freundlichkeit gehörte einmal zur wohlberechneten Wirthshauspolitik der Engelwirthin, und dann war Ignatius einer jener soliden Gäste, die unter keinen Umständen einen Kreuzer schuldig blieben. Hatte dann aber dieser solide und gewissenhafte Gast die Wirthsstube verlassen, so pflegte die Engelwirthin in ihrer gewohnten urbanen Manier zu sagen: „Der Teufel würd' ihn auch nicht holen, wenn er einmal etwas mehr als einen halben Schoppen trinken würde.“ — „Er wird halt seine Ausgaben nach seinen Einnahmen richten, und diese werden wohl nicht so groß sein, daß sie ihm öftere und größere Depensen erlauben“ — mit solchen Worten nahm gewöhnlich Franziska den bescheidenen Schreiber der Mutter gegenüber in Schutz. — „Aber was gehen uns seine Einnahmen an?“ meinte dann diese, „wenn

er nur sein Geld bei uns verzehrt. Man muß nur kein Narr sein; heutzutage heißt's: Nehmen ist seliger als geben, haben besser als erst bekommen!"

Weder das in freundliche Falten gelegte Antlitz der Engelwirthin, noch ihre hämischen Bemerkungen — wenn er anders Kunde davon erhalten hat — waren im Stande, unsern Ignatius Schaal in seiner strengen und nüchternen Lebensweise irre zu machen. Von dem einen wurde er weder angezogen, noch von den andern abgeschreckt. Mit gemessener Regelmäßigkeit, wöchentlich ein, höchstens zwei Mal, wie wir wissen, besuchte er das Gasthaus; nie trank er hier mehr als seinen halben Schoppen Wein, aber auch nie weniger als seine halbe Maß Wasser. Behaglich und nachdenklich blies er dabei Wolkenringe aus seiner Pfeife — das Weihrauchopfer, das er in stiller Anbetung Franziska darbrachte.

Leider nahm aber die Letztere von dieser stillen Huldigung wenig Notiz; sie konnte zwar den Schreiber Ignatius Schaal wohl leiden; allein indem jetzt der heitere, witzige, blondlockige Freske der Pol war, der den Magnet ihres Herzens so mächtig auf sich gewendet hatte, verschloß sich ihr Verständniß für die liebeheischenden Blicke unseres Nazi, während Freske keinen Augenblick im Zweifel war, daß er in diesem einen vielleicht nicht ungefährlichen Nebenbuhler habe. Diese Wahrnehmung stachelte ihn oft zu unwürdigen Neckereien und Spöttereien gegen Schaal, die der Arme meist unparirt hinnehmen mußte, weil ihm fast alle Waffen der Vertheidigung — namentlich die stets geistesgegenwärtige, schlagfertige Zungenfertigkeit — fehlten — freilich zur unverhohlnen Freude der Engelwirthin, die dann in schwiegermütterlichem Hochgefühle dem Sieger Freske mit vielsagenden Blicken Beifall zulächelte.

Einmal, an einem milden Sommerabend, kamen auch jene „zwölf Ungarn," deren wundervolle Gesangskunst wie das tiefe Heimweh nach der Freiheit im Sommer 1848 in den freien Bergen der Schweiz wiederhallte, nach dem freundlichen Dorndorf. Viele deutsche Flüchtlinge hatten sich an diesem Abend hier eingefunden, um die gewaltigen Männerstimmen zu hören. Die sämmtlichen Einwohner des Dorfes, viel Volk aus der Umgegend hatte sich gleichfalls hinter dem Engel versammelt, wo unter dem uns bekannten Schirmdache die zwölf Sänger sich hören ließen. Der durch vorangegangenes anhaltendes Regenwetter hochangeschwollene Fluß tos'te weithin hörbar über das Wehr; aber als die „zwölf Ungarn" ihren Sang begannen, so rauschten ihre Stimmen voller und höher und lauter als die wilden Wogen des grollenden Flusses; sie braus'ten dahin in einem mächtig schäumenden silbernen Strom, die Menge überfluthend, den tiefsten Grund des Herzens aufwühlend, markdurchschütternd und mutherhebend; es klang wie der Donner der Orgel in einem Riesendom, wie die Posaunenstöße des Weltgerichts, welche die begrabene Freiheit zur Auferstehung erwecken sollen.

Alles war von diesem wundervollen Gesange hingerissen; in manchem Auge glänzten Thränen der Rührung: die Freude gab sich in lauten Beifallrufen kund; man ließ die Sänger, man ließ die Freiheit Ungarns hoch leben.

Nur Ignatius Schaal saß still und in sich gekehrt an einem Tische, Freske gegenüber. Der bescheidene Schreiber hatte allerdings seine Stimme nicht in den lauten Beifallruf gemischt und überhaupt sein Entzücken über den Gesang durch kein äußeres Zeichen kundgegeben; allein nichtsdestoweniger war auch er ganz „weg" an diesem Abend; seine Freude war zu innig, als daß sie

sich hätte äußern, seine Rührung zu keusch, als daß sie sichtbar hätte werden können. Freske, der unbändig Da Capo und Bravo rief, wurde über die scheinbar theilnahmlose Ruhe unseres Schaal ganz ärgerlich und, diese Ruhe mißverstehend, rief er ihm zu: „Sie, Herr Schaal, scheinen kein Freund von Musik und Gesang zu sein und die frappanteste Aehnlichkeit mit dem zu haben, von dem Shakespeare sagt:

„Der Mann, der nicht Musik hat in ihm selbst,
Den nicht die Eintracht süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath, zu Räuberei und Tücken;
Die Regung seines Sinnes ist dumpf wie Nacht,
Sein Trachten düster wie der Erebus.
Trau' keinem Solchen! — —"

Hatte der gute Schaal die früheren Neckereien und Spötteleien Freske's unerwidert über sich ergehen lassen, so wurde er nun durch diese Worte, die ihm als eine schwere Beschimpfung erschienen, auf's Aergste aufgebracht. Wuthentbrannt, keines Wortes fähig, ergriff er sein kleines Glas und wollte es Freske in's Gesicht schmeißen; allein dasselbe flog weit über sein Ziel hinaus, und dem wegeilenden Schaal folgte über diesen mißlungenen Coup ein höhnisches schallendes Gelächter auf den Fersen nach. —

Die Menge verlief sich nach und nach; doch blieben die Wirthschaftsräume bis spät in die Nacht gefüllt, und auch im Freien, hinter dem Engel, saßen noch lange vergnügte Gäste im zweifelhaften Scheine der Windlichter. Hier bediente Franziska mit zwei Kellnerinnen. Da der Gäste immer weniger wurden, fand die Bedienung immer mehr Muße, sich mit den Zurückgebliebenen zu unterhalten. Franziska und Freske hatten sich in ein fröhliches, flüsterndes Geplauder eingelassen.

„Laß' uns einen Spaziergang machen," schlug Freske vor.

„Gerne," antwortete Franziska.

Von den Gästen unbemerkt, entfernten sich die Beiden. Arm in Arm wandelten sie am rauschenden Flusse aufwärts, auf verschwiegenem Pfade, von lispelnden Erlen bestanden.

„Wie die Nacht so schön ist!" — rief Freske aus — „der Himmel so klar und die Strahlen des Mondes flimmernd auf den Wellen des Flusses tanzen! Und die Erde schläft, und in warmem Hauch fühlen wir ihren Athem durch die Gebüsche ziehen!"

„Ja, 's ist schön!" antwortete Franziska.

„Im Rauschen der Wellen, im Tosen des Wasserfalles hör' ich ganz klar und deutlich die Melodien sich wiederholen, die die Ungarn in ihrem gewaltigen Gesange ausgeströmt haben. War das ein Gesang! Wie? Den vergeß' ich in meinem Leben nie mehr."

„'s war prächtig!" seufzte Franziska.

„'s geht doch nichts über Musik, über Gesang" — fuhr Freske fort — „nichts über diese in Töne gefaßte Liebe. Aber der Zusammenklang zweier Herzen tönt noch schöner als das schönste Ungarlied." — Und inniger drückte Freske bei diesen Worten die Geliebte an sich; ihre Lippen näherten sich und begegneten sich in einem langen, langen Kusse.

Sie mochten etwa einen Büchsenschuß weit von dem Engel entfernt gewesen sein; sie hörten in ihrem Liebesrausche kaum noch das Geplauder und das laute Lachen der Gäste. Wo wollten sie hin? Wo standen sie?

„Franziska!" schallte es vom Engel her.

Franziska schreckte auf wie aus einem sinnebethörenden Traume; es war die kräftige, weithinschallende Stimme ihrer Mutter, die ihr zugerufen hatte.

Freske hielt sie fest in seinen Armen. „Laß mich los, laß mich zurück!" sagte sie.

„Bleib' nur noch einen Augenblick!"

„Ach, ich darf nicht!"

Sie eilte zurück hinter den Engel. Die Frage der Mutter, wo sie gewesen, war mit einer Ausflucht leicht beschwichtigt. Ueber ihre hochgerötheten Wangen und ihren hochwogenden Busen hatte die keusche Nacht einen sanften Schleier geworfen!

Fünftes Kapitel.

Der Buchbinder Chrysostomus.

Der Buchbinder Chrysostomus war ein seltsamer Kauz. In seinem Handwerk war er zwar kein Virtuose, doch arbeitete er ziemlich leidlich und war stets sehr fleißig. Er kam nicht oft unter die Leute, weil er in ängstlicher Handwerkspolitik nicht den Anschein haben wollte, als stehe er mit Kunz auf freundlicherem Fuße als mit Benz. Um so lebhafter pflegte er sich am häuslichen Herde mit seiner kinderlosen Frau Gemahlin zu unterhalten, die in aller Leute Töpfe guckte, alle Neuigkeiten wußte und eine eben so spitze Zunge als verschmitzte Augen die ihren nannte. Auch Chrysostomus wußte viel zu erzählen aus seinen Lehr- und Wanderjahren; zugleich war er ein großer Politiker und mit den Intentionen sämmtlicher europäischen Großmächte vertraut. Von der Politik seiner Heimath wollte er aber nichts wissen; ebenso hütete er seine Zunge in Betreff der brennenden Fragen, die da-

mals die Zeit bewegten. „Ein kluger Mann," pflegte er zu sagen, „mischt sich nicht in Dinge, die ihn nichts angehen. Es ist regiert worden, bevor ich auf der Welt gewesen bin und wird es auch nach meinem Tode wieder werden; sie werden's auch jetzt können, ohne daß sich der Chrysostomus d'rein mischt und sich mit der halben Welt verfeindet. Hab' ich nicht recht, Kathri?"

„Ganz recht so; eine feine Nase hast Du, Chrysostomus, das muß man Dir lassen," pflegte dann die würdige Gemahlin zu antworten.

Diese Erwiederung wurde von Chrysostomus stets mit dem selbstgefälligsten Lächeln aufgenommen. Er that dann einen kräftigen Zug aus seinem Türkenköpfchen, legte seine Stirn in ernstere Falten und mit dem Zeigfinger der rechten Hand darauf hinweisend, ließ er die bedeutungsvollen Worte vernehmen:

„Ein Narr isch der Chrysostomus jedenfalls nit, o nei!"

Seine tägliche Raststunde war merkwürdiger Weise von 11—12 Uhr. Da stand dann der spindeldürre Mann in seinem grünen Schurz unter der Hausthüre, schmauchte sein Pfeifchen und schaute nach dem Wetter aus. In seiner Neutralität, die er streng gegen Jedermann beobachtete, grüßte er alle Vorübergehenden mit derselben unabänderlichen Formel:

„Korsamer Diener! Gutä Appetit zuem Mittagessä!"

Diese Formel war so mit seinem ganzen Dasein verwachsen, hatte sich dermaßen als Lebensgewohnheit bei ihm festgesetzt, daß er sie als Gruß auch zu jeder andern Tageszeit, als gerade vor dem Mittagsessen, anwendete; ja es kam nicht selten vor, daß er schon Abends sieben oder acht Uhr sich einem an seinem Hause Vorübergehenden noch als gehorsamen Diener ankündigte und ihm guten Appetit zum Mittagsessen wünschte.

Zu vermeiden war es nun freilich auch nicht ganz, daß der Buchbinder Chrysostomus unter die Leute kam, daß er bald da, bald dort einen Besuch machen mußte, wenn er anders die Interessen seines Geschäfts nicht verabsäumen wollte. Und sein Geschäft ging ihm über Alles; ihm zu lieb' war Chrysostomus der Mann, der zu keiner Partei gehörte, sich mit Niemanden zu tief einließ, nie eine Meinung äußerte, auf die man eine entgegengesetzte geltend machen konnte, und überhaupt seine Zunge meisterhaft im Zaume zu halten verstand. Wenn er aber irgendwohin ein neugebundenes Buch bringen mußte und man ihm dort mit einem Glas Wein aufwartete, so verließ ihn dann in der Regel die gewohnte Gefügigkeit seiner Zunge. Aber auch im schlimmsten Falle blieb der Gegenstand seiner Rede ein historischer, der nicht nur weit hinter der Gegenwart zurücklag, sondern auch auf einem entfernten Territorium spielte; denn klug war Chrysostomus und eine feine Nase hatte er. —

Einige Tage nach jenem Gesangsabend, den wir in dem vorigen Kapitel beschrieben haben, kam Chrysostomus in den Engel, wo, wie er wußte, Freske gerade am Mittagstisch saß. Er hatte für ihn den ersten Band von Alexander von Humboldt's „Kosmos" eingebunden und brachte ihm nun denselben sammt der sauber geschriebenen Rechnung. Den spindeldürren Gläubiger suchte Freske durch die Einladung, mit ihm eine Flasche Wein auszustechen, zu beschwichtigen. Dem sparsamen Chrysostomus war ein geschenktes Glas Wein stets willkommen und er nahm die Einladung ohne große Weigerung an. Man stieß an, man trank, und der vielgewanderte Buchbinder leistete nun der Aufforderung gerne Folge, Etwas aus seinen Wanderjahren zum Besten zu geben. Er begann:

„Ich war mehrere Jahre bei einem Meister in Wien in Condition, beim kaiserlich königlichen Oberhofbuchbinder. Feine Arbeit hatten wir da zu machen, feine Arbeit! Da hieß es aufpassen. Aber ein Narr war der Chrysostomus damals schon nicht. Tag und Nacht war ich bei der Heck' und ich ließ nicht nach, bis ich Obergeselle war. In der kaiserlich königlichen Residenzstadt Wien in der kaiserlich königlichen Oberhofbuchbinderei Obergeselle sein, das ist kein Spaß, dazu gehört mehr als Brotessen, dazu gehört vor Allem eine feine Nase. Das Ding ist gut; da kommt einmal ein Diener aus der kaiserlichen Hofburg und bringt ein Gebetbuch des Kaisers; man solle es für Seine Majestät einbinden, in rothen Saffian mit Goldschnitt, fein, geschmackvoll verziert, wie noch nichts dagewesen ist. Der Meister wendet sich an mich. „He, Schweizer," sagt er, „getraut Er sich die Sache auszuführen?" — „Korsamer Diener! Gutä — —" sagte ich, „wollen mal sehen." Und ich nicht faul, mach' mich hinter den Einband und in zwei Wochen war er fix und fertig. Der Meister überbrachte das Buch nun Seiner Majestät dem Kaiser, und der sagte, sein Lebtag habe er nichts Schöneres gesehen, das Buch sei ja superb eingebunden. Worauf der Meister erwiederte: „Ja, Majestät, mei Obergesell, der Schweizer, versteht's halt." — „Was, ein Schweizer hat es eingebunden?" fragte der Kaiser, „schickt mir doch denselben in die Burg, ich möcht' ihn gern kennen." „Korsamer Diener!" sagte mein Meister, und empfahl sich. Flugs kam er nach Hause, um mir den kaiserlichen Wunsch mitzutheilen. — „Herrgott, d i e Ehr'!" dachte ich. In meinen schönsten Kleidern erschien ich alsdann in der kaiserlichen Hofburg. — „Isch Er der Schweizer, der mein Gebetbuch so schön eingebunden hat?" fragte der gnädige Kaiser. „Korsamer Diener! Gutä Appetit zum

Mittagessä!" antwortete ich mit tiefer Verneigung. — „'s freut mich," fuhr der Kaiser fort, „daß er etwas Ordentliches gelernt hat; Er gefällt mir, 's wird einmal was Rechts aus Ihm werden. Apropos, viel Arbeit? viel zu schaffen?" — „Passirt," antwortete ich, „von Morgen fünf bis Abend sieben Uhr." — „Eh bien, Schweizer, da kann Er mich an den Abenden, wenn er lange Weile hat, besuchen; er wird doch sonst nicht viel bekannt sein in Wien." — „Recht gern, Majestät," antwortete ich, „Korsamer Diener! Gutä Appetit zuem Mittagessä!" —

Die Gesellschaft im Engel hörte namentlich den Schluß von Chrysostomus' Erzählung mit lautem Lachen zu. Dann fragte Freske den Buchbinder, ob er den Kaiser oft besucht hätte?

„Mitunter!" erwiederte Chrysostomus trocken.

Die soeben erzählte Geschichte gab dieser oft zum Besten. Das Ganze hat ihm vielleicht einmal geträumt, vielleicht ist es eine Dichtung seiner jugendlichen Phantasie. Ob Traum, ob Dichtung: im Verlauf der Jahre gewann die Sache in dem Kopfe unseres Buchbinders Wirklichkeit und Wahrheit; er glaubte steif und fest daran, und wir kennen den Lesern versichern, daß er im Bewußtsein, die reinste Wahrheit zu reden, seine Erzählung vorzutragen pflegte.

Nachdem er nach seinem Vortrag noch eine geraume Zeit auf die Bezahlung von Freske's Rechnung vergeblich gewartet hatte, eilte er wieder mit den Worten: „Korsamer Diener! Gutä Appetit zuem Mittagessä!" an seine Arbeit.

Sechstes Kapitel.

Getäuschte Hoffnungen und neue Aussichten.

Die Bewegung in Deutschland nahm keineswegs den Verlauf, wie die Demokraten erwartet hatten. Sie rückte viel zu langsam, viel zu gemäßigt, viel zu rücksichtsvoll vorwärts. Immer mehr Flüchtlinge kamen über die Grenzen, aber leider brachten sie immer weniger Hoffnungen und Viele nicht einmal Geld mit sich. Hecker war unterdessen, an der deutschen Sache verzweifelnd, als ein grollender Achilleus nach Amerika ausgewandert; Struve saß mit seiner Amalia in Folge seines verunglückten zweiten Freischaarenzuges in den Gefängnissen von Freiburg. Die zurückgebliebenen ältern deutschen Flüchtlinge kamen jetzt zeitweise mit ihren finanziellen Verpflichtungen in Rückstand. Was Wunder, wenn nun auch der republikanische Enthusiasmus der Engelwirthin von Dorndorf sich merklich abkühlte und ihre Freundlichkeit gegen die deutschen Flüchtlinge abgemessener, zurückhaltender wurde? Auch Freske — das war deutlich wahrzunehmen — stand bei ihr nicht mehr in der früheren Gunst; sein Schuldregister in ihrem Wirthsbuche hatte die Gränze von mehreren Quartalen schon überschritten, ohne daß der ihm regelmäßig ausbezahlte Quartalzapfen den bedenklich fließenden Strom der Zahlen verstopft hätte.

Dazu kam noch ein anderer fataler Umstand. Durch seine Verbindungen mit den Flüchtlingen, durch seine heißblütige Thätigkeit für die Einführung der deutschen Republik hatte der sonst so tüchtige Lehrer Freske seine Schule mehr als billig vernach=

läſſigt; die Examen in ſeinen Fächern ließen im Gegenſatz zu frühern Jahren ein befriedigendes Reſultat vermiſſen; von den Behörden ſowohl als von den Vätern der Schüler wurden Klagen gegen ihn laut, die der Engelwirthin nicht verborgen bleiben konnten. Ja, ſeine Stellung als Lehrer fing ſichtlich an, immer unhaltbarer zu werden.

Freske ſelber täuſchte ſich über ſeine Lage am allerwenigſten. Wenn er an die Laſt ſeiner Schulden dachte, überkam ihn ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzte. Seine Freunde erkalteten, wichen ihm aus, oder zogen ſich von ihm zurück, und ſelbſt die Freundlichkeit von Franziska erſchien ihm in neuerer Zeit mehr eine gemachte, als eine gefühlte zu ſein. Die Achtung, die ſein vielſeitiges Wiſſen verdiente, fand er nirgends mehr; er ſah ſich verlaſſen, verloren — nirgends einen Ausweg! Dann beſchlich ihn zuweilen eine faſt weinerliche Sehnſucht nach ſeiner Heimath, dem geliebten Deutſchland, ſeinen ſchönen Wäldern, der gemüthreichen Muſik, die dort ſelbſt das kleinſte Städtchen nicht entbehrt!

Und trotz der klaren Einſicht in ſeine ſo mißliche Lage hatte er nicht die ſittliche Kraft, ſeine Lebensweiſe abzuändern, nicht den vertrauensvollen Muth, ſeine Zukunft beſonnen ſicher zu ſtellen. Je zweifelhafter ſein Credit wurde, um ſo häufiger beſuchte er die Gaſthäuſer, um ſo weniger fühlte er ſich zu ernſthafter Arbeit aufgelegt. „Ich bin ja doch hin,“ pflegte er zu ſich ſelber zu ſagen, „mir kann nur noch ein Wunder helfen.“

Ein ſolches Wunder ſchien in der That eintreten zu wollen. Hinter dem Winter von 1849 her gingen die ſo tief geſunkenen Aktien der deutſchen Republikaner auf's Neue wieder in die Höhe. In Baden war das Militär zum Volke übergetreten und der

Großherzog aus dem Lande geflohen. Baden war faktisch eine Republik. Die Kerker öffneten sich; Struve wurde auf den Schild des Volkes gehoben, und seine Amalie sah die Erfüllung ihrer kühnsten Wünsche nahe. Das Erste, was nun diese edle Republikanerin verlangte, war, daß ihr und ihrem Herrn Gemahl das großherzogliche Schloß in Karlsruhe als Wohnung eingeräumt werde; jedenfalls hätte sie ein Recht darauf, die Gemächer der Großherzogin von nun an zu beziehen und in ihrem Bette zu schlafen! Dieses ächtrepublikanische Verlangen blieb leider unerfüllt. Ob dies die Veranlassung des Zwiespaltes wurde, der fortan zwischen der Partei Struve und der Partei Brentano sein verhängnißvolles Haupt erhob, müssen wir dahingestellt sein lassen. —

Die Ereignisse in Baden brachten begreiflicherweise neues Leben und neuen Muth in die Flüchtlinge. Zunächst handelte es sich um Beschaffung von Waffen, vor allen Dingen aber um Aufbringung der hiezu nöthigen Geldmittel. Comités wurden organisirt, an Gesinnungsgenossen wurde nach links und rechts geschrieben, bei wohlhabenden Männern da und dort angeklopft. Der Tag der Entscheidung steht vor der Thüre, dem faulen Baume der Monarchie ist die Axt an die Wurzel gelegt — jetzt gilt's oder nie mehr: so hieß es allgemein!

Freske klammerte sich ebenfalls wieder an neue Hoffnungen. Er wurde Mitglied des Dorndorfer Flüchtlingscomité und als solches wußte er es leicht zu fügen, daß ihm das Amt des Cassirers übertragen wurde. Nicht unbedeutende Summen gingen nun für Waffeneinkäufe ein; es wurden auch Waffen angekauft, Waffen aus verschiedenen Jahrhunderten, Schießgewehre, die schon die Gräuel des dreißigjährigen Krieges gesehen hatten — oder solche,

in deren Läufen noch ein Schuß aus der ersten französischen Revolution eingerostet saß, schwere Pistolen von mächtigem Caliber und fürchterlichen Zündschlössern, Hellebarden, Streitäxte u. s. w. Kurz, es herrschte in dem Lager der Flüchtlinge eine große Thätigkeit, ein reges Leben und überall offenbarte sich wieder ein gehobener Muth.

Auch bei der Engelwirthin in Dorndorf flackerte der republikanische Enthusiasmus wieder auf. Ihre deutschen Gäste bezahlten in neuerer Zeit wieder regelmäßiger als je, und auch Freske hatte das Register seiner Wirthsschulden zum größten Theil getilgt. „Die Gelder, die mir anvertraut sind, haben ja den ausgesprochenen Zweck, die Feinde von uns abzuwehren; ich bezahlte daraus natürlich auch die Engelwirthin, damit sie und ihr Haus nicht meine Feinde werden,“ lachte der Schalk.

Und Franziska? Ihr liebebedürftiges Herz erschloß sich wieder rückhaltslos den feurigen Bewerbungen des blondlockigen Freske.

Siebentes Kapitel.

Der Geschäftsmann.

Die auf- und niedergehenden Wogen der Ereignisse vermochten den Gleichmuth unseres Ignatius Schaal, die Regel seiner thätigen Lebensweise, sein beharrliches Streben nach einer festen, soliden Lebensstellung in keiner Weise zu stören. Die neuesten Nachrichten aus Deutschland nahm er zwar nicht gleichgültig, doch

ohne alle jene Hoffnungen auf, die tausend und abertausend Herzen höher schlagen machten. Nach wie vor war er ein fleißiger, pünktlicher Canzlist. Die Anfertigung eines Gültbriefes in prächtiger Fraktur= und zierlicher Currentschrift hatte für ihn ein ungleich höheres Interesse als die sämmtlichen Verfassungsentwürfe der republikanischen Koryphäen Badens oder die Reichsverfassung der gelehrten Professoren in der Paulskirche zu Frankfurt. Nehmen wir den einmaligen, höchstens zweimaligen Wochenbesuch des Gasthauses zum Engel in Dorndorf aus, wo er einen halben Schoppen Wein und eine halbe Maß Wasser trank, seine Pfeife rauchte, treuherzig zu Franziska aufblickte und in stiller, heimlicher, unverstandener Liebe nur für sie und wegen ihr am Wirthstische saß: ziehen wir diese wenigen schmerzlichsüßen Augenblicke in der Wochenbilanz unseres Ignatius Schaal ab von seinem rein kanzlistischen Dasein — so erhalten wir eine beinahe ganz runde Summe sechstägiger, gewissenhafter, anhaltender, treuer Berufserfüllung. Aber auch der siebente Tag, der der Ruhe, war für unsern Ignatius ein Tag der Arbeit. Hie und da besuchte er am Sonntage wohl noch seine Eltern, es kam aber jetzt immer seltener vor. Dafür verwendete er diesen Tag zu seinen Privatgeschäften, zur Führung seiner Bücher, zur Besorgung von Correspondenzen und Aehnlichem.

Denn Ignatius hatte jetzt auch Privatgeschäfte, ja er hatte beinahe ein „eigenes Geschäft," ein Geschäft, das nach dem Verhältniß seines Umfangs sich auf befriedigende Weise rentirte. Seine Pünktlichkeit, seine Redlichkeit, sein humanes Wesen hatten ihm schnell das Zutrauen der Bürger gewonnen. Da gab's Verträge aller Art aufzusetzen; in Erbschaftsangelegenheiten mußte er sich für Diesen oder Jenen an Private und Behörden wenden;

man betraute ihn mit dem Inkasso von Schuldgeldern; halb aufgegebene Schuldposten wurden ihm unter günstigen Bedingungen von Creditoren cedirt; Vieles war auf gerichtlichem Wege beizutreiben und nicht wenige Forderungen erheischten überhaupt Schreibereien aller Art.

So hatte der geschäftskundige, mit dem Vertrauen des Publikums beehrte Ignatius Schaal in seinen freien Stunden und Tagen Arbeit in Hülle und Fülle. Sein Zimmer gewann nach und nach das Aussehen eines Notariatsbureaux; große, an Rücken und Ecken mit Messing beschlagene Bücher enthielten in verschiedenen Rubriken und bedeutungsvollen Zahlen Aufträge und Geschäfte verzeichnet, mit denen Schaal betraut worden war; — das Korrespondenzbuch zeigte schon auf mehrern hundert Seiten, sauber eingetragen, die diplomatisch genaue Abschrift der verschiedenen Briefe, die der Geschäftsmann schon versendet hatte; aus einem Fache, nach den fünf und zwanzig Buchstaben des Alphabets geordnet, starrten Einem unzählige Briefe mit landesfremden Postzeichen und mannigfaltigen Frankomarken entgegen; — auf dem Schreibpult harrten unter dem Briefbeschwerer mehrere Anfragen und Aufträge der Antwort, und zeigte der „Eidgenössische Wandkalender“ außer seiner typographischen Ausstattung noch eine Zuthat räthselhafter Zeichen, die von der Feder oder dem Rothstift von Ignatius Schaal herrührten. Was aber nicht so in die Augen fiel, wie die genannten Gegenstände, das war jenes sauber gebundene Buch von mittelmäßigem Umfange, in das er die Geheimnisse seiner Geschäftseinnahmen, das gedeihende Wachsthum seiner zufließenden Finanzen zu verzeichnen pflegte. Dieses Buch hielt er stets sorgfältig in seinem Schreibpult eingeschlossen und nur in einsamen Stunden, wenn er einen neuen Geschäftsantheil,

einen neuen Geschäftsabfall zu notiren hatte, nahm er dasselbe heimlich vergnügt aus seinem wohlbehüteten Versteck hervor, um es dann mit dem Bewußtsein eines bereicherten Inhaltes ebenso vergnügt wieder in Sicherheit zu bringen. —

Einer der getreuesten Clienten unseres Ignatius Schaal war der Buchbinder Chrysostomus. Wir kennen seinen Fleiß und seine Handwerkspolitik. Er verdiente sein hübsches Sümmchen — allein die Gelder gingen oft äußerst spärlich ein, und viele Arbeiten, die Chrysostomus als „Korsamer Diener" auf das Prompteste und Beste geliefert hatte, ließen unbilligerweise oft jahrelang auf Bezahlung warten. Da ging zuerst seiner Kathri und dann dem Chrysostomus selber die Geduld aus. Allein persönlich gegen seine Schuldner einzuschreiten, ließ er stets fein bleiben. Man müsse sich mit Niemanden verfeinden — das blieb für ihn ein Grundsatz, von dem er unter keinen Umständen abwich. Wie suchte er aber zu seinem Gelde zu kommen?

Chrysostomus war ein kluger Mann und hatte eine feine Nase. Wenn es sich nicht mehr anders thun ließ, als gegen einen säumigen Schuldner ernste, drohende Mahnbriefe abzusenden oder gegen ihn gar ein gerichtliches Verfahren einzuleiten, so steckte sich unser Buchbinder hinter den geschäftskundigen Ignatius Schaal. Zum Schein trat er ihm die flüssig zu machende Forderung als Eigenthum ab und überließ es ihm, seinem Schuldner je nach Umständen „Unannehmlichkeiten" zu machen oder nicht. Auf diese Weise, glaubte er, lasse sich der Friede zwischen ihm und der ganzen Welt unerschütterlich festhalten. Gegen die also „übergebenen" Schuldner beobachtete er nach wie vor seine gewohnte Freundlichkeit, nickte ihnen im Vorübergehen ein „Korsamer Diener" zu und wünschte ihnen „gutä Appetit zuem Mittagessä."

Freilich wurde diese Freundlichkeit nicht von Allen mehr erwiedert, denn so eine feine Nase Chrysostomus auch hatte, seine Manipulationen wurden doch von Manchen durchschaut und übel genug vermerkt.

Unter dem Häuflein seiner Schuldner nahm Freske nicht die letzte Stelle ein. Sowohl nach der Anciennetät als nach der Größe seiner Schuld gehörte der blondgelockte Lehrer in erster Linie zu denen, die Chrysostomus an Ignatius Schaal „verkaufen" zu müssen glaubte. Hundert andere Geschäftsleute, die von Freske auf ähnliche Weise beleidigt worden wären, wie Ignatius Schaal, hätten den Geschäftsauftrag von Chrysostomus ohne Zweifel als eine äußerst erwünschte Gelegenheit angenommen, um in süßer Racheluft den Beleidiger in die Ketten des Betreibungsprozesses zu schließen. Wer hätte es auch unserm blöden Schaal verdenken mögen, wenn er für den fehlgeschlagenen Wurf jenes Glases Freske eine gerichtliche Vorladung unter die Nase gehalten, wenn er ihm gesagt hätte: „Von heute an bis genau in vierzehn Tagen will ich bezahlt sein, sonst kommen in Gestalt des Exekutionspersonals die Schrecken des Weltgerichts über Sie!" Wer hätte es gar unmenschlich finden sollen, wenn Ignatius Schaal den Schuldner mit nicht ernst gemeinten Drohungen wenigstens gefoltert hätte? Und dann: lag es nicht in der Hand des Geschäftsmann's, mit der Cession von Chrysostomus den Nebenbuhler für immer aus dem Herzen der Geliebten und aus dem Hause ihrer Mutter zu verdrängen? Die Schuld war ja groß genug, um Freske's Credit für immer zu erschüttern und seine ganze Zukunft als vernichtet erscheinen zu lassen.

Allein Ignatius Schaal besaß bei allem Streben, den Kreis seiner Geschäfte fort und fort zu erweitern und den Raum seiner

Kasse mit den Erträgnissen seines Fleißes immer mehr zu füllen, jenen seltenen Edelmuth, jene würdige Selbstbeherrschung und jene selbstsuchtlose Lauterkeit des Charakters, daß er sich mit der Eintreibung von Freske's Schuld geradezu nicht befassen wollte. Es war dies für Chrysostomus natürlicherweise rein unbegreiflich. „Sehen Sie," erklärte ihm Schaal, „bei dem Verhältniß, in welchem ich mit Freske stehe, müßte es offenbar den Anschein gewinnen, als hätte ich Sie veranlaßt, mir die Cession zuzufertigen, um gegen Freske eine feindselige Waffe in die Hand zu bekommen. Ich bestrebe mich, in meinen Geschäften ohne Leidenschaft, nur nach den Gesetzen der Gerechtigkeit und Humanität zu handeln; ich möchte selbst den Schein vermeiden, als leitete mich hiebei irgend ein unreines Motiv. Deßhalb kann ich dies Mal und in diesem Fall unmöglich zu Ihren Diensten stehen, so gerne dies sonst, wie Sie wohl wissen, auch geschieht."

Vergeblich suchte Chrysostomus dieses Raisonnement zu entkräften; Schaal blieb bei seiner Weigerung; er hatte wohl auch die Ansicht, daß in Geschäftssachen die Gemüthlichkeit aufhöre, allein er war weit davon entfernt zu glauben, daß sich mit denselben deßhalb die Niederträchtigkeit der Gesinnung verbinden solle.

Chrysostomus hätte seine Forderung an Freske nun allerdings einem andern Geschäftsmann zum Betreiben übergeben können; allein der friedfertige Mann dachte, Herr Schaal könnte hierin einen casus belli erblicken. Sich in den Haaren kratzend, sagte er zu diesem: „Muß nun leider selber sehen, wie ich zu meiner Sache komme. Korsamer Diener! Gutä Appetit zuem Mittagessä!"

Achtes Kapitel.

Der Pfingstmontag von 1849.

Der Pfingstmontag von 1849 glänzte himmelblau über die grünen Felder, die blumigen Wiesen und die dunkle Pracht der Wälder. Am thaufrischen Morgen wanderten zahlreiche Schaaren festlich gekleideten Volkes in rosenfarbiger Stimmung aus den Thoren der Stadt, um in Frenkendorf oder Efringen, in Flüh oder Ettingen ein homerisches Gastmahl einzunehmen. Bei dieser Wanderung wurden von dem schönen Geschlecht in den Gärten der Dörfer die blühenden Rosensträucher, der gesprenkelte Nelkenflor mit „Ah!" und „Oh!" bewundert und mit Entzücken der Resedaduft eingeathmet, während die Männer ein aufmerksames Auge hatten für den Stand der Felder, oder die Bauart eines vorbeirollenden Gefährtes mit ihren kritischen Bemerkungen verfolgten. Am Ziel ihres festtäglichen Ausfluges etwas ermüdet und schweißtriefend angekommen, war der gesammten Gesellschaft eine Flasche Rothen mit Käse und Wecken eine herzerquickende Labung. Nachdem dann die Landpartie den vormittägigen Durst gelöscht und den Hunger sattsam gestillt hatte, beschäftigten sich die Männer auf dem ungewohnten Kegelplatz mit fröhlichem Kegelschieben, wobei es natürlich an den wunderlichsten Grimassen nicht fehlte und der Eine durch komisches Schwenken des rechten Beines, der Andere durch eine merkwürdige Bewegung seiner Hüfte der fortpolternden Kugel einen angemessenen Wink geben wollte. Unterdessen musterten die Damen gegenseitig die Toiletten, ließen sich über das Neueste der Moden aus, gedachten in Liebe der

nichtanwesenden Freundinnen und Bekannten, wobei Bemerkungen laut wurden wie etwa diese: „Ja, die hat's auch nöthig, eine Crinoline zu tragen!“ — oder klagten über die immer mehr überhandnehmende Unzuverlässigkeit der Dienstboten und die hohen Marktpreise. Der weiblichen Unterhaltung und dem männlichen Kegelschieben machte nun glücklicherweise bald die Stimme des Wirths ein Ende, der in den Rahmen des Hauseingangs eingefaßt — ein Bild schmunzelnder Freundlichkeit — den Gästen zurief: „Meine Herrschaften, das Mittagessen ist servirt, wenn's beliebt!“

Während am Pfingstmontag des Jahres 1849 verschiedene Landpartieen aus der Stadt Basel in Frenkendorf oder Efringen, in Flüh oder Ettingen — und der Himmel weiß, wo sonst noch — einem solchen freundlichen Rufe Folge leisteten, schritten Freske und einer seiner Collegen durch die wenig belebten Straßen der Stadt. Der Letztere war eine etwas gedrungene, untersetzte Gestalt, stramm und kräftig. Die Bestimmtheit seiner politischen Ueberzeugung und die Festigkeit, mit der er an derselben festhielt, entsprach vollkommen seinem äußern Ansehen. Er wollte mit seiner Anschauungsweise zwar nicht hervorragen, allein sie war so sicher begründet und so durchaus abgeklärt, daß selbst die hervorragendsten politischen Führer der damaligen Zeit ihm nicht zu imponiren vermochten. Die Zeitlage sah er viel ruhiger an als Freske, und eben deßwegen konnte er die Hoffnungen des Letzteren auf eine sofortige radikale Umgestaltung Deutschlands nicht theilen, so lebhaft er sich auch für die Dinge in dem stammverwandten Nachbarland interessirte.

Dieses Interesse war es denn auch, das ihn Freske auf dessen Wanderung zur Volksversammlung nach Efringen zum Begleiter gegeben hatte. Der Zwiespalt unter den Häuptern der badischen

Republik hatte nämlich unter dem Volk allmälig die günstige Stimmung für die neugestaltete Regierungsform erkalten lassen. Der wohlhabende Theil fürchtete sich vor dem Gespenst der rothen Republik, und es fehlte nicht an Solchen, die Republik und Communismus für gleichbedeutende Begriffe erklärten. Die Stimmung des Volkes für die Sache der Freiheit wieder zu heben und dasselbe in Betreff der verbreiteten Mißverständnisse aufzuklären, war der Zweck der von Civilkommissär Neff ausgeschriebenen Volksversammlung, die am Pfingstmontag in Efringen abgehalten wurde.

Freske und sein College kamen um Mittag an der Rheinbrücke in Basel an. Ein Nachen, zum größten Theil mit Landvolk angefüllt, war eben im Begriff, stromabwärts zu fahren; die Beiden konnten sich dem Schiffer noch bemerklich machen, der sie gegen gutes Geld gerne noch in sein Fahrzeug aufnahm, trotzdem dasselbe bereits schon über Gebühr belastet war. Kaum hatten sie sich vorsichtig, dem Schiffe das Gleichgewicht wahrend, niedergesetzt, als noch ein dickes, schweres Bauernweib sich dem Stromufer näherte und dem Schiffer keuchend zurief, sie noch aufzunehmen. Es war die „Knöpflerin" von „Markt," deren Gewicht das Schifflein höchstens noch eine Handbreit über dem Wasserspiegel hervorragen ließ. Die Gesellschaft protestirte zwar gegen die Aufnahme dieses Ballastes, aber der schwimmkundige Schiffer kehrte sich wenig hieran; die Mehreinnahme von einigen Kreuzern machte ihn gleichgültig gegen die Gefahr, der er etwa zwei Dutzend Menschen aussetzte. Uebrigens versicherte er, daß an eine Gefahr gar nicht zu denken sei; er habe schon weit größere Schiffsladungen ungefährdet an den Ort ihrer Bestimmung gebracht.

Man stieß vom Lande; der Nachen durchfurchte lustig die Wogen des Rheins, hob sich und senkte sich, wie das ängstlich

klopfende Herz der auf ihm postirten Reisegesellschaft. Die Klybek, Klein- und Großhüningen flogen schnell vorüber, die Münsterthürme von Basel wichen immer weiter zurück, und unversehens fand man sich dem badischen Dorfe „Markt" gegenüber. Hier stieg die dicke „Knöpflerin" aus; die Schiffsladung war um ein gutes Gewicht erleichtert, und erleichtert athmete auch die Schiffsgesellschaft wieder. Auf den grünen Wogen schaukelte nun der Nachen schnell dahin, und der Takt der Ruderschläge weckte die Rhythmen des Gesanges. Einige Mädchen sangen das in jener Gegend altbekannte melancholische Volkslied:

„Auf Erden, auf Erden,
Auf Erden alle Ze—ha—heit,
Auf Erden, auf Erden,
Auf Erden alle Zeit.

Weiß mir ein Mädel feine,
Ich lieb' sie ganz alleine,
Sie soholl, sie soholl,
Sie soll mein eigen se—ha—hein,
Sie soholl, sie soholl,
Sie soll mein eigen sein.

Und als das Mädel die Red' vernahm,
Zu weinen fing es a—ha—an,
Und als das Mädel die Red' vernahm,
Zu weinen fing es an.

Mädel weinst Du um Dein Vatersgut,
Oder weinst Du um Dein junges Blut,
Oder weinst Du, oder weinst Du,
Oder weinst Du um Dein' E—ha—er,
Oder weinst Du, oder weinst Du,
Oder weinst Du um Dein' Ehr?

Ich wein' nicht um mein Vatersgut,
Und wein' nicht um mein junges Blut,
Und wein' nicht, und wein' nicht,
Und wein' nicht um mein' E — ha — er,
Und wein' nicht, und wein' nicht,
Und wein' nicht um mein Ehr'.

Ich hab' Etwas verloren,
Ich wollt', ich wär' nit geboren,
Ich such' es, ich such' es
Und find' es nimmerme — ha — er,
Ich such' es, ich such' es
Und find es nimmermehr."

Jetzt hielt der Schiffer an, um Freske und seinen Collegen aussteigen zu lassen. Sie hatten nur noch wenige Schritte bis Efringen. Das freundliche Dorf war erwartungsvoll belebt; ziemlich viel Volk aus der Umgegend hatte sich eingefunden; auch das schöne Geschlecht, die Markgräflerinnen, mit ihrer zarten Gesichtsfarbe und den sanftblickenden Augen war zahlreich vertreten. In bescheidene Farben gekleidet, wogten ganze Mädchenschaaren Arm in Arm durch die Straßen, und die langen schwarzen Bänder, die aus dem Haarschmucke über den Rücken herabflatterten, winkten den nachziehenden Jünglingen leise Grüße geheimen Einverständnisses zu.

Neben dem Gasthaus des Dorfes breitet sich ein grüner Wiesenraum aus, in einem Halbkreise von steil ansteigendem Ackerland umspannt. Hier sollte die Volksversammlung abgehalten werden. Unter einem Zwetschgenbaum war ein Tisch aufgestellt — die Rednerbühne des Volkstribuns.

Freske und sein College waren in dem Gasthause eingetreten, wo sie von dem Manne des Tages, von Civilkommissär Neff,

freundlichst begrüßt wurden. Derselbe stand gerade im Begriff, einige weichgesottene Eier zu genießen, um damit seiner Rednerstimme Biegsamkeit, Vollklang und Ausgiebigkeit zu verleihen. „Die Volksredner in der Schweiz," meinte Neff, „würden sich gewiß auch auf diese Weise zu ihren Reden vorbereiten," was indeß, wie die beiden Ankömmlinge versicherten, in den wenigsten Fällen geschehen dürfte. Dagegen schien diesen die Herrichtung des Versammlungsplatzes etwas mangelhaft. Ein Tisch war offenbar unzulänglich, als Rednerbühne in einer größern, im Freien abzuhaltenden Volksversammlung zu dienen. „Wie viel zweckmäßiger wäre es gewesen," bemerkten Freske und sein College, „wenn man die Rednerbühne auf das Bord des Wiesenraums verlegt hätte, damit die Stimme des Redners die ganze Versammlung hätte beherrschen, von Allen hätte vernommen werden können!" Dies leuchtete den Festanordnern auch ein, und in aller Eile wurde auf der Anhöhe des Bordes, nach den Angaben der beiden Lehrer, noch eine Rednerbühne improvisirt, so daß die Versammlung ohne Verzug zur festgesetzten Zeit beginnen konnte.

Die Blechmusik spielte; der grüne Wiesenraum überdeckte sich mit dichtgeschaarten Männern und Frauen. Jetzt erschien der Redner auf der Tribüne. Die Rechte unter dem zugeknöpften Rocke auf das Herz gelegt, die Linke auf die Hüfte gestützt, nahm er eine etwas rednerische Haltung nicht ohne Selbstgefälligkeit ein. Seine Augen blickten kühn über die Menge des Volkes. Als die Musik schwieg, erhob er seine Stimme und setzte den Zweck der heutigen Versammlung auseinander. „Die Männer der Revolution," sagte er, „seien von den Reaktionären verläumdet worden; man habe von rother Republik, Güter- und Weibergemeinschaft gesprochen. Es sei gar nicht wahr, daß die Männer der

Revolution und des Fortschritts die Republik wollten, sondern die Freiheit wollen sie; nichts von Communismus wollen sie, sondern sie wollen, daß der Bauer und Bürger wohlfeilern Tabak, die Bürgerin wohlfeilere Seife kaufen und daß Alle wohlfeilern Kaffee trinken, versüßt mit zollfreiem Zucker; das wollen sie, aber nicht Communismus, nicht Güter- und Weibergemeinschaft."

Das war ungefähr der Inhalt von Neff's ziemlich lange andauernder Rede. Dann traten noch einige Redner auf, welche das Volk mit wohlfeilern Lebensbedürfnissen beglücken wollten. Endlich ersuchte Neff auch den Collegen Freske's, den Markgräflern in wohlgesetzter Rede das materielle Glück einer republikanischen Staatsverfassung auseinanderzusetzen; das werde besonders ziehen. Allein dieser erwiderte, daß er keineswegs gesonnen sei, hier, wo man von vornherein erklärt habe, daß man die Republik gar nicht wolle, die Wohlthaten dieser Staatsform, deren sich die Schweiz erfreue, in einer Volksrede den Markgräflern auseinanderzusetzen.

An dieser Volksversammlung offenbarte der von Freiheitsliebe glühende Neff, wie wir sehen, denselben Mangel an charaktervoller Haltung, den man auch bei andern Anlässen ihm vorzuwerfen hatte. Er wollte klug sein und verläugnete den republikanischen Charakter der Bewegung, um das Volk nicht an die rothe Republik zu erinnern; er wollte praktisch sein, um dasselbe dann mit wohlfeilem Tabak, Kaffee, Zucker und Seife wieder für die Republik zu gewinnen! Aber das Volk war bereits mißtrauisch geworden, weil die neue Regierung nicht im Stande war, durch einheitliches kräftiges Wirken im Lande Wurzel zu gewinnen. Auch die Volksversammlung in Efringen war nicht vermögend, dieses Mißtrauen zu heben; ihr Eindruck wirkte auf Niemanden ermuthigend.

Neuntes Kapitel.

Ein ernstes Wort.

Auch Freske und sein College verließen in etwas gedrückter Stimmung Efringen und wanderten anfänglich ziemlich schweigsam über die Wiesen des rechten Rheinufers der Heimath zu. Bald machte sich aber bei Ersterem das Bedürfniß geltend, seinem bedrängten Herzen vor dem bewährten Freunde Luft zu machen. „'s ist fertig," sagte er kleinmüthig, „jetzt ist Alles aus; das Volk zeigt auch gar keine Sympathie für die Republik, für die Freiheit."

„Wie sollte es auch, wenn die republikanischen Führer selber die Republik verläugnen?" bemerkte der College. „Offenbar ist nun die Bewegung vor dem letzten und ohne Zweifel tragischen Akte angekommen."

„Ja, jetzt ist Alles verloren, und ich zuerst; ich hab' schon oft daran gedacht, ob es nicht das Beste wäre, ich schöß' mich todt!"

„Hoho! Einen solchen nichtswürdigen Gedanken darf ein Mann nie in sich aufkommen lassen. Ein Mann soll sich in Mißgeschick und Unglück bewähren, und im allerschlimmsten Falle auch, wenn er an seinem Unglück selber die meiste Schuld trägt, soll er durch eine geordnete, arbeitsvolle Lebensführung, durch ein besonnenes Zusammenfassen und Anspannen aller seiner Kräfte, durch ein festes Wollen nach einem bestimmten Ziele hin die Schuld zu sühnen und sich über das Unglück zu erheben suchen. Der Kampf mit dem Mißgeschick läuft freilich nicht immer ohne Narben ab, aber diese Narben verunstalten einen wackern Kämpfer nicht, und die Scharten in seinem Schwerte beweisen nur, daß er

tapfer gefochten hat. Auch das widrigste Schicksal, wenn wir ihm eine freie Stirn zu bieten vermögen, wendet sich zuletzt in sein Gegentheil um und wird für uns zum Segen. Bei unzähligen Menschen schon war das Unglück der Grund ihres Glücks, die Wünschelruthe, welche die verborgenen Kräfte in ihnen aus dem trägen Schlummer peitschte und die Selbsterkenntniß in ihnen wach rief. — Ich kenne Deine Verhältnisse nur oberflächlich; ohne Zweifel ist Deine Lage fatal genug; die Netze, in denen Du verstrickt bist, werden sich nicht leicht lösen lassen; es steht Dir vielleicht eine schwere, schwere Zeit bevor. Allein zum Verzweifeln ist das Alles ganz und gar nicht."

„Meine Schuldenlast ist so groß, und das Drängen meiner Gläubiger so ungestüm, daß ich nicht mehr zu retten bin. Nur Eins kann mir noch helfen: die Heirath mit Franziska," jammerte Freske.

„Freund! Freund! Da könntest Du Dich täuschen! Glaubst Du denn in der That, Franziska würde eine so reichliche Aussteuer erhalten, um damit Deine Schuldenlast zu decken? Und wenn auch: glaubst Du, ihre Liebe zu Dir sei so tief, so edel, so rein, so aufopferungsfähig, daß sie — erlaube mir das Wort — um einen Bettler zu heirathen, sich selber zuerst zur Bettlerin machen lassen wollte? Und wenn sie es auch thun würde, wie müßtest Du vor ihren Augen dastehen — wie gemein und verachtenswerth! Nein, da kennst Du die Franziska noch nicht gut genug. Wenn sie bei Dir eine sorgenlose Existenz findet, ja dann wird sie Dir gern die Hand reichen. Sie liebt Dich ohne Zweifel, allein gerade in derjenigen Weise, wie Mädchen ihres Schlags zu lieben pflegen: unter anständigen äußern Aussichten kommen sie gern unter die Haube, spielen dann gern ein wenig die Dame —

zufrieden, wenn die Sorgen des Lebens sie nicht zu nahe berühren, voilà tout! Deine gemüthlichen Bedürfnisse wird sie aber nie befriedigen, auf Deine geistigen Bestrebungen nie eingehen, für dieselben nie ein Verständniß haben, und auch mitten im äußerlichen Glücke würdest Du Dich im höchsten Grade unglücklich fühlen. Gut geartet, fleißig, geschickt in jeder Thätigkeit, die des Lebens Nothdurft von einem Weibe fordert, wird Franziska wohl im Stande sein, einen Mann zu beglücken, dessen innerer und äußerer Beruf nicht auf die ideale Seite des Lebens gestellt ist, sondern der zuerst und vor allen Dingen die Aufgabe seiner Thätigkeit und seines Strebens in den materiellen Erwerb gesetzt hat; aber Weiteres von ihr verlangen, hieße Unmögliches verlangen."

Freske suchte in blinder Liebe die geistige, die ideale Seite der Geliebten zu retten, allein damit konnte er gegenüber dem hellblickenden und helldenkenden Collegen nicht aufkommen. —

Mit zunehmender Ermüdung der Wanderer fing ihr Gespräch an zu stocken. Erst in später Nacht kamen sie zu Hause an.

Zehntes Kapitel.

Cavanz statt Vacanz.

Die badische Bewegung ging mit schnellen Schritten ihrem Ende entgegen. Da in Zeiten der Revolution die Humanität bei beiden Parteien bekanntlich äußerst weitherzig ist, so säumten auch die Besieger der badischen Republik nicht, ihre neue Macht sofort durch standrechtliche Hinrichtungen zu bezeichnen. Auch

unserm Neff jagten sie in Freiburg einige Kugeln durch seine volksfreundliche Brust. Nachdem die Sache seiner Partei verloren war, hatte er auch seinen Kopf verloren; während er sich mit einiger Vorsicht leicht hätte retten können, lief er den Häschern blindlings in die Hände und ließ sich gefangen nehmen. Daß das Standgericht mit ihm nicht lange Federlesens machte, ist in jener Zeit wilder Aufregung erklärlich; daß aber die Behörden seine alte Mutter, die, wie sie von der Gefangennehmung ihres einzigen Kindes Kenntniß erhielt, nach Freiburg geeilt war, um den zum Tode Verurtheilten noch ein Mal zu sehen, ihm noch den letzten Liebeskuß zu geben — daß die zuständigen Behörden der armen Frau, die ihr Liebstes so unglückselig zu verlieren im Begriffe stand, den Zutritt zu ihrem Sohne verweigerten und sie vor der verschlossenen Kerkerthür ungetröstet weinen ließen, das ist und bleibt eine unverzeihliche Rohheit. —

Dieser Ausgang der badischen Bewegung traf die Engelwirthin von Dorndorf am empfindlichsten. Die Flüchtlinge, die bis jetzt bei ihr gewohnt, wurden nun von der Grenze weggewiesen und mußten sich tiefer im Innern der Schweiz niederlassen; die meisten waren nicht mehr im Stande, ihren Verpflichtungen gegen die Gastgeberin nachzukommen. Auch Freske figurirte im wirthschaftlichen Schuldbuche wieder mit einer ansehnlichen Summe. Esel — meinte die Engelwirthin — seien die deutschen Demokraten alle, liederliche Kerle, Lumpen, und Alle seien es, die es mit ihnen halten; wenn man ihnen am Morgen die Republik mit dem Frühstück in's Bett gebracht hätte, dann hätten sie dieselbe vielleicht angenommen, aber jedenfalls hätte man nicht zu früh kommen dürfen, denn ein ruhiger, langer Schlaf sei ihre erste Bürgertugend, aus dem sie sich unter keiner Bedingung aufstören ließen!

Daß auch Freske in die Gesellschaft der Esel, liederlichen Kerle und Lumpen von der Engelwirthin mit eingeschlossen wurde, ließ sie namentlich in seiner Anwesenheit auf's Unzweideutigste merken; mit solchen nicht zu mißverstehenden Ehrentiteln hoffte sie den lästigen und, wie es nun immer klarer wurde, zahlungsunfähigen Gast für immer aus dem Engel zu vertreiben. Freske dagegen befand sich in einer eigenthümlichen Lage, in einer merkwürdigen Selbsttäuschung: er glaubte, daß ihm Franziska mit der Treue und Innigkeit von Shakspeare's Julia bis in den Tod in Liebe ergeben sei. Diese eingebildete Liebe war ihm Schild genug für die beleidigenden Impertinenzen, die ihm von der Engelwirthin tagtäglich angethan wurden. Zugleich sollte dieser Schild auch den mangelnden Kredit decken. Es ist unmöglich, redete er sich ein, daß ich in dem Hause der Geliebten nicht so lange auf Kredit leben kann, bis die Verhältnisse wieder anders werden oder bis ich die Franziska als Frau heimführe.

Die Liebe der Letztern für den blondgelockten Norddeutschen war aber offenbar beinahe auf den Gefrierpunkt herabgesunken. Kaum grüßte sie ihn mehr und sichtlich wich sie seiner Unterhaltung aus; nur die nothdürftigste Höflichkeit der Wirthstochter beobachtete sie gegen den ihrem Herzen fremd gewordenen Gast.

Es war in den Herbstferien, als Freske wieder häufiger als je den Gasthof zum Engel besuchte. Auch seine beiden Collegen fanden sich, wie dies gewöhnlich in den Ferien der Fall war, wieder oft dort ein. „Was die Franziska auch haben mag" — bemerkten einmal die Letztern — „sie scheint nicht mehr so freundlich zu sein wie sonst!"

„Weil sich Niemand von uns mit ihr unterhält," erwiederte Freske; „wartet nur, ich will jetzt mit ihr anbinden."

Und als sie wieder bei den Gästen erschien, sagte Freske zutraulich zu ihr: „Nicht wahr, wir lassen uns wieder häufiger sehen als sonst?“

„Die Herren haben gegenwärtig halt Cavanz,“ entgegnete Franziska und eilte schnell wieder von dannen, ohne den dargebotenen Faden der Unterhaltung aufzunehmen.

Dem Scharfblicke von Freske's Collegen war es aber schon seit einiger Zeit klar geworden, daß Franziska's Liebe gegen denselben erkaltet sei. Sie waren indeß diskret genug, sich nicht weiter vor ihm darüber auszusprechen. —

Gerade an demselben Abend, als sich die beiden Lehrer über Franziska's kurz angebundenes Wesen aufhielten, spielte der tückische Zufall eine verhängnißvolle Rolle. Mit seinem Cigarrenetui oder sonst auf irgend eine Weise, hatte nämlich Freske unversehens ein Briefchen aus der Brusttasche gezogen, das dann von ihm unbeachtet unter den Tisch gefallen war. Es lautete also:

„An Her Her Freske.

„Ich kan nich underlasen euch ein bar Seilen su freiben von wegen euerer Schuld per 530 Fr. sambt Zinß. Ir habet mich schon viel Jar zum Naren gehabd und wen ihr biß in 8 Dag nich zalt volgen Köften

Näbst Grueß

Chrysostomus Buchbind.“

Das Stubenmädchen, das das Briefchen fand, übergab dasselbe der Engelwirthin, die nun in ein vernichtendes Donnerwetter gegen Freske ausbrach. Zugleich wurde von derselben ein Billet an ihn abgesendet, worin ihm der Besuch des Gasthauses zum Engel verboten und er auf die nicht zarteste Weise gemahnt wurde, seine Schuld an die Wirthin sogleich zu entrichten.

Freske war nun enttäuscht. Als er bald mit seinem Collegen, der ihn nach Efringen begleitet hatte, wieder zusammenkam, sagte er zu ihm: „Ja, Du hast ganz recht gehabt, jetzt sehe ich es selber ein, daß die Franziska nicht als Frau für mich paßt, sie hat auch gar keine Bildung.“

„Wieso hast Du dies jetzt erst entdeckt?“

„Hast Du nicht gehört, wie sie letzthin Cavanz statt Vacanz gesagt hat? Von da an sind mir die Schuppen von den Augen gefallen.“

„So, erst von da an?“

Inzwischen war das Privatgeschäft von Ignatius Schaal zu einer beneidenswerthen Solidität herangeblüht. Er hatte das Notariats-Examen, wenn auch nicht mit Auszeichnung, doch mit Glück bestanden, war dann aus der Kanzlei ausgetreten, um seine Thätigkeit ausschließlich seinem Geschäftsbüreau zuzuwenden. Die Gunst seiner Mitbürger leuchtete ihm immer heller, und immer goldener wurde sein Kredit. Seine Geschäfte mehrten sich bald dermaßen, daß er ein paar Schreiber anstellen mußte. Doch die glücklichen Verhältnisse, in denen er sich nun befand, änderten seine gemessene Lebensregel, seinen Ordnungssinn, seine Thätigkeit und Gewissenhaftigkeit in keiner Weise. Es hätte sich nun ganz gut mit seinen Einnahmen vertragen, wenn er wöchentlich mehr als zwei Mal in das Wirthshaus gegangen und dort mehr als einen halben Schoppen Wein getrunken hätte. Allein nach wie vor besuchte er in der Woche den Engel blos ein, höchstens zwei Mal, und nach wie vor trank er jedes Mal blos einen halben Schoppen Wein und eine halbe Maß Wasser. Aber merkwürdig: die Engel-

wirthin sagte nun nie mehr: „Der Teufel würd' ihn auch nicht holen, wenn er mehr als einen halben Schoppen Wein trinken würde;" sie war im Gegentheil — im augenscheinlichen Widerspruch mit ihrem wirthschaftlichen Interesse — mit der nüchternen Lebensweise des Geschäftsmanns Ignatius Schaal vollkommen einverstanden und kehrte gegen denselben nun stets ihre freundlichste Seite heraus. Auch wenn Schaal den Gasthof verlassen hatte, hielt bei der Engelwirthin diese Freundlichkeit für den jungen strebsamen Mann ungewöhnlicher Weise Stich, so daß sich Jedermann sagen mußte: „Bei der Engelwirthin ist offenbar Herr Ignatius Schaal der Hahn im Korbe."

Mit viel größerem Interesse noch als die Mutter nahm die kluge Franziska das Prosperiren des Schaal'schen Geschäftes wahr und mit schnellem Entschluß zog sie ihr Herz von den sinkenden Aktien Freske's zurück, um dasselbe auf die steigenden unseres braven Ignatius zu setzen. Wenn dieser nun im Engelwirthshause bei seinem halben Schoppen saß und aus seiner Lieblingspfeife, die, wie wir wissen, mit dem wohlgetroffenen Bilde der Geliebten geschmückt war, ringförmige Rauchwolken gegen die Decke des Gastzimmers blies, so brauchte er jetzt den verschwimmenden und verschwindenden Gebilden nicht mehr mit der ungestillten Sehnsucht nachzublicken wie früher; die Gefühle seines Herzens zerflossen nicht mehr wie eitler Tabaksrauch in das absolute Nichts, sondern sie gelangten stets richtig an Franziska's Adresse und wurden in ihrem Busen stets warm aufgenommen und warm erwiedert. Der bescheidene, stille, sparsame Gast hatte sich seit einiger Zeit nicht weniger Aufmerksamkeit von Seiten Franziska's als von Seiten ihrer Mutter zu erfreuen, und wenn er auch wortkarg genug war, so kam er den beiden Frauen doch zuletzt

viel geistreicher und gelehrter vor als Freske. „Ein Redhaus hat er zwar keines," pflegte die Engelwirthin zu sagen, „aber in der Feder thut's ihm weit und breit Niemand zuvor."

Doch hätte es die Letztere endlich, und wahrscheinlich auch Franziska, besonders gerne gesehen, wenn er etwas weniger bescheiden, etwas weniger zurückhaltend gewesen wäre. Schon lange erwartete sie aus seinem schüchternen Munde eine stotternde Anfrage, für welche die Antwort fix und fertig auf ihrer Zunge lag; es hätte nur eines leisen Anklopfens an ihren Lippen bedurft, und sie würden sich gern geöffnet haben zu einer gewährenden Zusage. Als aber der blöde Schaal noch immer nicht mit der Sprache heraus wollte, setzte sich einmal an einem ruhigen Abend die weltgewandte Wirthin neben unsern Freund Ignatius, fing mit ihm ein Gespräch über Geschäfte an und meinte zuletzt, es wäre einmal Zeit, daß er sich associire.

„Kann mein Geschäft schon übersehen," antwortete Schaal, „und was es einträgt, einzig ganz gut für mich gebrauchen; für's Geschäft brauch' ich keinen Associé, wohl aber einen Associé — wissen Sie — für, für des Lebens Lust und Leid, einen Associé weiblichen Geschlechts."

„Ja, das mein' ich ja eben."

„Aber wie einen solchen kriegen? Die Bewerbung darum bringt oft nichts ein als einen schmählichen Korb!"

„Eitle Sorge! Sie brauchen nur anzufragen, und kein Mensch giebt Ihnen einen Korb."

Leuchtenden Auges erwiederte Schaal: „Wenn ich, der Notar Ignatius Schaal, z. B. bei der geehrten Frau Engelwirthin von Dorndorf um die Hand ihrer Tochter Franziska anhalten würde, würde ich keinen Korb erhalten?"

Und mit dargehaltener Rechten antwortete die Wirthin: „Gewiß nicht!"

„Topp!" schlug Schaal ein.

Franziska wurde gerufen. „Herr Schaal wünscht Dich als Associé in sein Geschäft, ich hab' Dich ihm zugesagt; bist Du damit einverstanden?" fragte die Engelwirthin ihre Tochter.

„Ja, warum denn nicht?" lachte Franziska, bis unter die Haarwurzeln hoch erröthend.

Warmer Händedruck, ungestüme Umarmung und heiße Küsse besiegelten die Verabredung dieses Abends.

Gegen Ende der Ferien hatte Freske vom Erziehungsrath im Geheimen einen mehrwöchentlichen Urlaub ausgebeten, da er in dringenden Erbschaftsangelegenheiten nach Hause verreisen müsse. Arglos wurde ihm derselbe ertheilt. Die festgesetzte Zeit verging, aber Freske kam nicht wieder. Auf Veranlassung des Buchbinders Chrysostomus wurde in seine Heimath geschrieben; allein von dort ging die Nachricht ein, daß man nichts von ihm wisse. Bald stellte sich heraus, daß er von Havre nach Amerika gesegelt sei.

„Also durchgebrannt ist er?" fragte hastig Chrysostomus auf dem Amte.

„Ja, durchgebrannt!" lautete die Antwort.

„So — o — o — o — o!"

In dieses unendlich lang gedehnte „So" legte Chrysostomus das ganze Gewicht seiner bittern Empfindungen. Mit seinem gewohnten: „Korsamer Diener, gutä Appetit zuem Mittagessä" verließ er dann die Amtsstube.

Die verhängnißvolle Kommunionfeier.

Und mit [illegible] Rechten entgegnete die [illegible]: „[illegible]?"

„[illegible]" [illegible] ein.

[illegible] „[illegible] wünsche Dich als [illegible], ob das [illegible] zugesagt, bis Du [illegible]" sagte die [illegible] ihre Tochter.

„Ja, warum denn nicht?" lachte [illegible], die unter die [illegible].

[illegible] Unterredung und [illegible] die [illegible].

Wegen [illegible] hatte [illegible] vom Erziehungsrath im [illegible] einen [illegible] Urlaub ausgewirkt, da er in dringenden [illegible] nach Hause verreisen mußte. Anstandslos wurde ihm derselbe ertheilt. Die festgesetzte Zeit verging, aber [illegible] kam nicht wieder. Auf Veranlassung des [illegible] Chrysostomus wurde in seine Heimath geschrieben, allein von dort ging die Nachricht ein, daß man nichts von ihm wisse. Bald stellte sich heraus, daß er vom Hause nach Amerika gegangen sei.

„Also durchgebrannt ist er?" fragte hastig Chrysostomus auf dem [illegible].

„Ja, durchgebrannt!" lautete die Antwort.

„So—o—o—o—o!"

In dieses unendlich lang gedehnte „So" legte Chrysostomus das ganze Gewicht seiner bittern Empfindungen. Mit seinem gewohnten: „Vorsamer Diener, gute Appetit zum Mittagessen" verließ er dann die Amtsstube.

Erstes Kapitel.

Die Kirchenschändung.

Im Jahr 1846, unmittelbar nach Ostern, konnte der stille Beobachter in der Jesuitenkirche zu Luzern ein eigenthümliches Schauspiel wahrnehmen. Mehrere Tage nämlich nach dem Auferstehungsfest machte sich der Priester, der dort die Frühmesse zu lesen hatte, vor diesem heiligen Akt in den Vorderstühlen der Epistelseite immer noch etwas Besonderes zu schaffen. Selbst viele solcher Katholiken, die mit den Gebräuchen ihrer Kirche nicht minder bekannt waren, als irgend ein richtiger fürstlicher Ceremonienmeister mit den vielfältigen Anforderungen der Hofetikette, konnten sich diese absonderliche Beschäftigung des Priesters nicht zurecht legen. Die Vorderstühle der Epistelseite boten durchaus nichts Auffallendes dar, das dort die ungewöhnliche Anwesenheit des Priesters erklärlich machen konnte; sie sahen so ganz gleich gezimmert, so schmucklos, von Laien-Ellenbogen so einfach-glatt abgerieben aus, wie diejenigen der Evangeliumsseite. In diesem Theil der Kirche, im Langschiff, da, wo die Studenten alle Tage die heilige Messe anzuhören pflegten, war offenbar kein Platz für den geweihten Priester. Und doch, bevor dieser zur Messe zusammenläuten ließ, fand er sich unter der Assistenz eines Weihwasserkesseltragenden Ministranten alle Morgen mehrere Tage hinter-

einander nach dem Osterfest dort ein, sprach leise ein Gebet, tauchte ein weißes Tüchelchen in das Weihwasser und rieb damit die Rückseite desjenigen Theiles einer der vordersten Kirchenstühle, auf dem sich die Hände der Beter zu halten pflegen. Und das, wie gesagt, mehrere Tage nacheinander! Hatte der Priester die Stelle des Sakristans übernommen, dem das Reinigen der Kirchenstühle oblag? Jener reinigte aber nicht alle Kirchenstühle, sondern nur eine gewisse Stelle eines gewissen Stuhles. Noch mehr: diese Stelle war, wie es sich bei neugieriger Untersuchung herausstellte, gar nicht schmutzig; sie war so untadelhaft blank, wie die sämmtlichen übrigen Stellen sämmtlicher übrigen Kirchenstühle — wie sich dies bei dem von der ganzen Stadt Luzern anerkannten Reinlichkeitssinne des Sakristans auch gar nicht anders erwarten ließ. „Was zum Teufel hat denn der Geistliche dort immer zu fegen?" fragten sich daher mehrere Laien in laienhafter Ausdrucksweise.

Aber nicht genug, daß diese seltsame priesterliche Operation sich mehrere Tage nacheinander wiederholte: während des Gottesdienstes blieb dort, wo Seine Hochwürden „gefummelt" hatten, der Betstuhl unbesetzt, obgleich in der frommen Sonderbundszeit die Stühle der Jesuitenkirche immer massenhaft von Gläubigen in Anspruch genommen und selten ausreichend waren, die Kirchenbesucher alle zu fassen. Namentlich hinsichtlich der Vorderstühle mußte man sehr ökonomisiren, da zu jener Zeit dem hoffnungsvollen Nachwuchse des Jesuitenkollegiums, welchem der tägliche Besuch der Frühmesse als erste Studentenpflicht strengstens eingeschärft worden, die nie zu versäumenden Plätze dort angewiesen waren. Aber da, wo der Priester „gefummelt" hatte, blieb immer eine auffällige Lücke, während zwei oder drei Studenten,

die sonst hier zu knieen pflegten, sich wohl oder übel genöthigt sahen, jetzt außerhalb des Stuhles die heilige Messe anzuhören. Wie kam das?

Dem geneigten Leser wird nicht unbekannt sein, wie die Erziehungsmethode der Jesuiten vor Allem auf pünktlichen Kirchenbesuch, auf genaue, strenge Erfüllung der religiösen Pflichten hält. Das gesammte Thun und Treiben der Jesuitenzöglinge, ihre ganze Haltung und Lebensführung muß auf einer religiösen Grundlage beruhen und selbst ihre Kleidung gewissermaßen einen kanonischen Charakter tragen. Frühzeitig schon müssen sie entweltlicht, von Allem abgezogen werden, was dem sinnlichen Dasein ein selbstständiges Recht giebt und es von der schlüsseltragenden Autorität der Kirche emanzipiren könnte. Es stimmt vollständig mit dieser Erziehungsmethode, wenn in dem Jesuitenkollegium zu Luzern der Turnunterricht nicht in die Reihe der zu ertheilenden Fächer aufgenommen und das erfrischende Baden in den klaren Wellen des Vierwaldstädtersee's geradezu als etwas Unsittliches verboten war. „Die einzig heilbringenden Badewannen," pflegte ein Lehrer des Jesuitenkollegiums in Luzern zu sagen, „sind die Beichtstühle der Kirche; dort reinige sich deine Seele von dem Schmutz der Sünden, damit sie von Reue und Absolution geläutert, vom Brod des Lebens gestärkt, im Unschuldskleide des weißen Schwans das Gotteshaus verlasse!" —

Unter den Luzerner Jesuitenzöglingen befand sich im Jahr 1846 auch Christian Wächter. Bereits in's Jünglingsalter getreten, lebhaften Geistes, hellen Kopfes, stieß sein heranreifendes Denken namentlich in Betreff kirchlicher Dinge auf verschiedene Zweifel, die noch genährt wurden durch die heimliche Lektüre verbotener Bücher, wie Lessing's und Schiller's, Zschokke's und

Goethe's. Aus dem Zweifel entsprang dann bei dem jungen Wächter eine frivole Gleichgültigkeit in Sachen der Religion, die mit wohlfeilen Redensarten über die faulen Auswüchse eines einseitigen Bekenntnisses ebenso leicht hinwegsprang als über den ewig sich neugebährenden Kern, der unter der Hülle dieses Bekenntnisses verborgen lag. Aber diese trostlose, frivole Gleichgültigkeit wurde doch zeitweise wieder von einem ernsten Gedanken durchleuchtet: gerade die Lektüre jener verbotenen Bücher, die zugleich zu einer fruchtbringenden Betrachtung des Verlaufs der Menschheitsgeschichte anregten, ließen ihm zuweilen in fernem Dämmerschein das Verständniß jenes frei-sittlichen Gesetzes aufgehen, nach welchem mit der unausweichlichen Sicherheit der Gestirne der Einzelne und die gesammte Menschheit die Bahn nach höherer Vollkommenheit durchwandeln. Dieser ahnungsreiche Geistesblick sowohl als die frivole Gleichgültigkeit unseres Jesuitenzöglings mußte nothwendig mit der unfehlbaren Weisheit der Väter der Gesellschaft Jesu in Opposition treten. Zwar im Stillen nur: denn eine offene Opposition hätte unter den damaligen pädagogischen Verhältnissen des sonderbündlerischen Vorortes für ihn gefährlich werden müssen. Doch auch seine stille, seine heimliche Opposition strickte für ihn ein verhängnißvolles Netz.

Am Ostersonntag des genannten Jahres empfingen sämmtliche Studenten Luzerns in der Jesuitenkirche feierlich die Kommunion. Die Knaben und Jünglinge, die den leibhaftigen — daran nur zu zweifeln, wäre himmelschreiend! — Christus zu empfangen im Begriffe waren, schritten im schwarzen Festkleid und weißen Halsbinden, mit fromm gefalteten Händen und demüthig gesenkten Augen aus den vordersten Stuhlreihen des Langschiffes, einer nach dem andern, klassenweise geordnet, „sittsam," wie vorge-

schrieben, gegen den Tisch des Herrn, „die Seele zu Gott erhoben,“ wie gleichfalls vorgeschrieben ist. Die Sache ging ganz hübsch, wie am „Schnürlein“ — zur größten Erbauung der zahlreich in der Kirche versammelten andächtigen Menge. Als jedoch auf diesem Gange zu dem Tisch des Herrn Christians Vormann über die Chorstaffel stolperte, ergriff jenen ein unwiderstehlicher Lachreiz, den er nur dadurch einigermaßen beschwichtigen konnte, daß er vorschriftsgemäß seine Augen demüthiglich „niedergeschlagen“ hielt und Betrachtungen über den steinernen Kirchenboden anstellte. Begreiflicherweise kam er sonach nicht „mit zu Gott erhobener Seele“ am Tische des Herrn an; vielleicht hatte er auch jene frommen Vorschriften über das Oeffnen des Mundes, das Halten der halbausgereckten Zunge, auf die der zu genießende Leib des Herrn von den geweihten Fingern des Priesters gelegt werden soll, vergessen — genug: er empfing zwar die Hostie, allein als er dieselbe nach einer Weile hinunterschlucken wollte, machte er hiezu eine vergebliche Anstrengung, denn das corpus — nicht delicti — sondern Domini war ihm am Gaumen kleben geblieben! Bei der heil. Kommunion kann einem bekanntlich nichts kläglicheres passiren, da Laienhände keine Hülfe schaffen dürfen und die geweihten Finger des Priesters nicht wohl in Anspruch genommen werden können. — Wie jedoch Christian wieder in dem Betstuhle angekommen war, löste er, im Vertrauen auf das demüthig-himmlisch-verzückte Insichgekehrtsein seiner Mitschüler, mit dem Zeigfinger die Hostie vom Gaumen los und klebte dieselbe an die Rückseite des Brettes, über dem sich die Arme zum Gebet zu falten pflegen. Aber nicht Aller Augen waren so andachtsvoll gesenkt, daß sie das frevelhafte Beginnen Christian Wächters nicht bemerkt hätten. Kaum war er von der Kirche zu Hause angekommen,

kaum hatte er einige Verse in Goethe's, des großen Heiden, „Hermann und Dorothea" zu lesen begonnen: siehe da, so erschien schon der Pedell mit einer Citation vom „Präfekten," dem Vorsteher des Jesuitenkollegiums. Wie wurde da unser arme Christian von dem hochwürdigen Herrn empfangen! Das ohnehin schon rubinrothe Gesicht des geistlichen Beamten wurde beim Erscheinen des Sünders wo möglich noch röther, seine wuthglühenden Augen traten glotzend aus ihren Höhlen heraus, und im höchsten Eifer strafrechtlicher Entrüstung die Besonnenheit in der Wahl seiner Ausdrücke gänzlich verlierend, herrschte der Präfekt den eintretenden Studiosen folgendermaßen an:

„Du Auswurf der Menschheit, was hast Du gethan?! — Unsern Herrn und Erlöser ausgespuckt, nein angespuckt, wie die Juden — unter die Bank geklebt, verrathen, wie Judas Ischariot — gegeißelt, mit Dornen gekrönt, verhöhnt, verspottet, angegeifert, mit Füßen getreten, an's Kreuz genagelt, gemordet .... Du, Du, Du, Du ....." Mehr konnte seine Hochwürden nicht hervorbringen; seine in schäumender Wuth eifernde Stimme hatte die höchste Höhe erreicht und ließ jetzt in den reizendsten Molltönen nur noch ein grunzendes Pfeifen vernehmen.

Christian stand da wie Butter an der Sonne; läugnen konnte und wollte er nicht, was ihm in so maßlosen Ausdrücken vorgeworfen wurde. — Der Präfekt schellte dem Pedell, der den jungen Verbrecher vorläufig in den Studentenkarzer abführen sollte.

Sodann versammelten sich die geistlichen Herren Professoren in außerordentlicher Sitzung, um über den unerhörten Fall Gericht zu halten. Sie waren einstimmig darüber einig, daß Christians gottes= und kirchenschänderisches Verbrechen gleich der

Kreuzigung Christi zu achten sei und jedenfalls ihre Kompetenz der Verurtheilung und Strafzumessung — die sich eigentlich nur auf Disziplinarvergehen beziehe — himmelhoch übersteige. Der Delinquent wurde sonach dem Criminalgericht des Standes Luzern überwiesen, und diese Behörde fand denn auch den Fall für bedenklich und wichtig genug, um mit dem armen Christian zu öftern Malen die peinlichsten Verhöre anzustellen und ihm mit den subtilsten Fragen scholastischer Natur die Hölle heiß zu machen. Der geistlichen Behörde aber blieb nur noch übrig, jene Stelle in dem Betstuhl, die durch seine gottes- und kirchenschänderische Handlung entweiht und durch die Anwesenheit der Hostie zugleich geweiht war, wieder in den normalen Zustand, in den Status quo ante, zu versetzen. Es wurde daher beschlossen, daß dort bis auf Weiteres Niemand mehr Platz nehmen dürfe und daß ein geweihter Priester neun Tage lang alle Morgen vor der Frühmesse das Plätzchen, wo die Hostie angeklebt war, mit Weihwasser und unter frommen Gebeten abzuwaschen habe. Beides wurde dem Publikum von der Kanzel verkündet und ihm auch nicht verschwiegen, wer diese ungewöhnliche kirchliche Anordnung nöthig gemacht habe. Auch der geneigte Leser kann sich jetzt die Handlungsweise jenes Priesters, den wir ihm am Anfang dieses Kapitels in der Jesuitenkirche zu Luzern vorgestellt haben, erklären.

In der Stadt Luzern, wo in der letzten Zeit die ausgewählteste Frömmigkeit unter den Auspicien der hochwürdigen Jünger Loyola's zur allgemein herrschenden Mode geworden war, erregte natürlich die Verhaftung des jungen Christian Wächter und seine Ueberweisung an das Criminalgericht das größte Aufsehn, und als man den Grund von beidem erfuhr, wurde die Entrüstung gegen den jungen Sünder in allen Straßen und Gäßchen der

Sonderbundsstadt laut. Besonders war es der weibliche Theil der Luzerner Bevölkerung, namentlich bejahrtere Damen, die in Thee- und Kaffeevisiten, auf Spazier- und Kirchgängen gegen unsern Christian mit scharf gewetzten Zungen zu Felde zogen. Ein Dieb, ein Betrüger, ein Hurer, ein Ehebrecher, ein Mörder sei noch ein Ehrenmann im Vergleich zu dem jungen Kirchenschänder, meinten sie. Allein solche faule Früchtlein, wie dieser eins sei, wüchsen eben am Baume des Liberalismus und Radikalismus, der nun glücklicherweise in Luzern umgehauen und in's Feuer geworfen sei; solche gotteslästerlichen Handlungen, solche General-Todsünden, wie deren eine Christian Wächter begangen, seien die Folgen der Lehren von Martin Luther und Ulrich Zwingli, die nur deßhalb von der alleinseligmachenden Kirche abgefallen seien, damit sie hätten heirathen dürfen; sie seien die Folgen der sogenannten Aufklärung und Freimaurerei — deren Mitglieder bekanntlich ihre Seelen dem Teufel verschrieben hätten, — die alle Strafen, die Todesstrafe nicht ausgenommen, abschaffen wollten, damit die Menschen um so bequemer sündigen und dem Antichrist um so sicherer in den Rachen fallen. Allein jetzt sollten die frommen Behörden der frommen Stadt Luzern ein weithinleuchtendes Exempel statuiren — sie sollten den Christian Wächter als Ketzer, als Gottesläugner, als Christusmörder auf freiem Felde verbrennen, allen Liberalen und Radikalen zum abschreckenden Beispiel!

Damit es jedoch bei diesem frommen Wunsche sein Verbleiben hatte, dafür sorgte ein wohlwollender Gönner von Christian, einer jener wenigen Einwohner Luzern's, die damals mitten unter einer fanatisirten Bevölkerung und unter einer Vernunft und Freiheit verrathenden Regierung das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht verloren hatten, im Uebrigen aber klug und besonnen

ihre stillen Wege gingen, wie es jene Zeit jesuitischen Terrorismus gebot. Als nämlich dieser Gönner die Verhaftung Christians und den Grund derselben vernahm, suchte er im Verein mit dessen bekümmerten Mutter beim Criminalgericht dahin zu wirken, daß der Gefangene, da seine Gesundheit im Kerker sehr leide, auf einige Zeit freigegeben werde, natürlich unter der selbstverständlichen Bedingung, daß er sich auf den ersten Wink der Behörde ihr sofort wieder zur Verfügung stelle. Es kostete keine geringe Anstrengung, bis sich das Gericht endlich zur provisorischen Freilassung des Gefangenen herbeiließ. — Um dann den jungen Mann vor einer unausbleiblich entehrenden Strafe sicher zu stellen, rieth ihm sein Gönner, so schnell als möglich aus Luzern zu entfliehen und seine Studien in dem freimüthigen Zürich fortzusetzen. Er unterstützte ihn mit einem größern Darleihen, und Christian verließ dann die Stadt, in der er, ohne daß er einem Kinde ein Haar gekrümmt, allgemein für den größten Verbrecher angesehen wurde.

Zweites Kapitel.

Isaak Wolf und seine Töchter.

Die süddeutsche Universitätsstadt, in welcher Isaak Wolf seit Jahren schon sein Schäfchen schor, breitet sich über der Einbiegung eines Hügelrückens aus, der zwei anmuthige Thäler von einander scheidet. Ihrem Haupttbestandtheile nach trägt die Stadt heute noch einen halb mittelalterlichen Charakter: eng und steil

und kothig sind ihre Straßen, finster, winklig und hochragend ihre Häuser, ein Stockwerk dem andern übergebaut. Fast nur das Nachtheilige mittelalterlicher Bauart trägt die Musenstadt zur Schau: die traulichen Erker, die gothischen Thürme, an die sich der todte Stein als lebendige Pflanze hinaufrankt, jene Luzifers, Drachen, Mönche, Nonnen, die der Humor des Meisels, den Grundgedanken der Reformation vorausahnend, an Kirchenportalen und Dachrinnen anzubringen pflegte, findet man hier nirgends mehr. Die wenigen mittelalterlichen Skulpturen, welche das die Stadt überragende Schloß darbietet, und die alten Grabmäler, die in der Stadtkirche zu sehen, sind wohl kaum der Rede werth.

Um so freundlicher ist die Umgegend. Das eine Thal durchströmt ein belebter Fluß, der den ganzen Sommer über eine Unzahl langgestreckter Flösse aus den dunkeln Tannenwäldern des Oberlandes dem mächtigen Rheinstrome zuträgt und den Musensöhnen während dieser Zeit stetsfort ein stärkendes und erfrischendes Bad darbietet. Beide Thäler sind mit lachenden Dörfern übersäet, die von einem treuherzigen Menschenschlage bewohnt werden. Zwei Stunden nordwestlich von der alma mater liegt eine katholische, ebensoweit südöstlich von ihr entfernt eine protestantische Stadt, jene am Saume rauschender Buchenwälder, diese am Fuße eines größern Gebirgszuges, dessen sargähnliche Formen mit mächtigen Plateaus und vielfachen Thaleinschnitten ihn als der Juragruppe angehörend erkennen lassen. Es möchte fast scheinen, als ob die beiden Städte hüben und drüben den beiden theologischen Fakultäten der Universität zu lieb aus dem Boden gewachsen wären; dem ist aber in Wirklichkeit nicht so, wenigstens läßt der studentische Besuch, der ihnen jahraus jahrein

zahlreich zu Theil wird, in dieser Hinsicht auf keine konfessionelle Absichtlichkeit schließen. Protestantische Musensöhne halten ihre Gelage mitunter in der katholischen, katholische in der protestantischen Nachbarstadt, oder trinken katholische und protestantische Jünger der Wissenschaft in traulichem Verein bald hier, bald dort ihr Bier, weil jede der beiden Städte löblicherweise bemüht ist, ein ächt paritätisches Getränke zu brauen, d. h. ein solches, das Katholiken und Protestanten gleich gut mundet. — Zu anderweitigen Touren ladet die blos eine halbe Tagreise von der Universität entfernte Residenzstadt mit ihren reizenden Umgebungen ein, oder das nahe Gebirge, das auf seinen Dolomitfelsen alte Burgen trägt und da und dort den Einblick gewährt in Höhlen mit grotesken Kalksinterbildungen und Knochenresten vorweltlicher Säugethiere.

So wenig anziehend das Aeußere der Universitätsstadt selber auch ist, so wird sie daher doch vermöge ihrer glücklichen Lage in einer der schönsten Gegenden Deutschlands vorzugsweise gerne von Studenten besucht und zu einem zeitweiligen, möglichst lange andauernden Aufenthalte gewählt. Zu derselben Zeit, in welcher unsere Geschichte spielt, hatte dieselbe trotz ihres anachronistischen Aeußern doch einen Hauptanziehungspunkt: das war das von ihr in ächt humanem Geiste des neunzehnten Jahrhunderts gepflegte wissenschaftliche Leben. Während später namentlich in der katholisch-theologischen Fakultät die Wissenschaft zu jener Zeit umkehren sollte, aus welcher die alten, morschen, finstern Gebäude der Musenstadt stammen, suchte sie damals gerade das in ihr liegende Prinzip des deutsch-nationalen Fortschritts mit aller Macht zum Bewußtsein und sich mit den Anforderungen eines gesunden, selbstständigen, duldsamen Lebens in Staat, Kirche und

Gesellschaft in Einklang zu bringen. Die so fadenscheinig, so schmutzig aussehende Universitätsstadt war der Herd frischer, lauterer wissenschaftlicher Bestrebungen, für die sich die studirende Jugend begeisterte, denen sie mit liebevollem Herzen, mit lohnendem Verständniß folgte.

Um diese Bestrebungen, die den höchsten Gütern der Menschheit galten, kümmerte sich aber Isaak Wolf blutwenig. Die Hauptsache war für ihn nur die Anwesenheit möglichst vieler Studenten: denn je mehr solcher da waren, um so schwunghafter ging sein Geschäft, um so reichlicher flossen die Prozente, die ihm seine Leihanstalt eintrug. Gegen werthvolle Pfänder, am liebsten gegen goldene und silberne Uhren, ditto Ketten, Ringe, Stecknadeln, Hemdknöpfchen, auch gegen gute Kleider, seltener gegen Bücher, lieh Isaak Wolf den Studenten Gelder aus. Er verlangte per Monat nur — wie er sagte — drei Kreuzer Zins vom Gulden. Und sein Geschäft florirte; er hatte einen guten Wirkungskreis gewählt; die Studenten brauchen viel Geld, oft mehr, als der Herr Papa weiß und sendet. Kommen Geldverlegenheiten: dann ist der Jude erwünschte Hülfe in der Noth, und für die Folgen wird mit der Zeit die gute Mama schon wieder sorgen. Zuweilen — und dieses „zuweilen" kommt sogar sehr oft vor — kann es aber doch nicht fehlen, daß manche kostbare Uhr, mancher liebegeweihte Ring, Hemd und Rock und Hosen und Gilet und sporentragende „Kanonenstiefeln" von ihrem ursprünglichen Eigenthümer bei Isaak Wolf im Stiche gelassen werden. Mit diesen Dingen trieb er dann einen einträglichen Handel und wußte alle seine Pfandstücke hoch über ihren wahren Werth zu verkaufen. Auch zu dieser Geschäftsbranche war ihm sein Aufenthalt in der Universitätsstadt äußerst günstig: die von

Studenten im Stiche gelassenen Effekten fanden wieder unter Studenten ihre nächsten Liebhaber. Dann sind Studenten bekanntlich junge unerfahrene Leute — wer läßt sich leichter betrügen als solche? Und Niemand verstand es besser, neu angekommenen „Füchsen" von seinem Gold=, Silber= und Kleiderlager bald Dieses, bald Jenes als etwas für einen Studenten durchaus Nothwendiges anzupreisen, als Isaak Wolf — natürlich um einen Spottpreis. „Meiner Schumme, junger Herr," pflegte er zu sagen, „'s wird Se reuen, wenn Se's nit kaufe; die Gelegenheit finde Se nie mehr, 's ist halb geschenkt."

Neben seinem Leih= und Handelsgeschäft hing Isaak Wolf steif und fest an der Religion seiner Väter. Jeden Tag begann er mit dem vorgeschriebenen stillen Gebet, wobei er Stirn und Arm mit dem geweihten Bande umhing. Den Sabbat feierte er mit aller Strenge, wenn immer thunlich, in der Synagoge der benachbarten Residenz; von nichts ließ er sich abhalten, die hohen israelitischen Festtage dort unter Fasten und Beten zuzubringen. Aber auch in seiner stillen Wohnung der Universitätsstadt wurde häufig der achtarmige Leuchter zur feierlichen Andachtsübung angezündet, die Isaak Wolf mit seinen beiden Töchtern Sidonie und Judith abhielt.

Diese hatten frühzeitig die Mutter verloren, und wohl deßhalb vermißte man bei der einen wie bei der andern jenen Theil der weiblichen Bildung, den man vorzugsweise den häuslichen nennt. Küche und Keller blieben ihnen so ziemlich fremd, und wäre nicht eine treue Haushälterin der Wirthschaft des Isaak Wolf vorgestanden, so würde es ohne Zweifel mit der Leibwäsche des Vaters und der Töchter oft eben so fatal ausgesehen haben als mit dem Mittagstisch der kleinen Familie. Die beiden Kin=

der erzog Isaak Wolf in den strengen Grundsätzen seiner religiösen Anschauungsweise, und hierauf einzig beschränkte sich sein pädagogischer Einfluß auf sie. Gerne hätte er sie auch in die Manipulation seines Geschäftes eingeweiht, aber dafür hatten sie schlechterdings keinen Sinn und kein Geschick. So wuchsen sie so ziemlich sich selbst überlassen heran und blühten — wie dies bei den Kindern Israels der Fall zu sein pflegt — zur frühzeitigen Jungfräulichkeit auf, ohne daß die sanfte Mutterhand sie hinübergeleitet hätte aus den unschuldsvollen Jahren der Kindheit zum versuchungsvollen Alter aufknospender Jugendfülle.

Gleichwohl entwickelten sich Sidonie und Judith zu zwei wackern, braven Judenmädchen. Allein obschon in gleichen Verhältnissen aufgewachsen, war diese Entwickelung bei Beiden doch eine grundverschiedene. Die väterlichen Lehren starrer Rechtgläubigkeit, rechtfertigender Werkheiligkeit fanden willige und ungeprüfte Aufnahme im Herzen Sidoniens, der die Autorität des Vaters und die Religion der Väter als eine Sache erschien, die sich schlechterdings nicht anzweifeln ließ. Dagegen gab sie sich frühzeitig einer maßlosen Gefühlsschwelgerei hin, genährt durch die heißhungrige Lektüre sentimentaler Romane. Konnte auf solche Weise von einer bedeutenden geistigen Entwickelung bei Sidonie nicht die Rede sein, so wurde sie dafür einiger Maßen durch einen untadelhaften körperlichen Wuchs, durch wahrhaft orientalische Schönheit ihres Gesichtsausdrucks entschädigt. Mancher Student machte ihr zu lieb auf seinem Gange in's Kolleg einen Umweg an Isaak Wolfs Hause vorbei, wo sie gewöhnlich am Fenster des Wohnzimmers — nie im Geschäftslokale, denn das duldete der Vater nicht — in Lektüre vertieft, dasaß.

Judith war wohlgebaut, sie hatte regelmäßige Gesichtszüge;

aber eine Schönheit konnte man sie nicht nennen. Nur ihr Auge hatte außerordentlichen Glanz, Leben und Tiefe. Je mehr sie sich in die Jahre jungfräulicher Reife hineinlebte, um so bemerkbarer bildete sich bei ihr ein gewisser Zug — wir möchten fast sagen — melancholischen Ernstes, ungestillter Sehnsucht aus. Das Gefühl ihrer vereinsamten Stellung unter vorurtheilsvollen Christen, die Unfaßbarkeit von so Vielem, was sie nach den väterlichen Lehren als heilige Wahrheit in ihrem Herzen hegen und pflegen sollte, verscheuchten die leichte Heiterkeit der Jugend aus ihrem Antlitze. Sie wurde nachdenklich und immer mehr in sich gekehrt — ein stilles, schweigsames Mädchen, dessen Auge aber offen war für die Erscheinungen der Zeit, und das mit Eifer hineinblickte in die Blätter der Geschichte. Ihre Schwester konnte es nicht begreifen, daß sie so langweiliges Zeug, wie die alte, mittlere und neuere Geschichte, lesen könne. Aber Judith fand gerade die Geschichte für die anregendste und eben deßhalb auch für die unterhaltendste Lektüre. Sie hatte schon manchen bleibenden Schatz des Wissens aus ihr geschöpft, so manchen Zweifel sich von ihr beschwichtigen, so manches Räthsel lösen lassen. Auch der Romanliteratur blieb sie nicht fremd; aber den Geschmack ihrer Schwester theilte sie hierin keineswegs; das gewöhnliche Leibibliothekfutter sagte ihr nicht zu; dagegen liebte sie, was Melchior Meyr gelegentlich einer Beurtheilung von Jeremias Gotthelf vom Schriftsteller verlangt: „Kenntniß des Lebens, Aufstellung von sittlichen und religiösen Musterbildern, welche nicht Musterbilder für eine geträumte, sondern für die wirkliche Welt sind, endlich den Trieb und Willen zu wecken, zu bilden und zu bessern.“ Es ist ganz nach ihrem Herzen geschehen, wenn M. Meyr ferner sagt: „Die Werke der bloßen Schöngeister und

Formkünstler werden gelesen, und wenn sie dem Tagesgeschmacke recht appetitlich entgegenkommen, mit Bewunderung verspeis't; aber die innere Armuth verfehlt nicht offenbar zu werden, und die Götzen werden eben von Denen gestürzt, von Denen sie erhoben worden sind." —

So vereinsamt Isaak Wolf mit seinen beiden Töchtern in der Universitätsstadt auch lebte: die kleine Familie blieb nicht unberührt von den Fragen der Zeit. Die Sonderbundsbewegung in der Schweiz hatte die Augen des gesammten gebildeten Europa auf sich gezogen. Während von der Bornirtheit und Heuchelei der dortige Kampf gegen den Jesuitismus als ein Kampf gegen den Katholicismus überhaupt dargestellt wurde, konnte es dem unbefangenen Nachdenken nicht entgehen, daß es sich dabei gerade im Interesse des Katholicismus um den Sturz unberechtigter Autorität, um das Niederwerfen einer Macht handelte, die überall, wo sie Fuß faßt, mit mephistophelischen Künsten die Menschen für das Wesenlose fanatisirt, alle Kräfte des menschlichen Geistes in das Gegentheil ihrer Bestimmung umkehrt und ihr ganzes Sein und Wirken auf Unnatur, Heuchelei und Lüge gründet. In dem schweizerischen Sonderbundskampf begann die Scheidung der sich ausschließenden Gegensätze: Ultramontanismus und Katholicismus; das religiöse Gift, das in dem Jesuitenorden repräsentirt war, wurde schließlich ausgestoßen — zum Heil des schönen Landes!

Als die Nachricht von der Niederlage der Freischaaren zu Luzern und deren unmenschliche Mißhandlung in das Judenhaus der Musenstadt drang, sagte Isaak Wolf:

„Da sieht man's wieder, wie es sich mit ihrer vielgepriesenen Religion der Liebe verhält; währenddem sie uns verachten und

verfolgen, bekämpfen sie sich immerwährend, diese Christen, die wegen der Religion schon eine ganze Sündfluth von Blut vergossen haben."

„Da ist unsere Religion doch eine andere," meinte Sidonie; „seit Jahrtausenden glauben wir an die eine, unwandelbare Wahrheit, an den einen, unwandelbaren Gott, an Jehova. An dem göttlichen Gesetz darf die menschliche Vernunft nicht mäkeln. Ist es vor Jahrtausenden wahr gewesen, so ist es dasselbe heute noch."

„Ja, das ist eben der Fehler bei den Christen," erläuterte Isaak Wolf, „daß sie immer ihre sogenannte Vernunft in göttliche Dinge einmischen wollen. Man nennt solche Leute heutzutage Liberale, und von solchen ging auch die Gründung des Christenthums aus. Jesus Christus war eben auch ein liberaler Jude, der die Schrift mit seiner eigenen Vernunft maß und eine neue Sekte bildete, der mit der Zeit zahlreiche Anhänger beitraten, während wir in alle Welt zerstreut wurden. Aber das ist eben die Strafe Gottes dafür, daß wir Jesus Christus getödtet und uns so gegen die zehn Gebote verfehlt haben. Doch wird die Strafe bald zu Ende sein und wir wieder in dem Lande unserer Väter als ein großes Volk versammelt werden."

„Auch an den in der Schweiz tobenden Unruhen," bemerkte Sidonie, „sind die Liberalen schuld. Sie wollen eben nicht mehr bei der Religion ihrer Väter, bei dem Glauben an dasjenige bleiben, was Rom ihnen vorschreibt."

Judith hatte dem Gespräche schweigend zugehört; jetzt auf einmal öffnete sich die schwellende Knospe ihrer gereiften Lebensanschauung.

„Es ist ein wahres Wort, welches der hiesige Professor Z. ausgesprochen hat," sagte sie, „das ich zuerst nicht recht verstand,

das mir aber jetzt vollständig klar ist: Unwandelbar, bleibend, ewig ist nur der Fortschritt, dieses Lebensmark der menschlichen Geschichte. Jeder Ast unseres Daseins, der ihm seine Poren verschließt, stirbt ab. Auch unsere Religion ist nicht mehr diejenige wie vor tausend Jahren. Wir anerkennen z. B. eine andere Astronomie als die biblische. Die religiöse Anschauungsweise der christlichen Culturvölker ist, ohne daß wir es gestehen wollen, in unser religiöses Denken und Leben eingedrungen; zwischen gebildeten Juden und gebildeten Christen wird die Confession keine trennende Schranke mehr bilden, die gegenüber dem religiösen Kern der innern Gesinnung und der daraus fließenden Werke doch immer nur die zufällige Schale bleibt. Bei dem gegenwärtigen Kampf in der Schweiz handelt es sich darum, ob dem religiösen Fortschritt die Ader unterbunden werden oder ob man ihm Luft und Licht lassen soll zur triebkräftigen Befruchtung tiefinnerlichsten Geistesdaseins, ob eine höhere Wahrheit unterliegen oder siegen soll. Die schweizer liberalen Katholiken fallen allerdings gewisser Maßen von der Religion ihrer Väter ab, wenn sie nicht mehr für wahr halten, was frühere Jahrhunderte für wahr gehalten haben; in der That aber verherrlichen, vergeistigen und vergöttlichen sie nur ihre Religion, wenn sie dieselbe von den Widersprüchen, in denen sie mit sich selbst in unserer Zeit steht, befreien. Heutzutage glaubt man nicht mehr etwas, weil es absurd, sondern weil es vernünftig ist; nicht die äußerliche Handlung, sondern die innere Gesinnung, aus der sie entspringt, ist das Rechtfertigende. Für die Vergeistigung der Religion, für die Freiheit der Gewissen, für die fortschreitende Bildung gilt der gegenwärtige Kampf in der Schweiz, gegenüber bethörender Werkheiligkeit, despotischer Gewissensknechtung und egoistischer Ver-

krüppelung der menschlichen Geisteskräfte. Der Kampf hat dort erst begonnen; er wird sich fortsetzen und fortpflanzen in andere Länder."

Diese so allgemein von Judith hingeworfenen Worte, von denen Vater und Sidonie ihrem Sinne nach mehr geahnt als verstanden, verwandelten diese Beiden beinahe in Salzsäulen. Vernünftig — liberal — christlich — Fortschritt: das waren Ausdrücke, die wie feindliche Geschosse um ihre rechtgläubigen Ohren pfiffen. Guter Isaak Wolf, wie warst Du in den Grundvorschriften des mosaischen Gesetzes den Deinen mit einem so strengen, so nachahmenswerthen Beispiele vorangegangen; wie hast Du sie als Angehörige des auserwählten Volkes vor allen fremden Einflüssen in stiller Abgeschiedenheit zu bewahren gesucht: und nun schlägt die eigene Tochter so schrecklich aus der Art!

Drittes Kapitel.

Eine getäuschte Hoffnung.

Christian Werner war der Sohn eines ehrsamen Seilermeisters, dessen gewissenhafter Fleiß in seinem rückwärtsschreitenden Geschäft ihn in seinen Vermögensverhältnissen ordentlich vorwärts brachte, so daß er bei seinem Tode der Frau und dem Sohne so viel hinterließ, daß diese wenigstens nicht mit Nahrungssorgen zu kämpfen hatten. Die Freude ihres Lebens, den lieben Christian, hatte die Wittwe zum geistlichen Stande bestimmt — schien er doch an Gaben des Geistes und Herzens seine Alters-

genossen weit zu überragen: warum sollte er nicht durch das höchst Erreichbare auf dieser Welt, durch die Priesterweihe, den mit dem Erdenstaube behafteten Kreisen des gewöhnlichen Lebens entrückt werden? Und war ja die Gelegenheit zur Erfüllung dieses Wunsches so günstig! Eine blühende höhere Lehranstalt mit theologischer Fakultät in Luzern selber, unter der Leitung der eben so frommen als gelehrten Väter der Gesellschaft Jesu! Die Studien, die Vorbereitungen zu dem geistlichen Stande würden also keine namhaften Kosten verursachen, und hätte der Sohn den schätzenswerthen Vortheil, unter Aufsicht und Pflege der Mutter zu bleiben, bis er einst, mit den Würden des Priesterthums bekleidet, selber die Stütze, der Trost und beseligende Stolz ihres Alters sein könnte. Nicht Klostergeistlicher sollte er werden, sondern Weltpriester, denn in den Mauern eines Klosters wäre er ja für die Mutter verloren, wäre er bei lebendigem Leibe für sie todt. Sie träumte sich oft in die Zeit hinein, in jene lieblich winkende Zukunft, wo ihr Sohn als Seelenhirte in einer stillen Dorfgemeinde walten würde — in der Kirche in goldgesticktem Ornat und blendend weißem Chorhemd —, Dorf und Feld durchwandelnd in langem schwarzem Rocke, von den Leuten ehrfurchtsvoll begrüßt, eine liebwerthe Erscheinung für die Kinder, die von überallher auf den Herrn Pfarrer zulaufen würden, ihm ein Kußhändchen zu geben! Und im saubergeweißten Pfarrhause, neben dem ein sorglich gepflegtes Blumen- und Gemüsegärtchen nicht fehlen dürfte, ihre alten Tage bei dem geistlichen Herr Sohn zuzubringen, im Kamin die Schinken und Kinnbacken räuchernd, welche die Bauern Seiner Hochwürden von Zeit zu Zeit schenkten, am Sonntage von der brodelnden Fleischsuppe den Schaum abschöpfend — bei dem Allem stets im Strahlenglanze der geistlichen Würde des

Sohnes stehend — — welch' ein begehrenswerthes Loos erschien das nicht für das Mutterherz!

Der Knabe Christian Werner zeigte auch entschiedene Neigung für den geistlichen Stand. Der katholische Kultus mit seinen hundertfältigen Wandlungen, seinem Reichthum an Farbe und Duft und Ton und Klang und Glanz und Schimmer, den mannigfaltigen Festtagen, von denen jeder im Kreislaufe der wechselnden Jahreszeiten wieder einem besondern Naturdienst geweiht erscheint, erweckten in unserm jungen Freunde den Wunsch, gewissermaßen den Ehrgeiz, hiebei auch etwas bedeuten zu wollen. „Ja, geistlich will ich werden!" sagte er seiner erfreuten Mutter oft, sehr oft.

Dieses hohe Ziel im Auge, war sein Denken und Fühlen getheilt zwischen Kirche und Schule. Dort überkamen ihn wundersame Ahnungen einer höhern und schönern Welt. Wie mächtig berührte der verklärende Zauber des geheimnißvollen Gottesdienstes sein Herz! Nur Predigt und Christenlehre war ihm langweilig, fast unausstehlich. In der Schule lernte er fleißig Lateinisch, und bald konnte er die Gesänge der Kirche, die Gebete der Messe, die auf Orgeltönen hin- und herwogenden Psalmen der Vesper in's Deutsche übersetzen. Dann folgten andere Lehrgegenstände: die griechische Sprache, die deutsche, Französisch, Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften; der Kreis seiner Kenntnisse erweiterte sich nach und nach, eine Knospe seiner reichen Geistesanlagen erwachte nach der andern und blühte dem Lichte der Wahrheit entgegen. Ein paar Jahre . . . die Poesie des Katholicismus blieb zwar rein und frisch in seiner Seele haften, aber der katholische Kinderglaube war dahin, und dahin war auch die Lust und Liebe zum geistlichen Stande.

Dann kam jene verhängnißvolle Kommunionfeier. Einzelne schonende Aeußerungen des Sohnes, wie z. B. man könne ja ein gottgefälliges Leben führen ohne geistlich zu sein, hatte der Mutter früher schon viel Kummer gemacht. Und jetzt die Freventhat in der Kirche, die Verhaftung von Christian, seine Ueberweisung an das Kriminalgericht, seine Flucht zu den Zwinglianern nach Zürich — das Alles warf ihre schmeichelnden Hoffnungen, den Balsam ihres Lebens rasch und unbarmherzig für immer über den Haufen und versetzte ihrem Herzen einen Stoß, von dem sie nicht mehr genesen sollte. Der Sohn, an dem sie mit jeder Faser ihres Lebens hing, war für sie verloren!

Christian tröstete die Mutter vor seiner Abreise so gut er konnte, versprach ihr das Beste, und wie er nach Beendigung seiner juristischen Studien — diese hatte er jetzt erwählt — ihr das Leben verschönen, wie er sie auf den Händen tragen wolle! „Glaub' nur sicher," sagte er ihr, „das Jesuitenregiment in Luzern ist nicht von langer Dauer. Bald kehre ich wieder zurück und hoffe, mir die Liebe und Achtung meiner Mitbürger durch Fleiß und Pflichttreue in meinem Beruf, sei's als Advokat oder als Beamter, zu erwerben und zu erhalten. Dann sollst Du schöne, gute und zufriedene Tage haben."

Die Mutter schüttelte aber, Thränen in den Augen und wehmüthig lächelnd, ihr Haupt: „Ich erleb's nicht mehr!"

Sie war eine im guten Kirchenglauben aufgewachsene Frau. Ihr gesunder Verstand hatte ihr aber schon längst gesagt, daß es mit den von der Kirche vorgeschriebenen frommen Uebungen allein nicht gethan sei; die wahre Religion müsse sich vor allen Dingen im Leben bewähren — in Liebe. Deßhalb wollte ihrem einfach natürlichen Sinn oft so Manches nicht recht einleuchten, was die

Jesuiten in Luzern predigten, schrieben und thaten; deßhalb konnte sie aber auch ihren Sohn nicht so ganz und gar verdammen wegen der Frevelthat, die ihm so fürchterlich hoch angerechnet wurde. War er doch immer ein guter Junge gewesen, fleißig, strebsam, brav, liebevollen Gemüths. Aber daß er jetzt von ihrem Herzen sich losreißen, daß sie ihrer theuersten Hoffnung entsagen mußte, ach, ach! das konnte sie nimmermehr verwinden! —

„Adieu, liebe Mutter! Sei ruhig — es muß sein! Ich komme ja bald wieder!“ Mit diesen Worten nahm Christian tiefbewegt von ihr Abschied. „Adieu, Kind! Behüt' Dich Gott!“ schluchzte sie, und verhüllte das laut und kläglich weinende Antlitz mit der Schürze.

Viertes Kapitel.

Nach Zürich.

Es war ein heiterer Frühlingstag, als Christian Werner, ein leichtes Ränzchen auf dem Rücken, seine Vaterstadt verließ. Es geschah mit schwerem Herzen. Nicht als ob die Trennung von zahlreichen Freunden, von wohlwollenden Familien, von väterlich gesinnten Lehrern ihm wehe gethan hätte: nein, denn der Luftstrich, der in den Gesellschaftsschichten des damaligen Luzerns herrschte, war nicht dazu angethan, ihm Freundschaft, Wohlwollen und väterliche Zuneigung zu erwerben. Bevor er noch den Kirchenfrevel begangen, hatten einzelne unvorsichtige Aeußerungen schon den schweren Verdacht über ihn geworfen, als sei er ein

Anhänger der Liberalen, ein Feind der Religion. Von Vielen wurde auf der Straße nicht einmal mehr sein Gruß erwiedert; 's ist ja ein angehender Ketzer, hieß es. Nach dem Kirchenfrevel wäre er kaum mehr vor persönlicher Mißhandlung sicher gewesen, wenn er sich öffentlich in Luzern hätte sehen lassen. Er war froh, daß er die Jesuiten und ihren fanatisirten Anhang hinter sich hatte.

Aber der Gedanke an seine Mutter machte dem Wanderer das Herz schwer. Mit welchem Kummer mußten sie die letzten Vorgänge erfüllt haben! Jetzt sollte er sie einsam, ihrer schönsten Hoffnung beraubt, zurücklassen — gerade jetzt, wo sie so sehr einer liebreichen Umgebung bedürftig war. Niemand tröstete sie; vielleicht mußte sie für das Vergehen des Sohnes noch leiden, vielleicht zog man sie wegen seiner Flucht zur Verantwortuug! Diese Gedanken warfen einen düstern Schatten in seine Seele.

Aber, wie gesagt, es war ein heiterer Frühlingstag — im vorgerückten Frühling — als unser Christian zum ersten Male in die fremde Welt hinauszog, zum ersten Male die alte Mutter in ungewohnter Einsamkeit zurückließ. Der blaue Himmel, an dem einzelne Federwolken wie Kometenschweife sich hinzogen, spiegelte sich im klaren See, der diese Wolken als ungeheure Wasserpflanzen erscheinen ließ. Von den Höhen des Pilatus und Rigi, diesen etwas ungeschlachten Bergriesen, glänzten noch ganze Schneefelder herab; aber in den Niederungen, auf den Feldern, sproßten die grünen Saaten, und waren die Bauern überall geschäftig mit Hacken, Jäten und Säubern der Wiesen. Aus den Wäldern, in denen sich zartes weiches Laub anzusetzen begann, tönte das Lied der Amsel, hoch in der Luft jubilirte die Lerche und der gemüthlich-ernste Storch beschritt in ruhiger Würde die Wiesen,

um Nahrung zu suchen und Material zur Restauration seines Familiensitzes auf der Kirche. Ein liebes Thier, dieser Storch; seine Gegenwart ist heilverkündend, man hat Achtung vor ihm, und Jedermann sieht es gerne, wenn er im Dorfe eine neue Familie gründet und in klappernder Vaterfreude seine Jungen etwas Ordentliches lehrt. Nur die Menschen gönnen sich gegenseitig kein Glück; ja, wenn die zartesten Familienbande zerrissen werden, haben sie dafür oft ein Hohnlachen. —

Als Christians Flucht nach Zürich in Luzern bekannt wurde, äußerten die Frommen alle ihre Freude darüber, daß das räudige Schaf aus der gottseligen Heerde geschieden sei. Eine exemplarische Strafe hätten sie ihm zwar gerne gegönnt; da aber eine solche nicht mehr möglich war, so begnügten sie sich damit, hinter dem Fliehenden her ihre Zungen auf das Böswilligste gehen zu lassen.

„Ja, ja, der geht an den rechten Ort; zu den Zwinglianern hat er schon lange gehört," sagten die Einen.

„Daß er von unserer Religion abgefallen ist, hat er bewiesen durch seine Beschimpfung des allerheiligsten Sakraments des Altars; es wird ihm jetzt wohler sein dort, wo man an dieses Sakrament gar nicht mehr glaubt und in die Kirche geht, wenn es einem gerade gefällt," äußerten Andere.

„Ja, wenn's nur das wär'!" orakelte ein Dritter. „In den Freimaurerbund wird er sich aufnehmen lassen."

„Hab' schon viel von diesem Bund reden hören, ohne daß ich aber noch recht daraus klug geworden bin. Wie verhält es sich wohl damit?" fragte eine würdige Matrone.

„Die Freimaurergesellschaft" — belehrte der Pedell des Jesuitenkollegiums — „ist ursprünglich vom Antichrist gestiftet worden. Ihre Mitglieder müssen mit dem eigenen Herzblut ihre

Seele dem Teufel verschreiben, auf einen blanken Dolch schwören, die katholische Religion auszurotten und ihre Anhänger zu vertilgen. Dafür bekommen sie Geld genug, und kommt einer in's Unglück, so stehen ihm Hunderte bei. Wo sich Freimaurer irgendwo in der Welt treffen, so erkennen sie sich an bestimmten Zeichen. Ihre Versammlungen halten sie im Geheimen, bei dunkler Nacht und verschlossenen Thüren: denn es gehen da Dinge vor, die das Tageslicht scheuen müssen, von denen man fast gar nicht reden darf — — unzüchtige Bälle halten sie ab, an denen Frauen und Töchter theilnehmen. 's ist schrecklich!"

„Jesus, Maria und Joseph! was Ihr nicht sagt!" schrien entsetzt die Zuhörer.

„Aber," fuhr der Pedell fort, „es wird ihnen doch nicht gelingen, unsere heilige Religion auszurotten. Der Freimaurer Zwingli hat dieses Beginnen in der Schlacht bei Kappel mit seinem Tode bezahlen müssen, und wir haben als ewiges Angedenken an dieses Ereigniß seine Rüstung und seine Streitaxt in unserm Zeughause aufbewahrt.*) Nach seinem Tode wollten seine Anhänger, die verstockten Zürcher, das wunderthätige Marienbild zu Einsiedeln vermittelst Pulver in die Luft sprengen, indem sie höhnisch sagten: „Wollen doch mal sehen, ob ein todtes Bild Wunder thun könne." Da sie ihre Absicht nicht offen in's Werk setzen konnten, nahmen sie ihre Zuflucht zu einer List. Sie ließen eine große Wachskerze anfertigen, füllten dieselbe von unten bis oben mit Pulver und sandten sie durch Einen, der sich für einen Katholiken ausgeben sollte, nach Maria-Einsiedeln, um sie angeblich der Mutter Gottes zu weihen, in Wahrheit aber als ein un-

---

*) Historisch.

heilschwangeres Werkzeug ihrer teuflischen Pläne. Arglos wurde das Danaergeschenk von den Mönchen des Klosters in Empfang genommen und in der Muttergotteskapelle auf der rechten Seite des Marienbildes aufgestellt. Wie die Messe beginnen sollte, zündet der Sakristan die Kerze an — einige Sekunden, und sie explodirt mit Kanonendonner, daß alle Fenster der Kirche und des umfangreichen Klosters zittern und die Mönche bestürzt hin- und herlaufen, als drohe ein schreckliches Ereigniß. „In der Muttergotteskapelle ist der Donner geschehen," erzählte der Sakristan mit Haarsträuben, „ich fiel ohnmächtig nieder, als es knallte und blitzte; ich glaubte, die Kirche sei entzwei geborsten, die Kapelle in die Luft gesprengt. Aber siehe da: als ich wieder zu mir gekommen, sah ich Alles in der frühern, unversehrten Gestalt, und ruhig lächelte die Gottesgebärerin vom Altar herab. In der Kapelle lagen die Trümmer der Kerze; nur das Antlitz des wunderthätigen Marienbildes war durch diese furchtbare Explosion geschwärzt."

„Die frommen Mönche des Klosters Einsiedeln dankten Gott und der heiligen Jungfrau, daß die Sache ohne Unglück und Schaden abgelaufen. Sie befahlen, das gnadenreiche Antlitz der Mutter Gottes abzuwaschen; aber so viel Mühe man sich auch gab, die Spuren dieses Höllen-Attentats zu tilgen: es war und blieb geschwärzt bis auf diese Stunde — der Nachwelt ein schwarzes Zeugniß einer schwarzen, teuflischen That."*)

*) So lautet die Sage in Betreff des antlitzgeschwärzten Marienbildes von Einsiedeln. In manchen Wallfahrtskirchen giebt es aber bekanntlich ähnliche „schwarze Mutter Gottes," was man daher erklären will, daß in früherer Zeit heidnische Isisbilder als christliche Marienbilder verwendet worden seien, was auch in Einsiedeln der Fall gewesen.

„Ja, bis auf die heutige Stunde trägt die Einsiedler-Mutter-Gottes ihr schwarzes Gesicht, ja, ja, wir haben's gesehen," bestätigten die Zuhörer.

Der Pedell fuhr fort: „So wenig Zwingli, so wenig seine verstockten Anhänger unserer heiligen Religion etwas anhaben konnten, ebensowenig haben es Spätere gekonnt oder werden es noch können. Die Freischaaren aus den Kantonen Bern, Baselland, Solothurn und Aargau, die jüngst die Väter Jesu haben vertreiben, unsere Religion, unser Hab' und Gut haben rauben wollen — wie schmählich haben wir sie mit Gottes Hülfe geschlagen! Und wenig hätte es gefehlt, so hätte bei dieser Gelegenheit Zwingli der Zweite, der Prädikant Weyermann von Bern, dasselbe Schicksal erlitten wie der Zwingli von Zürich. Man hat ihn einige Wochen gefangen gesetzt und dann wieder laufen lassen.*) Er war froh, daß er so leicht weggekommen. Ohne Zweifel wird nun Christian Werner Zwingli den Dritten spielen wollen; er soll aber nur kommen mit seinen Züri-Ketzern: so wohlfeilen Preises wie der Berner Zwingli kommt er nicht aus der Patsche, und wenn ihm kein schlimmeres Loos bereitet wird als dem Züricher, so darf er sattsam damit zufrieden sein!"

Aber glücklicher Weise hörte Christian nichts von solchen und ähnlichen Reden, die gewiß nicht geeignet waren, die Liebe zu seinen Mitbürgern besonders fest zu gründen. Während diese ihm alles Mögliche, nur nichts Gutes zutrauten, zog er mit den besten Vorsätzen in der Limmatstadt ein. Er wollte durch die That beweisen, daß man auch ohne Jesuiten etwas Tüchtiges lernen, auch ohne ihre Religion ein guter Bürger werden und auch ohne geist-

*) Historisch.

lichen Habit einen gott- und menschengefälligen Beruf ausüben könne. Der Leichtsinn der Jugend war bei ihm bereits auf eine heilsame Weise gedämpft, als er die Lehrsäle der Universität Zürich betrat und hier die ersten Studentenverbindungen anknüpfte. Der Gedanke an seine, in ihren Hoffnungen getäuschte Mutter erfüllte ihn mit einem ernsten Pflichtgefühl; wenn er auch nicht geistlich werden, wenn er auch in seinem Leben nie mehr etwas von den Jesuiten wissen wollte, so sollte sie einst doch ihre Freude an ihm haben — das gelobte er sich.

Aber so leicht bricht man nicht mit seiner katholisch gefärbten Jugenderziehung, so überzeugend klar man auch die Widersprüche einsehen mag, in welchen die Lehren einseitig gebildeter Geistlichen mit den göttlichen Gesetzen der Natur und des Menschengeistes stehen. Aeußerlich zwar empfand er den Gegensatz zwischen dem katholischen Luzern und dem protestantischen Zürich nicht unangenehm. Der schöne See mit seinen lachenden, sanft ansteigenden Ufern, auf denen sich Dorf und Stadt und Villa heiter, sauber, stattlich aneinanderreihen, sich links und rechts eine fast ununterbrochene Guirlande blumengeschmückter Gärten hinzieht, hinter ihnen grüne Weinberge, breitästige Obstbäume, schattige Wälder — über dessen smaragdenem Spiegel man stundenweit hinwegsieht über das Grab von Ulrich von Hutten hinaus bis an den edelsteinglänzenden Kranz der Alpen — gewiß, der Züricher See spricht freundlicher zu unserm Gemüth als der von Luzern mit seinen Untiefen, so unergründlich wie die Lehre von der Transsubstantiation, und mit seinen Einbiegungen in felsiges Gebirge, so düster wie klösterliche Asʒese. Es ist der Eindruck heiterer, froher und uneingeschränkter Anmuth, den die Umgebung Zürichs auf Einen macht, während in Luzern die nahen kahlen Berge wie ton-

furirte Mönche, die sich dreist in alle Lebensverhältnisse eindrängen, den freien Aus- und Aufblick beeinträchtigen.

Auch daß Christian Werner in Zürich von dem ewigen Kirchenläuten, das in Luzern ganze Vormittage durch von allen Seiten in sein Ohr klang und gegen Abend wieder seine vielfältigen bimmelnden Stimmen erhob, unbehelligt blieb, benahm dem neuen Aufenthaltsort in seinen Augen keineswegs einen wünschenswerthen Reiz. Im Gegentheil, die Regelmäßigkeit einer lebhaften industriellen Thätigkeit, wie sie aus den zahlreichen hochragenden Schloten pustend aufathmete, im Rädergesurr und dröhnenden Hammerschlägen sich kund gab, in Magazinen sich breit machte oder in Kaufmannsläden die Augen der Menge auf sich zog, diese durchaus unkirchliche Thätigkeit, die von Montag Morgen früh bis Samstag Abend spät in der Limmatstadt herrschte: sie hatte für unsern Christian ein ganz besonderes Interesse, sie erschloß ihm den Einblick in eine neue Welt und lös'te ihm das Räthsel, warum Zürich so schön, so wohlhabend, so reich, so gesegnet an wissenschaftlichen und gemeinnützigen Anstalten sei. Nein, wo Mönchthum, Jesuitenthum anfängt, da hört der Wohlstand, da hört auch die christliche Humanität auf.

Doppelt innig empfand jetzt Christian die Stille des gottgeweihten Sonntags. Wenn die Glocken in vollgestimmten Akkorden herüber klangen von den Ufern des See's, herab klangen von den Thürmen der Stadt — wie tönte das in seinem Herzen wieder! Jetzt erwachten wieder die Erinnerungen an seine glaubensvolle Kindheit, an sein Knabenalter; vor seinen Augen glänzte die Poesie des katholischen Kultus — von jener allgemeinen Todtenfeier an im trüben November, dem Christfest und den sich daranschließenden zwei Feiertagen, wo man in der Kirche den „Starkmuth" des

heiligen Stephanus und die „Liebe“ des heiligen Johannes trinkt — Neujahr, Erscheinungsfest, Lichtmeß, Blasius- und Agathatag, Aschermittwoch und Palmsonntag nicht zu vergessen — bis zum Auferstehungsfest im freudeverkündenden Frühling, woran sich bald die Bittgänge schließen über grüne, gesegnete Fluren: jene wallenden, betenden, singenden Züge mit wehender Fahne und glitzerndem Kruzifix — dann kommt das Auffahrtsfest mit seinem anmuthenden Gottesdienst beim laubbekränzten Kreuz im freien Feld, dann kommen Pfingsten in frisch aufblühender Sommerstimmung, dann kommt das glänzendste der katholischen Feste, das Fronleichnamsfest, mit dem Schmucke des Waldes in der Kirche, dem Duft der Rosen auf den Altären und seiner hochheiligen Prozession zu Ehren des Leibes des Herrn in strahlender Monstranz — jetzt aber ist der Höhepunkt der kirchlichen Feste erreicht; mit zunehmender Stille in den Wäldern sinkt jetzt der Glanz dieser Feste, bis er in der Trauerfarbe und mit den Kerzen des Allerseelentages erlischt, um in den Lichtern des Christbaumes wieder ahnungsvoll zu erstehen! — — — alle diese Bilder des kirchlichen Kreislauf's gingen wie Dissolving views in reizender Farbenpracht an dem Geistesauge Christian's vorüber. Eine Fülle von Anschauungen, die zauberhaft das Gemüth bestricken, hatte er von seiner in Luzern verlebten Jugend herübergerettet, jene katholischen Nachklänge, die man nie ganz verläugnen kann, die immer lieblich tönen bis an unser Grab. An dem Zauber der katholischen Poesie hielt er fest; aber mit dem Katholizismus, der auf den Standpunkt der „Religion der Zauberei“ herabgedrückt werden sollte, brach er immer mehr, und immer mehr verachtete er allen Götzendienst, womit man durch priesterliche Taschenspielerkünste das Volk bethören will. An das Wort: „Man soll Gott

im Geist und in der Wahrheit anbeten" hatte ihn einst ein befreundeter katholischer Pfarrer erinnert, und dieses Wort hatte sich Christian tief, tief in sein Herz eingegraben.

Fünftes Kapitel.

Das Vermächtniß der Mutter.

Der eben erwähnte Pfarrer war ein weitläufiger Verwandter der Werner'schen Familie, die er von Zeit zu Zeit besuchte, da er sich namentlich auch für den geistigen Entwicklungsgang des jungen Christian interessirte. Er weidete seine Heerde auf dem Lande, mehr als eine Tagreise von Luzern entfernt. In den letzten Jahren waren seine Besuche in der Sonderbundsstadt seltener geworden; die Luft, die hier herrschte, sagte seiner gesunden theologischen Lunge nicht zu. Er vermied es, mit den Jesuiten und ihrem Anhang in Berührung zu kommen, weil er sich nicht Zumuthungen aussetzen wollte, die er nie und nimmermehr hätte erfüllen, deren Nichterfüllung ihn aber leicht um eine segensreiche Wirksamkeit hätte bringen oder ihm wohl gar den Fluch der Kirche hätte eintragen können.

So kam es denn, daß er erst aus der Luzerner „Staatszeitung" erfuhr, wie Christian Werner wegen eines „fürchterlichen" kirchlichen Verbrechens eingezogen, dem Criminalgericht überwiesen worden und sich durch seine Flucht nach Zürich einer wohlverdienten exemplarischen Strafe entzogen habe. Worin aber das Verbrechen bestand, war nicht angegeben, und in tiefer

Bekümmerniß erwartete der Pfarrer von Tag zu Tag auf irgend einen Aufschluß in der Sache.

Da kam endlich ein Brief von Zürich, von Christian Werner. Derselbe erzählte in ungeschminkter Darstellung wahrheitsgetreu den Verlauf der ganzen Angelegenheit, über die man in Luzern ein so entsetzliches Geschrei erhoben hatte, machte den Pfarrer mit den Plänen für seine Zukunft bekannt und bat ihn schließlich vertrauensvoll, daß er mit seinem vielvermögenden Wort die Mutter in Luzern trösten und sie in Betreff der Wendung seines Schicksals, womit *sie* sich am wenigsten befreunden konnte, beruhigen möchte.

„So, also *das* ist das *Criminalverbrechen!*“ rief der wackere Geistliche bitter aus, als er den Brief gelesen hatte. „Wegen nichts und wieder nichts schlägt diese herz- und gewissenlose Brut einen Höllenskandal und schreckt nicht davor zurück, die Zukunft und das Glück eines Menschenlebens auf's Spiel zu setzen und einer armen Mutter die Freude ihres Lebens für immer zu vergiften. 's ist schrecklich, schrecklich, wie diesen heiligen Männern der Gesellschaft Jesu nichts mehr heilig ist, auch gar nichts mehr! Gut, daß Christian geborgen ist! Aber jetzt ungesäumt nach Luzern; ja, ja die gute Frau Werner wird gewiß des Trostes bedürfen; die Jesuiten werden ihr wohl keinen spenden; wenn sie ihr nur nicht etwa den noch nehmen, den das natürliche Gefühl und der gesunde Verstand ihr eingeben mögen!“

Es war hohe Zeit, daß der Pfarrer nach Luzern reiste. Als er dort ankam, traf er die Frau Werner im Krankenbett. Was sie in letzter Zeit erlebt und erlitten, hatte ihre Kräfte überstiegen; der Kummer um den Sohn fraß verzehrend an ihrem Herzen; die mißachtenden Blicke, welche die Leute der unschuldigen Frau zu-

warfen, fielen wie Gifttropfen in ihre Seele. Mit dem heitern Lebensmuth schwand die Gesundheit. Eine Zeitlang kämpfte sie noch tapfer gegen trübe Gedanken und suchte sich zu überreden, daß die zunehmende Mattigkeit in ihren Gliedern etwas blos Vorübergehendes sei. Aber in ihrer trostlosen Einsamkeit mußte sie zuletzt doch dem nagenden Kummer, dem verzehrenden Gram erliegen.

Jetzt, einmal an's Krankenbett gefesselt, täuschte sie sich nicht mehr in Betreff ihres Zustandes. Sie sah ihr baldiges Ende voraus und verlangte nach dem Trost der Kirche. Ein Jesuitenpater nahm ihr die Beichte ab. Als sie nach erhaltener Absolution ihrer Sünden in sehnsuchtsvollem Verlangen den Namen ihres Sohnes aussprach, verwies ihr dies der Beichtvater entrüstet. „Jetzt seid Ihr mit Gott versöhnt," sprach er, „befleckt Eure Seele nicht mit dem Andenken an einen Ketzer; verflucht vielmehr Euern sündigen Leib, der ihn getragen!"

Das war der Trost der Kirche! Das war das Wort, einer Mutterseele in den letzten Stunden ihres Erdenwallens beseligenden Frieden einzuhauchen!

Aber darum war es ja dem herzlosen Mitglied des selbstsüchtigen Ordens auch nicht zu thun. Nachdem der Pater seine priesterliche Pflicht erfüllt hatte, bekümmerte er sich nicht weiter um die Kranke in ihrem Seelenschmerz und verließ ohne weitern Aufenthalt das bescheidene Seilerhäuschen.

Jetzt, wo ihre letzten Gedanken in unendlicher Liebe bei ihrem Kinde weilten, traf sie jenes Wort des Priesters wie eine schreckliche Strafe des Himmels. „O Gott, o Gott!" schrie sie in brennendem Schmerz, „vergieb mir meine Sünde, ich muß an mein Kind denken, ich kann nicht anders, nein ich kann nicht!"

In diesem entsetzlichen Seelenkampfe traf sie der befreundete Pfarrer ab dem Lande. Er war ein Engel des Friedens, der den bösen Dämon austrieb, welcher die Seele der armen Frau peinigte. Als er ihr von dem Brief des Sohnes erzählte, mit welcher Liebe derselbe an der Mutter hange, wie fleißig er sei, wie er nur nach den menschenwürdigsten Zielen hinstrebe, sein Aufenthalt in Zürich ihn in geistiger und sittlicher Beziehung zu fördern scheine, ja wie man vielleicht seine Verfolgung in Luzern für eine segensvolle Schickung anzusehen habe, die ihn von einer für ihn unpassenden Laufbahn hingelenkt habe auf einen andern Weg, wo er seine Lebensbestimmung besser erkennen und besser erfüllen dürfte: da strömte es in das kranke Mutterherz wie Himmelsseligkeit, es war, als erwache sie aus einem schweren bösen Traum, und um sich zu überzeugen, daß sie wache, sagte sie: „Gelt, Herr Pfarrer, Christian ist kein Ketzer!"

„Was fällt Ihnen ein," bestätigte der Pfarrer, „er ist ein besserer Christ als Hunderte, die das Christenthum nur im Mund haben, nur in die Kirche gehen, dasselbe aber in ihrem Leben nicht bethätigen."

„Gott Lob und Dank!" rief die Frau Werner trostvoll aus erleichtertem Herzen.

Der Mensch stirbt nicht leicht, wenn sein Gewissen von schwerer Schuld belastet oder sein Herz von tiefem Kummer bedrängt ist. Mit Gott war jetzt Frau Werner ausgesöhnt, und auch von ihrem Kummer hatte sie der menschenfreundliche Pfarrer befreit. Sie athmete ruhiger, aber auch schwächer; der Puls, dieser Pendelschlag des Lebens, wurde matter und ließ nicht mehr bezweifeln, daß die Federkraft ihres irdischen Daseins erlahmt sei. Noch einige Male sprach sie den Namen Christian aus.

„Wenn er nur da wäre!“ seufzte sie; „ich möcht' ihn sehen — nur noch einmal! — Aber sagt ihm, lieber Pfarrer, daß er meinen Segen habe; — er soll brav bleiben, brav immer!“

Das waren ihre letzten Worte, dann verschied sie ruhig und sanft. —

Die Trauernachricht von ihrem Tode theilte nun der Pfarrer in angemessener Weise dem Sohne in Zürich brieflich mit. Dann hieß es in dem Schreiben weiter: „Die Verstorbene, die wir beweinen, war eine treffliche Frau; der Himmel hatte sie zwar nicht über Vieles, nicht über Reichthümer gesetzt; aber was ihrer Verwaltung anvertraut war, mit dem hat sie treu und redlich gewirthschaftet, so daß sie Dir ein Vermögen hinterläßt, das viel namhafter ist, als man billig erwarten konnte. Allein mit einem noch viel reichern Vermächtniß hat sie Dich bedacht, mit einem Vermächtniß, das, wenn es in jenem Sinne empfangen wird, in welchem es gegeben worden, weder von Rost noch Motten gefressen werden kann. Ihren Segen, den Segen eines reinen, guten Mutterherzens hat sie Dir hinterlassen; zeige Dich desselben fortan in tugendsamem Wandel würdig! — Ferner soll ich Dir in ihrem Namen die Mahnung zu Gemüth führen, daß Du brav, immer brav bleiben mögest! Brav: — es ist ein so einfaches und doch so tief bedeutendes Wort! Es ist der Inbegriff aller menschlichen Tugenden, die der einzige naturgemäße Boden sind, auf dem Glück und Gedeihen der Familie, Gesellschaft, Staat und Kirche aufsprießen. Hätten die Großen dieser Erde immerdar jene Tugenden zum Maßstab ihrer Handlungsweise gemacht, wie ganz anders würde es mit den Geschicken der Völker stehen! Würde überall ein Jeder an seiner Stelle sich zuerst und vor Allem als braver Mensch bewähren, um in diese Eigenschaft die weitere als

Hausherr, Staats= oder Kirchenbeamter, Kaufmann, Fabrikant u. s. w. zu gründen — wie viel freundlicher müßten sich nicht alle Lebensbeziehungen gestalten, wie viel gerechter müßten sich nicht Verdienst und Schicksal ausgleichen! Aber die Großen dieser Erde dünken sich über die einfachen Sittengesetze erhaben; in allen Sphären beeinträchtigt die eingebildete Würde oder der herzlose Egoismus die humane Gesinnung. Daher überall die Herrschaft der Lüge, der Verrath an allem Heiligen um selbstsüchtiger Zwecke willen, Heuchelei und Bosheit, Augendienerei nach Oben, Rohheit nach Unten — aber nirgends Charakter!

„Bleibe brav!" — Dies Wort der sterbenden Mutter trage stetsfort in treuem Herzen. Lüge nie, auch nicht in geringfügigen Dingen; die Lüge ist die Mutter alles Uebels. Lerne dich gewissenhaft selber kennen und richte nach der gewonnenen Selbstkenntniß Dein Handeln ein. Dann wirst Du Dich auch selber beherrschen, Dich unter ein selbstgeschaffenes Gesetz unterwerfen lernen. Hierin besteht die wahre Freiheit. — Einbildung ist noch nicht Bildung, und selbst das glänzendste Talent hat keinen Werth, wenn ich die zufällige geistige Gabe nicht durch unausgesetzte Thätigkeit zu meinem freien Besitzthum umwandle. Auf solche Weise lernt man Bescheidenheit und gewinnt zugleich jene männliche Selbstständigkeit, die die Stirne immer frei und aufrecht trägt und selbst unsern Gegnern Achtung abzwingt.

„Halte die Ideale Deiner Jugend, den Glauben an den Fortschritt in der Geschichte, an den endlichen Sieg des Guten über das Böse unentweiht aufrecht. Das Leben in seinen wechselvollen Erscheinungen wird dieses Glaubens oft lachen; trübe Erfahrungen, die Du an Andern, an Dir selber machst, werden Deine Ideale oft erschüttern; Vieles wird nicht oder nicht sobald

kommen, wie Du es Dir träumst; aber wende Dein Auge darum keinen Augenblick von dem hohen Ziele menschlicher Vervollkommnung ab. Wenn alles edle und hohe Streben sich als eine Danaidenarbeit zu erweisen scheint, es bringt dennoch seine goldenen Früchte, wenn wir sie auch nicht mehr genießen können, wenn wir sie vielleicht nicht einmal in hoffnungsvollem Grün aufsprießen sehen. Auch in Deinem Hoffen und Wünschen sei stets bescheiden: in der großen göttlichen Weltordnung — was bist Du anderes als ein unbedeutendes Sandkörnchen, ein bloßes Werkzeug in einer höhern Hand; — aber sei ein brauchbares, ein nützliches Werkzeug. Wo Dich das Leben, der Beruf hinstellt, da sei ein ganzer, auf eigenen Füßen stehender Mann, eingedenk der Worte unseres edelsten Dichters: „Lebe mit Deinem Jahrhundert, aber sei nicht sein Geschöpf; leiste Deinen Zeitgenossen, was sie bedürfen, nicht was sie loben; gieb der Welt, auf die Du wirkst, die Richtung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast Du ihr gegeben, wenn Du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn Du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand Deiner Triebe verwandelst."

„Bleibe brav! — Auf Deinem Bildungsgange strebe nach Harmonie, bilde Dich zuerst aus als Mensch und dann erst als Jurist; die rein menschlichen Tugenden seien der unversiegbare heilige Fluß, auf dem die Lotosblume Deiner besondern Thätigkeit dahintreibt. Dann Heil Dir, Heil dem Vaterland, in dem solche Bürger leben. Gott mit Dir!"

Sechstes Kapitel.

Die Mörder.

Der Verlust eines geliebten Wesens läßt in unserer Seele noch lange eine Lücke, wenn schon hohes Gras über den Grabhügel gewachsen ist, der dasselbe deckt. Und wenn die Verstorbene gar unsere Mutter war, dann mischt sich noch mit dem Schmerz der Trauer so etwas wie prickelnde Reue. Das Bild der Verewigten steht verklärt vor unserer Seele, wie sie mit aufopfernder Liebe unser Leben von unserm ersten Athemzuge bis zu ihrem letzten sorglich umgab; — und haben wir diese Liebe auch immer vergolten? Ach! leider nein!

Als Christian Werner von dem befreundeten Pfarrer die ungeahnte Nachricht von dem Tode seiner Mutter erhielt, wurde er davon aufs Tiefste erschüttert. Tagelang nachher war er zu allem Denken und Thun unfähig — bis allmälig das „Vermächtniß der Mutter,“ das ihm der Pfarrer in seiner ungekünstelten Weise erläutert hatte, ihn aus dem entnervenden Trauerschmerz herausriß und seine peinigenden Selbstanklagen verstummen machte. „Diese unselige Kommunionfeier,“ hatte er in jenen Nächten oft ausgerufen, wo der Gedanke an die fast unfaßbare Todesnachricht ihn nicht schlafen ließ, „diese unselige Kommunionfeier hat in ihren Folgen mir meine Mutter getödtet! Ach Gott, ach Gott!“

Sie hatte ihm ihren Segen hinterlassen — das war ein milder Trost; sie hatte ihm eine ernste Mahnung an das Herz gelegt — das war ein ermuthigender Sporn, jene Vorsätze, mit

denen er die Universität bezogen hatte, ernstlich zu bethätigen. Wohl hatte sie es nicht mehr erleben sollen, daß der Sohn mit schätzenswerthen Kenntnissen, mit ächten Bürgertugenden ihre alten Tage verschönern und sie für die halb verscherzte, halb verschmähte Priesterweihe mit den hochachtbaren Verdiensten einer tüchtigen weltlichen Berufsthätigkeit entschädige und erfreue; aber das Band zwischen Sohn und Mutter war ja durch ihren Tod nicht zerrissen; es wurde geistig nur fester geknüpft, nur höher geweiht, wenn er jene Mahnung tief zu Herzen nahm, wenn er sie gewissenhaft befolgte sein ganzes Leben hindurch.

Aus dieser Betrachtung erwuchs ihm wieder ein frischer Arbeitsmuth. Eifriger und fleißiger als je setzte er seine Studien fort. Von einer Harmonie der Bildung, von Selbstkenntniß hatte der Pfarrer in seinem Briefe geredet. Ja, ohne diese baut sich jene nicht auf. Schon hatte unser junger Freund die Erfahrung gemacht, daß es viel zu lernen gebe, um Vieles wegzulernen, was er in der Jesuitenschule angelernt hatte. Aber hiebei durfte er nicht stehen bleiben; es galt, für einen falschen einen wahren Lehrgehalt zu gewinnen. Dazu führte keine hohle Spekulation, sondern das gründliche Studium einer lebensvollen Philosophie und die umfassende Beschäftigung mit der Menschheitsgeschichte. Das war für ihn die beste Anleitung zum richtigen Denken und rechten Handeln, das gab die sicherste Grundlage ab für sein Berufsstudium.

Aber auch an den geselligen Vergnügungen des Studentenlebens nahm jetzt Christian Werner von Zeit zu Zeit Theil. Die brennende Frage der Zeit, die Sonderbundsfrage, beherrschte damals auch die studirende Jugend von Zürich. Als in einem Gespräche über religiöse Angelegenheiten Christian Werner einmal

scherzend sagte: „Christianus mihi est nomen, Catholicus autem cognomen,“ stellten seine jugendlichen Freunde an ihn die Zumuthung, er solle zum Protestantismus übertreten, er sei ja in der That und Wahrheit doch kein Katholik mehr! Er antwortete: „Da sei Gott vor; das möchte ich dem Andenken meiner verstorbenen Mutter nicht zu Leid thun, wenn ich es sonst auch wollte. Allerdings bin ich kein Katholik mehr im Sinn des Jesuitismus; ich huldige vielmehr der Religion allgemeiner Gewissensfreiheit, allgemeiner Menschenliebe, gegründet auf die allgemeinen und ohne Privilegium geltenden Grundsätze der Sittlichkeit — und insofern glaube ich eben im Geist und in der Wahrheit ein Katholik zu sein. Eine jede Confession artet zuletzt aus, und wenn ich auch der einen vor der andern nach dem historischen Fortschritt einen höhern Werth zuschreibe, so möchte ich doch die Religion meiner Väter nicht verlassen, um ein anderes Bekenntniß zu beschwören. Ein Gebildeter kann das nicht, ohne zu heucheln, weil er nicht Wesentliches und Unwesentliches, Irrthum und Wahrheit zugleich beschwören kann.“ —

In Zürich, zu Füßen trefflicher Lehrer, hatte Christian Werner eine solide Bildungsbasis gewonnen. Das Licht der freien Forschung war ihm hier aufgegangen, aber in seinem Reflex lernte er auch das geschichtlich Nothwendige erkennen. In Demjenigen, was dem Menschen das Heiligste ist, in religiösen Dingen, war sein Standpunkt ein durchaus freier; aber es war nicht mehr der Standpunkt der Frivolität, der religiösen Gleichgültigkeit, sondern der des sittlichen Ernstes, der milden, toleranten Gesinnung.

Für seine weitere Berufsbildung erschien ihm der Aufenthalt auf einer deutschen Universität noch wünschenswerth, wozu

ihm auch seine Lehrer riethen. Bereits hatte er seine Wahl getroffen und schon die Zeit seiner Abreise von Zürich fetzgesetzt, als unerwartet ein neues Ereigniß eintrat, das ihn verderbendrohend in seine Kreise zog.

Im Kanton Luzern war nämlich Großrath Leu ermordet worden, jener reiche Dorfmagnat, unter dessen dickem Schädel ein heißer Fanatismus zu Gunsten aller jesuitischen Bestrebungen glühte. Unter den Bauern seiner Umgebung stand Leu mit seiner hohen, wuchtigen Gestalt sowohl wegen seinem vielen Geld, als auch wegen seiner bei jedem kirchlichen Anlaß zur Schau getragenen Religiösität in großem Ansehn. Die Jesuiten hatten an diesem „Mann aus dem Volke" ein Werkzeug gewonnen, wie sie sich ein besseres nicht hätten wünschen können.

Nachdem in Folge der Freischaarenzüge und eines unerhörten Inquisitionsverfahrens des sonderbündischen Regiments die meisten liberalen Bürger des Kantons Luzern ihre Heimath verlassen und in den Nachbarkantonen ein Asyl gefunden hatten, fing es dort an, etwas langweilig zu werden, und ohne Zweifel mußte den Vätern der Gesellschaft Jesu irgend ein neues Ereigniß höchlich willkommen sein. Daß ein solches jetzt eintrat, dafür war gesorgt worden. An einem hellen Sommermorgen verbreitete sich überallhin mit telegraphischer Eile das Gerücht, daß „Vater Leu" in seinem Bette ermordet worden wäre. In der Luzerner „Staatszeitung" wurde der Befund des Thatbestandes amtlich mitgetheilt, und da hieß es u. a., daß man bei der Leiche zwei Pistolen vorgefunden habe. Man sei den Thätern auf der Spur, die ihrer gerechten Strafe nicht entgehen würden. Bald aber hieß es, ebenfalls wieder amtlich, einen Stutzen — also nicht zwei Pistolen — hätte man bei dem Ermordeten gefunden; ver-

mittelst eines Stutzens sei der fromme Mann erschossen worden. Warum die Pistolen so schnell dem Stutzen haben weichen müssen, ist eines jener Räthsel, über das wohl die im Sonderbundskriege mit Schimpf und Schande aus Luzern geflohenen Jesuiten am besten Auskunft geben könnten.

Genug, „Vater Leu“ war und blieb ermordet. Wer war der Mörder? Hatte er vielleicht selbst Hand an sich gelegt? — Was? Der fromme Mann? Pfui, welch' ein Gedanke! — Also wohl ein verworfener Mensch, von schnöder Gewinnsucht getrieben, hatte seine Hände mit dem Blut des Edlen befleckt! Aber in des Ermordeten Hause war das Eigenthum unangetastet geblieben; ja, nicht einmal die Spur eines Raubversuchs war zu entdecken!

„Er fiel als ein Opfer unserer heiligen, alleinseligmachenden Religion!“ hieß es in der Luzerner „Staatszeitung.“ „Schon lange war er unsern geschwornen Feinden, den Radikalen, ein Dorn im Auge; unter dem Schutze der dunkeln Nacht haben sie den treuesten Familienvater, den edelsten Bürger des Kantons Luzern, den eifrigsten Bekenner unserer heiligen Religion gemeuchelt; sein Märtyrerblut komme über sie!“

Also war er richtig gefunden, der Mörder. Radikalismus hieß der Mann, der freilich aus sehr vielen einzelnen Individuen bestand. Wie jener menschenfreundliche Kaiser in Rom wünschte, daß alle Menschen nur einen Hals haben möchten, um ihn mit einem Schwertstreich zu durchschneiden, so wäre es den Jesuiten in Luzern damals gewiß auch äußerst angenehm gewesen, wenn all' die verhaßten, liberalen und radikalen Individuen, die ihren Plänen im Wege standen, mit einem Streich hätten auf die Seite geschafft werden können.

Vorläufig wurden Einleitungen dazu getroffen, Einen nach

dem Andern aus dem Wege zu räumen. Alle hatten sich zur Ermordung des „Vater Leu" verschworen — das wurde als eine von vornherein feststehende Thatsache von den Jesuitenblättern dem entsetzten Europa erzählt. Die liberal gesinnten Bürger, die sich noch in Luzern oder dem Kanton befanden, wurden verhaftet; von den andern Kantonen, in denen sich Luzerner Flüchtlinge befanden, wurde deren Auslieferung verlangt — als am Leuen-Mord Betheiligter. Allein diesem Verlangen wurde denn doch nicht sogleich entsprochen; man ließ sich die kriminalgerichtlichen Akten zusenden, und aus diesen ging ausnahmslos in allen Fällen hervor, daß der Name des betreffenden Angeschuldigten an den Haaren in die Mordgeschichte hineingezogen war.

Unter den zahlreichen Kandidaten, welche die Luzerner Jesuitenregierung für das Blutgerüst bestimmt hatte, befand sich auch Christian Werner. Begreiflich, der Mörder Christi, wie ihn einst der Präfekt des Jesuitenkollegiums genannt hatte, durfte nicht unter den Mördern des treuesten Anhängers der Christusreligion fehlen. Auch seine Auslieferung nach Luzern wurde von der Regierung von Zürich verlangt, die indeß gleichfalls vorläufig verweigert wurde. Dagegen hatte Christian Werner vor den Zürcher Behörden ein gründliches Verhör zu bestehen. Es war ihm nicht schwer, nachzuweisen, daß er seit seinem Aufenthalt in Zürich seinen Heimathboden nie mehr betreten habe und namentlich zu der Zeit, als der Mord begangen wurde, harmlos seinen Studien in der Limmatstadt obgelegen sei. Damit war aber noch nicht gesagt, daß er nicht dennoch in die Verschwörung der Mörder verwickelt war, daß er nicht wenigstens indirekten Antheil am Morde gehabt habe. Das Luzerner Kriminalgericht gab den Zürcher Behörden die positive Thatsache an die Hand, daß Chri-

stian Werner mit einem andern Mörder, der in Luzern bereits hinter Schloß und Riegel sitze, Briefe gewechselt habe, Briefe höchst kompromittirlicher Natur; — man solle sich dieser Briefe bemächtigen u. s. w., u. s. w. — Und richtig, die Haussuchung, die man bei dem Studenten Werner vornahm, entdeckte diese Briefe alle, die er als von dem Luzerner Kriminalgericht bezeichnet empfangen hatte — — aber von Mordanschlägen, von Verschwörung, vom Großrath Leu, stand in denselben kein Wort, keine Sylbe, keine Andeutung — wohl aber väterlich gemeinte Ermahnungen und Rathschläge, mit denen der schon erwähnte Gönner Christians die kleinen Geldsendungen begleitete, die er ihm von Zeit zu Zeit zukommen ließ. Auch dieser Gönner, so vorsichtig und klug er in Luzern auftrat, so zurückhaltend er in all' seinen Aeußerungen sich benahm, war nämlich gleichfalls als „Leuen-Mörder" eingesteckt worden; er war ja liberal, er war ja ein Gegner der Jesuiten, und das reichte vollkommen hin zur Begründung des Mordverdachts.

Die Unschuld an dem ihm angemutheten Verbrechen stand sonach bei Christian Werner sonnenklar da, und das Züricher Gericht entließ ihn mit der höflichen Entschuldigung aus dem Verhör, ihn mit einer so ganz und gar mißverständlichen Angelegenheit behelligt zu haben.

Auch alle die übrigen Mörder in den Kantonen Bern, Solothurn, Aargau, Baselland, die auf Requisition des Luzerner Kriminalgerichts dahin hätten ausgeliefert werden sollen, wurden in den mit ihnen angestellten Verhören sämmtlich für unschuldig befunden, und trotzdem die Luzerner Jesuiten die freche Stirn hatten, die Gerichte jener Kantone der Connivenz mit dem Leuen-Mord zu zeihen, so sprach sich doch die öffentliche Meinung immer offener

über das niederträchtige, scheußliche Justizverfahren in dem Sonderbundsvorort aus. Die Leuen-Mörder, die dem Gerichte des Kantons Luzern in die Hände fielen, hatten zwar ein schlimmeres Schicksal als ihre „Mitverschworenen" in den andern Kantonen; die meisten saßen wochenlang gefangen, wurden oft auf die absonderlichste Weise, oft tagelang gar nicht verhört; aber endlich mußten sie doch wieder freigelassen werden. Es erschien nicht thunlich, sie so schnell und geheim vom Leben zum Tode zu bringen, wie man es vielleicht gewünscht hatte. So korrumpirt waren denn doch die öffentlichen Zustände in der Schweiz im Allgemeinen noch nicht, daß man sich Vorgänge, wie sie etwa in Neapel und im Kirchenstaat vorzukommen pflegten, hätte ruhig und stillschweigend gefallen lassen. Auch die in Luzern gefangenen Mörder wurden, wie gesagt, endlich wieder freigegeben. Man entließ sie „mit Verdacht."

Aber ein wirklicher Mörder mußte doch hergeschafft werden. Derselbe ließ sich in einem verkommenen Subjekte auch finden, das alles Mögliche aus sich heraus verhören ließ, namentlich höchst Gravirendes für die flüchtigen Jesuitengegner, denen man das verlangte freie Geleit behufs Confrontation mit dem falschen Ankläger versagte. So blieb also auch an denjenigen, die von den nichtluzernerischen Gerichten an dem Leuen-Mord für unschuldig befunden wurden, ein schlimmer Verdacht hängen.

Endlich wurde der „wirkliche" Mörder hingerichtet. Ohne Todesfurcht schritt er zum Blutgerüste. Es hieß, auch dieser Mörder hätte den Mord an „Vater Leu" in der That nicht begangen; man habe ihn als Werkzeug gebraucht, um die Liberalen oder Radikalen von Luzern moralisch todtzuschlagen. Noch auf seinem letzten Gange habe man ihm vorgespiegelt, er werde nicht

hingerichtet werden, der Scharfrichter werde nur das Schwert über seinem Haupte schwingen. Ob es aus Mißverstand geschah oder wie es immer kam: kurz der Letztere holte auf dem Schaffot mit seinem Schwerte nicht aus, um einen leeren Lufthieb zu thun, sondern um ohne alle Spiegelfechterei einfach das Haupt von dem Rumpfe des Unglücklichen zu trennen. Was dieser Compromittirliches gegen die Liberalen gesagt hatte, konnte er jetzt nicht mehr zurücknehmen; es stand aktenmäßig fest, und die Jesuiten in Luzern rieben sich mit schmunzelndem Lächeln die Hände!

Siebentes Kapitel.

Nach Deutschland.

Nach Deutschland!

Christian Werner konnte kaum die Stunde erwarten, die ihm zur Abreise schlug. Wegen seiner gerichtlichen Vernehmung in Betreff des Leuen-Mordes war diese Abreise ärgerlicherweise noch etwas über die bestimmte Zeit hinaus verzögert worden. Gut daß ihm die Luzerner Behörden kein Sittenzeugniß auszustellen hatten, sonst wäre er damit wohl übel in Deutschland angekommen. „Kirchenschänder," „Ketzer," würde er darin genannt worden sein, und es würde darin auch gestanden haben, daß er sich durch Flucht der Strafe seiner zuständigen Behörde entzogen und daß er endlich in hohem Grade verdächtig sei, an dem Morde des Großraths Leu theilgenommen zu haben.

In dem Abgangszeugniß, das er von der Züricher Universitätsbehörde empfing, stand aber von dem Allem kein Wort. Im Gegentheil enthielt dasselbe sowohl in Betreff seiner Studien als seines sittlichen Lebenswandels die lobndsten Prädikate. Mit dankerfülltem Herzen schied er von Zürich; an seine Heimath mochte er kaum mehr zurückdenken. Das Einzige, was ihm die Sehnsucht darnach hätte erwecken können, die Mutter — sie lag im Grab! — Ob er je wieder dorthin zurückkehren werde, wagte er kaum zu hoffen. Lieber nach Sibirien, als unter dem Jesuitenregiment von Luzern leben! dachte er.

Aber die Jugend hofft dennoch. Wenigstens war es ein muthiges Hoffnungsgefühl, mit dem er das schwäbische Meer begrüßte und durch die fruchtgesegneten Fluren des Oberlandes dahinschritt. Dort winkten blaue Berge, kaum mehr Berge zu nennen; jetzt nahm ihn ein musterhaft bewirthschafteter Wald auf, in dem noch Wild gehegt wurde; dann begegnete ihm ein Jäger mit grünen Aufschlägen und Hirschfänger — für einen Schweizer eine ganz neue Erscheinung. Und die Bauern mit ihren kurzen hirschledernen Hosen, den Röcken mit kurzer Taille und desto längeren Schößen, über die Brust mit einer überreichen Reihe silberner Knöpfe versehen, auf dem Haupt den wunderlich geformten „Dreispitz" — wie sah unser Christian diese sonderbaren Patrone mit großen Augen an! Aber in den Gasthöfen schmeckte ihm vortrefflich der Krug Bier, der ihm aus dem Staketenverschlag gereicht wurde.

Damals, als man mit den weltumgestaltenden Eisenbahnen erst noch tastende Versuche machte, brauchte Christian von Zürich aus einige Tage, bis er in der Universitätsstadt seiner Wahl angekommen war. Es war dieselbe, die wir bereits im zweiten Kapitel unserer Geschichte kennen gelernt haben. Bei dem etwas zurückhaltenden Wesen ihrer Bewohner fühlte er sich dort anfänglich ziemlich vereinsamt. Damit war er von selbst auf ein fleißiges Studium angewiesen. Er belegte mehrere Collegien; neben seiner Fachwissenschaft vernachlässigte er nicht seine allgemeine Bildung. Aesthetik, Philosophie, Geschichte der Literatur wurden nicht weniger gründlich studirt als Institutionen, Pandekten und Strafprozeß.

Erst nach und nach knüpften sich Verbindungen mit seinen Commilitonen, und fand der begabte, so viel versprechende junge Mann sogar gastfreundliche Aufnahme in dem Hause eines sowohl

durch die geniale Gediegenheit seines Wissens als durch den Freimuth seines Vortrags ausgezeichneten Universitätslehrer. Die Abende, die er in der ebenso gebildeten als herzensguten Familie zubrachte, zählte Christian Werner stets zu den schönsten Momenten seines Aufenthalts in Deutschland. Die Unterhaltung war da immer ungezwungen, der Gedankenaustausch bewegte sich auf der freiesten Bahn, und daß die Gespräche sich nicht im Sande fader Gemeinplätze verliefen, dafür wußte der Professor stets durch bedeutsame Anregungen zu sorgen.

In diese liebenswürdige Professorfamilie waren auch Sidonie und Judith eingeführt, die beiden Judenmädchen, die von den meisten christlichen Töchtern der Universitätsstadt über die Achsel angesehen zu werden pflegten. In dieser Familie fanden sie freundliche Aufnahme, ebenbürtige Aufmerksamkeit mit ihren Schwestern christlicher Confession; ja der Professor hatte mehr als ein Mal Gelegenheit, seine staunende Bewunderung auszusprechen über die seltene Unbefangenheit und Vorurtheilslosigkeit, womit Judith ihr Urtheil über die wichtigsten Fragen des Lebens und der Zeit äußerte und damit in der Regel den Nagel auf den Kopf traf.

Diese ehrende Auszeichnung erfüllte Judith mit geheimem Stolz; die herzliche, soziale und religiöse Unduldsamkeit verachtende Gastfreundschaft der Professorfamilie versöhnte die beiden Judenmädchen mit ihrem sonst wenig freudigen Aufenthalt in der Universitätsstadt und dem stillen Hause ihres Vaters. Das Gefühl, von einer geachteten Familie geschätzt und geliebt zu werden, that ihren Herzen unendlich wohl, und mit offenem Vertrauen hatten sie sich daher derselben angeschlossen. Die sich selbst überlassene Sidonie, die in den Romanen der Leihbibliothek ihre geistige

Nahrung fand, hatte an der verständigen Frau Professorin eine Freundin gewonnen, welche ihre sentimentalen Gedanken mit heilsamen Lehren einer gesunden Lebenserfahrung versetzte, während die geistig so hochbegabte, so strebsame Judith aus den Tiefen der Unterhaltung mit dem Professor stets neue Perlen zum Schmucke ihres Geisteslebens hervorholte.

Der Vater Isaak Wolf seinerseits sah den Verkehr seiner beiden Töchter mit der Professorfamilie sehr gerne. Es schmeichelte dem Stolz des Mannes, der als Hausirer vor Jahren mit dem schmutzigen Sack verachtet und verspottet in den Dörfern herumgezogen war und mit Roßhaar, altem Eisen u. s. w. gehandelt hatte, daß seine Töchter mit einer der ersten Familien der Universitätsstadt auf vertrautem Fuße stünden, mit „Honoratioren" verkehrten und selber zu den „Honoratioren" gerechnet wurden. „Gotts Wunder! so weit bringt's nicht Jeder!" sagte er oft mit einer innern Genugthuung zu sich selber. „Und so weit bringt's auch nicht Jeder, daß er sich ein so großes Vermögen erwirbt, wie Isaak Wolf," sagte er dann weiter, „und seinen Töchtern so viel hinterlassen kann, daß reiche Bankierssöhne von Frankfort oder Hamborg um sie freien werden. Aber 's ist gar e wunderliche Zeit heutzutage; die reichen Juden wollen nicht nur reiche Frauen, sie wollen auch gebildete Frauen. Bildung muß sein. Und der Professor ist ein grausam gelehrter Mann, ein Büchersteller, bei dem können Sidonie und Judith etwas lernen! Bildung, viel Bildung! und es kostet keinen Kreuzer! Man sieht's wärli auch alle Tage, wie sie gebildeter werden; die Sidonie hat schon mehr als hundert Bücher gelesen! Und die schönen Manieren, die sie hat! und das Redhaus — Gotts Wunder! Die Judith lies't auch, aber sie redet nicht viel, und manchmal ganz

gegen unsere Religion! Wenn sie einmal einen reichen Mann geheirathet hat, so wird's ihr schon vergehen!"

Guter Isaak Wolf!

Hier, in diesen Abendgesellschaften der Professorfamilie machte Christian Werner die Bekanntschaft von Sidonie und Judith. Das stillbescheidene Wesen der letztern fiel ihm anziehend auf; einzelne ihrer Aeußerungen beleuchteten oft wie ein rascher Blitz einen Gesprächsgegenstand. Die Schweizerangelegenheiten, über die damals die Zeitungen so viel zu berichten wußten, wurden auch in der Gesellschaft der Professorfamilie eingehend besprochen. Bei einem solchen Anlaß sagte einmal Judith: „Die Jesuiten wollen Christen sein und sind's doch nicht; die einfachsten Lehren ihres Religionsstifters kennen sie entweder nicht oder wollen sie nicht befolgen; sie predigen von den christlichen Heiligen und verschweigen von ihnen gerade das, weßhalb diese heilig gesprochen zu werden verdienen. Gewiß, wenn sie den Spruch des großen Kirchenvaters: „Im Nothwendigen Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in Allem Liebe," je gekannt, je beherzigt hätten, würden sie zugleich den Keil des Sonderbunds in die einige Schweiz getrieben, die Freiheit des Wissens und Gewissens verdammt, den unversöhnlichen Haß gegen Andersgläubige gepredigt haben? Nimmermehr!"

Das Judenmädchen mit der goldenen Weisheit eines christlichen Kirchenvaters im Munde! Das Wort traf Christian Werner in der tiefsten Tiefe seines gleichfühlenden Herzens. Ein Weib, eine Jüdin — von solcher Höhe, von solcher Klarheit religiöser Anschauung! Die Tochter des Isaak Wolf erschien ihm schön, zauberhaft schön, wie die alttestamentliche Judith! Und wie diese, so hatte auch die neue Judith ein blitzendes Schwert

in der Rechten, das Schwert der reinmenschlichen Wahrheit, das sie so reizend schwang und mit dem sie jeden Augenblick bereit war, dem lüsternen, übermüthigen Holofernes religiöser Despotie das Haupt abzuschlagen! Judenthum, Christenthum: gab es da noch eine Schranke zwischen beiden?

Ja wohl, die Welt, die Geschichte hatte eine solche Schranke gezogen. Aber vor zwei Paar Augen war sie plötzlich gefallen, gefallen von jenem Augenblicke an, als die Jüdin die Zauberformel des christlichen Kirchenvaters in der Professorfamilie ausgesprochen; für zwei Herzen ging über den Trümmern des orthodoxen Judenthums und des ultramontanen Katholicismus eine neue Religion auf. Wie hatte jener Kirchenvater gesagt? „In Allem Liebe!"

Das ist freilich eine schwer zu erfüllende Forderung. Indeß wiederholten sich die Zusammenkünfte in der Professorfamilie. Der Faden der Unterhaltung über religiöse Gegenstände wurde immer von Neuem wieder aufgenommen und jetzt namentlich von Judith und Christian festgehalten, bis dieser Faden sich unvermerkt um ihre Herzen schlang und sie immer fester verknüpfte. „In Allem Liebe!" Sie Beide — das hatten sie sich zuletzt mit Hand und Herz gelobt — wollten es jetzt mit dieser Religion der Liebe versuchen!

Achtes Kapitel.

Das Ende des Kriegs.

In der Schweiz rüstete man sich zum Sonderbundskriege. Die Augen Europa's richteten sich nach der kleinen Alpenrepublik; ja, einige Großmächte machten Miene, dort zu interveniren, um unter dem „unruhigen" Volke Frieden zu schaffen.

Solchen väterlichen Absichten der Metternich'schen Diplomatie kam man in der Schweiz aber zuvor. Der Sonderbundskrieg wurde schnell und verhältnißmäßig mit wenigen Opfern beendet. Bei dem ersten Kanonenschuß ließen die Jesuiten das verführte Volk im Stich und flohen mit geraubten Staatskassen über die Berge — schmachvoll, erbärmlich!

Für die Schweiz brach jetzt ein verheißungsvoller Morgen eines neuen Daseins an. Sie reorganisirte sich auf den natürlichsten und deßhalb freiesten Grundlagen. Sie hatte Jahre lang in dumpfer Oede dahinvegetirt, deßhalb gab ihr der Herr in Gestalt der Jesuiten „den Gesellen zu, der reizt und wirkt, und muß, als Teufel, schaffen." Das rüttelte sie aus der „unbedingten Ruh'," und die Kanonenschläge von Gislikon reinigten und erfrischten wie ein segnendes Donnerwetter die verpestete Luft.

In den Sonderbundskantonen schlug die öffentliche Stimmung naturgemäß zu Gunsten des Liberalismus um. Auch im Kanton Luzern war jetzt auf einmal Alles liberal geworden und schimpfte weidlich auf die betrügerischen Jesuiten und ihre An=

hänger. Eine neue Regierung wurde eingesetzt, eine neue Verfassung vom Volke angenommen. —

Christian Werner hatte unterdessen seine juristischen Studien vollendet. Es zog ihn unwiderstehlich hin in seine von den Jesuiten so gründlich gesäuberte Heimath. Es war ihm, als treffe er in dem alten Luzern lauter neue Menschen — so unerwartet freundlich, ja fast herzlich wurde er überall bewillkommt.

Nach glücklich überstandenem Staatsexamen ließ er sich in einem Landstädtchen als Advokat nieder und hatte hier bald eine sehr einträgliche Praxis. Jetzt durfte er auch daran denken, seine Judith aus der süddeutschen Universitätsstadt als Braut heimzuführen.

Noch wußte Isaak Wolf nichts von den Herzensbeziehungen zwischen seiner Tochter und Christian Werner, ja er kannte den letztern nicht einmal. Im Einverständniß mit Judith wollte dieser nun bei dem Vater um ihre Hand anhalten. Mit anstandsvoller Würde erschien er vor dem Juden, erklärte ihm, daß er sich heimlich mit seiner Tochter Judith verlobt habe und daß zur Vollendung seines Glücks nichts mehr fehle als die Heirathseinwilligung und der Segen des Vaters. „Meine Confession hindert mich nicht," fuhr Werner fort, „Ihre Tochter hoch zu halten, sie zu lieben immerdar und ihr in meinem Herzen und meinem freien Vaterland eine neue Heimath aufzubauen."

„Deinen Segen, Vater!" flehte Judith sich an die Brust Werner's werfend.

Mit sprachlosem Entsetzen hörte Isaak Wolf diese Worte und sah auf die Gruppe der beiden Liebenden. Dann aber verweigerte er kurz und bestimmt und rasch seine Einwilligung zur Heirath. Da halfen keine Vorstellungen, kein Bitten, kein Flehen

mehr. Werner mußte die Judenwohnung verlassen, und hinter ihm schloß sich schmetternd die Thüre des Hauses, das sich jetzt zu einem Gefängniß für die arme Judith umwandeln sollte.

Welche häusliche Scenen nun zwischen Vater und Tochter aufgeführt wurden, kann man sich vorstellen. Zwischen der Religion seiner Väter und dem den Christen abgenommenen Gelde bewegte sich all sein Empfinden und Denken; darauf sollte auch die Zukunft der Seinen begründet, für rechtgläubige, reiche Bankiersöhne von Frankfurt oder Hamburg sollten seine Töchter als Frauen bestimmt werden. Und nun kam ein ganz unbekannter junger Mann, ein Christ, ohne Geld und Gut, um die Pläne des Vaters, die so unzerstörbar sein sollten als das Gesetz Mosis, zu vereiteln. Das war zu stark!

„Sie werden Vater und Mutter verlassen," steht im neuen Testament. Diese überwindende Wahrheit sollte auch die Tochter des alten Bundes an sich erfahren. Die Thüre in dem Judenhaus der Universitätsstadt war nicht fest geschlossen genug, daß nicht zwischen den Liebenden, wie von unsichtbarer Engelhand getragen, Botschaft hin- und herflog. Es stand für sie fest, daß Isaak Wolf nimmermehr in ihre Heirath einwilligen werde. Christian Werner beredete die Geliebte zur Flucht. Nach schmerzlichem Ringen zwischen Pflicht und Liebe entschloß sie sich endlich dazu.

In einer stürmischen Februarnacht verließen sie per Extrapost die Universitätsstadt. Weinend schmiegte sich Judith in dem Postwagen an den Geliebten, der die Größe des Opfers wohl zu würdigen wußte, das sie ihm brachte, und daher unablässig bemüht war, ihr das Manna des Trostes und der Beruhigung zu spenden; es gehe ja in das „gelobte Land" der Liebe und Freiheit,

und er werde stets bestrebt sein, ihr Alles zu ersetzen, was sie verloren, versicherte er. — Erst nachdem sie einen so gewaltigen Vorsprung hatten, daß sie nicht mehr eingeholt werden konnten, schrieb Judith an Vater und Schwester und bat den erstern wegen ihrer Flucht inbrünstig um Verzeihung.

Isaak Wolf war darüber fast in Verzweiflung gerathen. „Allmächtiger Gott! wie konnte sie mir altem Mann das zu Leid thun!" rief er aus. Dann kam ihm ein rettender Gedanke. Er wollte nach der Schweiz reisen, Christian Werner als Entführer seiner Tochter anklagen und dann die Judith — denn dieses Recht werde ihm werden — wieder mit sich nach Hause nehmen.

Kaum waren die Fliehenden in jenem Lande, das zwar nicht buchstäblich von Milch und Honig fließt, wo aber beide in vorzüglich gutem und reichlichem Maße zum Morgenkaffee aufgetragen zu werden pflegen, angekommen, als auch Isaak Wolf mit einem Rechtsbeistande in dem Aufenthaltsorte von Christian Werner eintraf. Ohne sich erst nach Judith umzusehen, wandte er sich an die Gerichte, erhob Klage gegen den „Räuber" seines Kindes und machte seine väterlichen Rechte auf dasselbe geltend. Allein jetzt erklärte Judith, daß sie aus freien Stücken, in ruhiger Ueberlegung aller möglichen Folgen dem Geliebten gefolgt sei, mit dem sie sich verheirathen werde. — Man machte sie darauf aufmerksam, daß der Confessionsunterschied in der bestehenden Gestalt eine Heirath nicht gestatte. — Aber zwischen ihr und ihrem Bräutigam bestehe ja kein Confessionsunterschied, erklärte Judith; sie habe denselben Glauben wie er, und damit auch dem Buchstaben des Gesetzes Genüge gethan werde, nehme sie keinen Anstand, sich nach den hergebrachten Formen zu jener christlichen Confession zu be=

kennen, der Werner angehöre. Es sei das kein Confessionswechsel im gewöhnlichen Sinne des Worts. Sie lebe schon längst der Ueberzeugung, daß die Religion der Humanität aus dem christlichen Senfkorn erwachsen werde, das, man solle es nicht vergessen, auf jüdischem Boden aufgegangen sei.

Bei dieser Sachlage konnten die Gerichte Isaak Wolf nicht zu seinem vermeintlichen Rechte verhelfen. Eine Annäherung der Tochter wehrte er hartnäckig ab und kehrte, unversöhnt mit ihr, wieder nach Deutschland zurück. —

Zu ihrem Uebertritt zum Katholizismus bereitete sie jener Pfarrer vor, der ein so liebevoller Tröster von Christians Mutter, ein so vortrefflicher Rathgeber des Sohnes war. Einen bessern Religionslehrer hätte sie nicht finden können. Schon die erste Christenlehrstunde begann er mit dem Spruch des Angelus Silesius:

„Wird Christus tausendmal zu Bethlehem geboren,
Und nicht in Dir, Du bleibst noch ewiglich verloren.

Das Kreuz in Golgatha kann Dich nicht von dem Bösen,
Wo es auch nicht in Dir wird aufgericht, erlösen."

Diese Gedanken bildeten die Grundlage des Religionsunterrichts, den der Pfarrer der Jüdin ertheilte und die dafür ein wohlvorbereitetes Herz mitbrachte. Dann mußte er sie auch mit dem Aeußerlichen der katholischen Konfession bekannt machen, mit dem Kultus u. s. w., was aber — belehrte er — ohne den wahren religiösen Geist, mit dem es durchdrungen werden soll, noch keinen rechtfertigenden Werth habe. „Die Taufe macht Sie noch nicht zur Christin," sagte er u. A., „sondern nur Ihr reines Herz und Ihre gottgefällige Gesinnung. Viele Ungetaufte sind

ihrem Innern nach Christen, viele Getaufte aber Juden — solche Juden, für die der Messias noch nicht gekommen ist und die vergeblich auf ihn warten!“ —

Während sich unser Paar in der Stille auf den Ehestand vorbereitete, und in neu aufblühendem Frieden die Schweiz ihren innern Haushalt ordnete, war in Frankreich die Februarrevolution ausgebrochen und hatte ihre tosenden Wogen auch nach Deutschland gesendet. Im Elsaß und in einem Theil von Deutschland richtete sich die Wuth des Volkes auch gegen die Juden, die in schrecklicher Angst zum Theil in der Schweiz Schutz suchten. Die Bauern wollten bei einem Volk dafür Rache nehmen, daß es sich für seine soziale Hintansetzung durch wucherischen Schacherhandel seit Jahren bei ihnen entschädigte. Auch das Gewissen von Isaak Wolf fürchtete für sich und Sidonien, für Haus und Habe Gefahr, und der alte Mann, der mit Groll die Schweiz verlassen hatte, wandte sich nun plötzlich um Schutz flehend an Christian Werner. Er wurde von diesem aufs Freundlichste eingeladen, bei ihm, bei Judith sein Asyl zu nehmen. Unverweilt reiste er mit Sidonie nach der Schweiz. Es fügte sich, daß er gerade zur Hochzeitsfeier seiner Tochter dort eintraf. Von religiösen Differenzen war keine Rede mehr. Der Vater fand seinen Schwiegersohn in solid begründeten Verhältnissen, und nachdem das glückliche Paar christlich eingesegnet war, verweigerte Isaak Wolf auch nicht mehr seinen israelitischen Segen.

Am Hochzeitsmahle brachte der Religionslehrer Judith's, der katholische Pfarrer, einen Toast aus, worin er mit humoristischem Ernst daran erinnerte, daß es eigentlich eine wohlverdiente Strafe Gottes für Herr Werner sei, daß er wegen des bewußten Vergehens bei der K o m m u n i o n f e i e r in der Jesuitenkirche zu

Luzern an die Bundeslade eines liebenswürdigen Herzens in Deutschland gewiesen worden. Die Thräne, die er im Auge des Vaters der jungen Frau Werner wie in Regenbogenfarben schimmern sehe, möge die Versöhnung zwischen dem alten und neuen Bund, Friede und Eintracht zwischen allen Religionen bedeuten. Denn wir glauben ja All' an Einen Gott!

Die geprellten Eidgenossen.

An einem Juniabend zu Anfang der dreißiger Jahre saß im Gasthof zum Schlüssel in Liestal viel lustiges und aufgeregtes Volk. Die Sommerhitze war groß und der Durst der Basellandschäftler, die mit der reichen Stadt Basel in Fehde lagen, noch größer. Ehrenwerthe und solide Bürger, die sonst ihren Abendtrunk aus dem eigenen Keller heraufzuholen und denselben im Kreise ihrer Familie zu genießen pflegten, besuchten nun nicht selten schon am frühen Nachmittag zum Verdruß ihrer Frauen und keineswegs zum Vortheil ihres Berufs oder Geschäfts die Wirthshäuser des Städtchens, das sich vor ihrem geistigen Auge bald zur Hauptstadt des Kantons Baselland ausdehnen, das der Mittelpunkt eines reich gesegneten Landes, die beneidenswerthe Residenz sämmtlicher Kantonalbehörden werden sollte. Dieser hoffnungsvollen Aussicht konnte man allwöchentlich schon ein paar arbeitsvolle Nachmittage zum Opfer bringen, zumal es in dieser ereignißvollen Zeit für nützlich erscheinen mußte, in den Wirthshäusern das Neueste zu erfahren, dort Verabredungen auf mögliche Eventualitäten hin zu treffen und die patriotische Begeisterung in glühendem Fluß zu erhalten.

An jenem Juniabend nun gab's noch eine ganz besondere Veranlassung für die Männer Liestals, Läden und Werkstätten

zu schließen und sich hinter den zahlreichen Wirthstischen im Schlüssel zu postiren. Es war gerade Samstag; durch das untere Thor waren zwei Reiter in rasendem Galopp hereingesprengt gekommen und im Schlüssel abgestiegen. Ihre fürchterlichen Grasbogenhüte nicht minder als ihre faltenreichen Mäntel, bei denen eine über den Rücken herablaufende Nath die schweizerischen Landesfarben Roth und Weiß schroff trennte, sagten jedem Kinde schon, daß deren Inhaber irgend eine eidgenössische Mission zu erfüllen hatten. Ob sie in hohem Auftrage in den Falten ihrer Amtskleidung Krieg, ob sie Frieden darin bargen, ob sie Baselland die angestrebte Unabhängigkeit brachten, oder ob sie dasselbe wieder zur Rückkehr unter die baselstädtische Regierung bewegen, vielleicht mit Waffengewalt zwingen wollten — wer konnte das wissen? Die Neugierde, die sich an die beiden eidgenössischen Erscheinungen fesselte, war daher sehr groß, und massenweise strömten die Einwohner Liestals in den Schlüssel, wo offenbar die Würfel über ihre Zukunft fallen mußten.

Das schöne Rathhaus, das gegenwärtig am Nordende des Städtchens einen so freundlichen Eindruck macht, stand nämlich damals noch nicht. Die provisorische Regierung residirte mit ihrer Kanzlei in den oberen Etagen des Schlüssels. Auch für die Staatskasse waren noch keine besondern Räumlichkeiten vorhanden, für den Staatsschatz noch keine besondern Behältnisse nöthig. Derselbe hatte patriarchalischer Weise noch Raum genug in einer Schweinsblase, worin er denn auch in der That aufbewahrt wurde — in dem Sitzungszimmer der provisorischen Regierung. Ueberhaupt konnte sich die letztere um diese Zeit weder auf die Macht ihrer Finanzen stützen, noch war sie jener nicht minder wichtigen Macht, die man heute die sechste Großmacht nennt, so

recht sicher. Vielmehr hingen noch zahlreiche Landgemeinden ausgesprochenermaßen fest an Basel, und war man namentlich in Betreff des wohlhabenden Theils der basellandschaftlichen Bevölkerung nicht klar, ob derselbe für die Unabhängigkeit von Baselstadt auch einstehen werde oder nicht. Diejenigen, die nichts zu verlieren oder ihr Hab' und Gut basel'schen Creditoren verpfändet hatten, waren auch in Baselland natürlich die größten revolutionären Schreier. Allein daß deren moralisches Gewicht nicht besonders schwer in die Wagschaale fiel, lag auf der Hand, und sollte zwischen Baselstadt und Baselland das Schwert entscheiden, so hatte die provisorische Regierung von letzterm wenig Aussicht auf den Sieg, wenn sie sich einzig und allein auf ein Heer stützen mußte, das mit demjenigen, welches der edle Fallstaff in das Feld geführt, die frappanteste Aehnlichkeit hatte.

Es lag ihr daher vor allen Dingen daran, den soliden, wohlhabenden Theil der Landbevölkerung für die Sache der Unabhängigkeit zu gewinnen. Allein bekanntlich ist dieser Theil, hier meistens aus Bauern bestehend, ein sehr schwerfälliger, neuen Ideen wenig zugänglich, vollständig taub gegen alle abstrakten Theorien, nur auf den unmittelbaren Nutzen bedacht, stets nur durch eine sichtbare, handgreifliche Beweisführung zu überzeugen. Die Fortschrittsmänner in Baselland wollten im Grunde nichts weiter, als was die meisten Schweizerkantone, zum größten Theil auf friedlichem Wege, damals bereits errungen hatten: Rechtsgleichheit. Aber was ist Rechtsgleichheit? Was trägt sie ein? Und wenn ich in der Schlacht ein Bein verliere, kann sie es wieder anheilen?

So räsonnirten, ähnlich wie der kluge Fallstaff, die wohlhabenden Basellandschäftler, die nur in der Beibehaltung der

alten Ordnung der Dinge eine Garantie für die Sicherheit ihres Besitzes fanden und konservativ zur baselschen Regierungsautorität hielten, unbekümmert darum, ob dieselbe den Anforderungen einer neuen Zeit Rechnung trage oder nicht.

Höher noch als die Autorität der alten Kantonalregierung stand aber in ihren Augen die Autorität der eidgenössischen Regierung, des Vororts — und am Gängelbande dieses Autoritätsglaubens wurden die besitzenden konservativen Basellandschäftler, ohne den geringsten Terrorismus, sanft in das Lager der Revolution, der Empörer gegen die bestehende Ordnung der Dinge hinübergeführt.

Den Hader zwischen Baselstadt und Baselland zu schlichten und dem Unglück eines Bürgerkriegs vorzubeugen, hatte nämlich die fürsichtige Tagsatzung zwei eidgenössische Kommissäre mit umfassenden Vollmachten nach Basel entsandt, welche die Klagen der Basellandschäftler, die vorgeschützten Rechte von Baselstadt anhören und prüfen sollten. Die ganze Rechtsfrage war aber eine jener harten Nüsse, wie sie am Baume der Geschichte mit jedem neuen Jahresring, den er treibt, immer wieder wachsen und an denen dennoch, wenn sie ihnen auch reif in den Schooß fallen, so manche Gelehrte sich schon die Zähne ausgebissen haben. Baselstadt hatte, indem es auf althergebrachte Weise über die Landschaft herrschen wollte, unzweifelhaft das historische Recht für sich; Baselland aber, indem es Rechtsgleichheit, wie sie die übrigen Eidgenossen größtentheils bereits besaßen, verlangte, berief sich auf das höhere Recht der fortschreitenden Zeit. Allein die Ausgleichung dieser beiden Forderungen schien ebenso wenig möglich zu sein, als in der Geschichte der Mode der sprichwörtlich gewordene Baslerzopf „des Zopfthums neueste Phase,“ nämlich den

Schnurrbart unter der Nase, wie ihn die jungen Häupter der provisorischen Regierung von Baselland trugen, als gleichberechtigte Zierde des männlichen Hauptes anerkennen wollte. Trotz der Intervention der eidgenössischen Kommissäre wurde doch der Casus immer bedenklicher, und immer schwieriger wurde es, eine fleißige Landbevölkerung mit Herz und Hand für die Sache der Rechtsgleichheit, der Unabhängigkeit, der „Revolution" zu gewinnen.

„Halt," sagte der provisorische Regierungsrath v. B. zu dem provisorischen Regierungspräsidenten G., „jetzt weiß ich Rath; auf den nächsten Sonntag laden wir die gesammte basellandschaftliche Bevölkerung im Namen der eidgenössischen Kommissäre zu einer Volksversammlung auf die Pratteler Wiese ein; Du wirst sehen, das zieht."

„Aber wir dürfen doch die Namen der eidgenössischen Kommissäre nicht mißbrauchen, das geht in keinem Falle an."

„Freilich geht's — in diesem außerordentlichen Falle, dafür laß' nur mich sorgen."

„Meinetwegen — aber —"

„Nichts aber!"

Herr v. B. war ein schlauer, listiger Kopf, der zuweilen die krummen Wege für näher zum Ziele führend erachtete, als die geraden, während sein Freund G. ohne die höchste Noth den gesetzlichen Boden nicht verlassen, zu zweideutigen Mitteln nicht seine Zuflucht nehmen wollte.

Herr v. B. verfaßte nun eine Proklamation an die basellandschaftliche Bevölkerung, worin diese zu einer Volksversammlung auf die große Wiese bei Pratteln auf nächsten Sonntag eingeladen wurde. „Wir hoffen zuversichtlich" — hieß es in der-

selben, — „daß an diesem Tage, der über unser und unserer Kinder Geschick entscheiden soll, Keiner zu Hause bleiben wird, der es mit dem gemeinen Besten gut meint. Es handelt sich in dieser schweren Zeit um die von unsern Vätern errungenen Freiheiten. Die ganze Eidgenossenschaft blickt erwartungsvoll auf Euch; die oberste Behörde der Schweiz hat eidgenössische Kommissäre hieher gesendet, die am nächsten Sonntag vernehmen wollen, ob ihr das Erbe Eurer Väter sträflich preisgeben, oder Euch zeigen wollt, wie es freien, aufrecht stehenden Männern geziemt, die für ihre heiligen Rechte Gut und Blut einsetzen — Einer für Alle und Alle für Einen!

„Indem wir uns und Euch Alle in den Schutz des Allmächtigen empfehlen, der stets der guten Sache zum Sieg verhilft, sprechen wir wiederholt die zuversichtliche Hoffnung aus, daß Ihr Alle, die Ihr Euch Basellandschäftler nennt, am nächsten Sonntag ohne Fehl auf der Pratteler Wiese erscheinen werdet. Noch einmal: die ganze Eidgenossenschaft blickt auf Euch; die hohen eidgenössischen Kommissäre möchten am nächsten Sonntag von Euch Allen wissen, ob Ihr freie Männer oder Sklaven werden wollt, ob sie Euch von nun an als Brüder begrüßen dürfen oder als Fremdlingen die Thüre weisen sollen."

Diese Proklamation, die als unzweideutig im Auftrage der eidgenössischen Kommissäre verfaßt zu sein scheinen sollte, wurde massenhaft unter dem Landvolk verbreitet. Die beabsichtigte Wirkung konnte nicht ausbleiben: warum sollte nicht Alles an einer Versammlung Theil nehmen, die einen so durchaus gesetzlichen Charakter hatte und im Grunde von den Organen der höchsten schweizerischen Behörden angeordnet war? Ja gewiß, auch der treueste Anhänger der Basler Regierung durfte ohne

Furcht hingehen auf den schönen Wiesenplan von Pratteln, um da unter dem Schutze der neutralen Flagge eidgenössischer Vermittlung zu vernehmen, wo er den Anker seines zukünftigen politischen Daseins auszuwerfen habe.

Eine solche Proklamation nun fand leider ihren Weg auch in die Kanzlei der eidgenössischen Kommissäre, die in Basel residirten. Sie trauten ihren Augen kaum: verblüfft sahen sie sich zuerst sprachlos an, bis der Eine mit dem ganzen diplomatischen Gewicht gerechtester Entrüstung in die Worte ausbrach: „'s ist doch schändlich, welches Spiel die Kerle in Liestal mit Gesetz und Behörden treiben. Es ist ihnen auch gar nichts mehr heilig!"

„Ja — was nun thun?" fragte der College.

„Wir senden den Liestalern ein paar Bataillone Kriegsbesatzung; sie sollen wissen, daß in der Schweiz doch noch Jemand zu befehlen hat."

„Das wäre schon recht; allein heute ist bereits Samstag und morgen soll die Volksversammlung in Pratteln stattfinden; vor einigen Tagen können die Truppen nicht marschiren und inzwischen dreht uns die gesammte basellandschaftliche Bevölkerung auf der Pratteler Wiese eine Nase. Es bleibt uns nichts mehr übrig, als eine Gegenproklamation zu erlassen, worin wir gegen den sträflichen Mißbrauch unsrer Namen und Autorität protestiren, und dieselbe heute noch durch unsere Waibel in alle Gemeinden von Baselland zu versenden. Zugleich müssen wir in einem energischen Schreiben die provisorische Regierung von Baselland zur Verantwortung auffordern."

Das schien in Anbetracht der vorgerückten Zeit noch das einzige Mittel, der eidgenössischen Autorität Achtung zu verschaffen. In aller Eile wurde nun sowohl das Schreiben an die

provisorische Regierung von Baselland sowie die Gegenproklamation entworfen und die letztere in mehreren tausend Exemplaren gedruckt — beide in musterhaft grobem, alle diplomatische Courtoisie radikal bei Seite setzendem Lapidarstyl.

Und die beiden Waibel, das Exekutionspersonal der beiden Kommissäre, mußten nun schnell ihre Pferde satteln und, mit den Insignien ihres Amtes angethan: den schon genannten großen Hüten, anzusehen wie die Hälfte des Bodens eines fünfeimerigen Fasses, und den umfangreichen, zweifarbigen Mänteln — spornstreichs mit dem Schreiben an die provisorische Regierung von Baselland und den Gegenproklamationen nach Liestal sprengen.

Wir wissen, wie neugierig sie dort von dem Volke empfangen wurden. Im Audienzzimmer des Regierungspräsidenten, im Schlüssel, gaben sie ihr zwar kurzes, aber doch inhaltreiches Schreiben ab. Präsident G. durchlas dasselbe mit einem Gefühle, das ihm fast Bauchgrimmen verursachte. „Es muß da ein Mißverständniß obwalten," erwiederte er den beiden Waibeln halbgefaßt; „doch gehöre es nicht in sein, des Präsidenten Ressort, die Sache zu untersuchen; sie möchten sich an Herrn Regierungsrath v. B. wenden, der das Departement der Polizei verwalte."

Die beiden Waibel entfernten sich mit respektvollen Bücklingen.

Als der Polizeichef v. B. im anstoßenden Zimmer dasselbe Schreiben gelesen hatte, sagte er schnell gefaßt: „Das ist Betrug, reiner Betrug; irgend ein Feind der guten Sache hat die provisorische Regierung in Verlegenheit bringen wollen; der soll aber der verdienten Strafe nicht entgehen. Wir werden sogleich die strengste Untersuchung anstellen. Gehen Sie indeß, meine Herren, in die Gaststube und lassen Sie sich Speise und Getränke geben;

inzwischen wollen wir an die hohen eidgenössischen Kommissäre schreiben, damit Ihr sie heute noch beruhigen könnt."

„Wir müssen aber zuerst noch die Gegenproklamationen im Lande verbreiten," erwiederten die Waibel.

„Ganz recht!" sagte Herr v. B., als er ein Exemplar derselben gelesen hatte. „Die provisorische Regierung wird Euch noch ein besonderes Beglaubigungsschreiben einhändigen, da es sonst ganz leicht geschehen könnte, daß unser mißtrauisches Volk die Gegenproklamation gar nicht berücksichtigen würde."

Ein solcher Bescheid gereichte den beiden gewissenhaften eidgenössischen Beamten zu großer Beruhigung, und trefflich schmeckte ihnen daher in der Gaststube das zubereitete Essen und der im ganzen Lande berühmte Rothwein von Maisprach.

Herr v. B. und G. hielten nun in dem improvisirten Sitzungszimmer der Regierung eine Conferenz. Dem Letztern war es augenscheinlich nicht wohl bei der Sache; Herr v. B. entwirrte aber mit schnell entschlossener Hand eine Masche des Netzes nach der andern, in welches sich die ohnehin noch auf so schwachen Füßen stehende provisorische Regierung von Baselland verstrickt hatte.

Einige dienende Geister, angehende Polizeigenies, wurden in das Sitzungszimmer beschieden und mit den erforderlichen Weisungen in die ganze Angelegenheit eingeweiht. Ein Schreiben an die eidgenössischen Kommissäre drückte das „unendliche Bedauern" der provisorischen Regierung in Betreff der bewußten Proklamation, „das wohlberechnete Werk eines Bösewichts, ohne Zweifel eines Anhängers der Baslerregierung," in wohlgesetzten Worten aus; es sei offenbar, daß mit dieser lügenhaften Proklamation nichts anders bezweckt werde, als die Regierung von

Baselland bei gemeiner Eidgenossenschaft um Ansehen und Ehre zu bringen und damit zugleich den gerechten Forderungen des basellandschaftlichen Volkes selbst bei seinen Freunden einen Riegel vorzuschieben. Dem oder den Urhebern des Machwerks sei aber das wachsame Auge der Polizei bereits auf der Spur und seien die sämmtlichen verfügbaren Polizeidiener bereits auf geeignete Weise in Bewegung gesetzt.

Das war nun beides freilich richtig: die provisorische Regierung kannte den „Bösewicht" natürlich am allerbesten, und daß sie ihre Diener auf geeignete Weise in Bewegung gesetzt hatte, war in der Gaststube zum Schlüssel leicht wahrzunehmen.

Einige zuthunliche Bursche hatten sich nämlich dort in die Nähe der Waibel gesetzt, die sich angelegentlich um die Zustände des Landes bekümmerten. Mit jeder neuen Flasche, welche die Kellnerin brachte, wurde die Unterhaltung kordialer, und bald erwies sich der Maispracher Rothwein für stärker als der Vorsatz der beiden Beamten, über den Zweck ihrer Mission gebührendes Stillschweigen zu beobachten. Sie machten um so weniger Hehl daraus, daß sie diesen Abend noch eine Gegenproklamation in den Landgemeinden zu verbreiten hätten, als ihnen ja aus offiziellem Munde mitgetheilt worden war, daß sicherlich nur Feinde der basellandschaftlichen Unabhängigkeit jene verrätherische Proklamation unter das Volk geschleudert, die wie Hagelschloßen in die aufkeimende Freiheitssaat des Landes gefallen sein müsse.

Der Abend war schon ziemlich vorgerückt, als sie bei der Regierung anfragen ließen, ob die Schreiben fertig wären, mit denen sie sich eine bereitwillige Aufnahme unter dem Volke versichern und ihren hohen Vorgesetzten Aufklärung in der Sache bringen zu können hofften. Es daure nur noch eine kleine Stunde,

lautete die Antwort. Die kleine Stunde dehnte sich aber ungebürlich lange aus, ohne daß dies indeß den beiden Waibeln so vorkam. Mit ihren großen Hüten und faltigen Mänteln hatten sie längst auch schon ihre amtliche Haltung abgelegt und in der gastlichen Stube saßen sie da „Eidgenossen unter Eidgenossen, Brüder unter Brüdern.“ Wie es überhaupt mit ihrer Haltung aussah, bemerkte mit spitzbübischem Lächeln ihre Gesellschaft am besten, wenn bald der Eine, bald der Andere einer unnennbaren Angelegenheit wegen die Wirthsstube verlassen mußte. „Heiland — die haben Zöpfe!“ flüsterten sich die Liestaler Insassen des Schlüssel zu. „Sie haben aber dieselben nicht von Basel, der Zopfstadt, mitgebracht,“ meinte Einer. „O nein, die sind ihnen erst diesen Abend hier gewachsen, der „Maisprацher“ hat sie ihnen gewunden,“ lachte ein Anderer.

In das Regierungszimmer gelangte nun der Rapport, daß die beiden Waibel gehörig „eingeölt“ seien; man könne sie nun ihres Weges ziehen lassen — weit kämen sie jedenfalls nicht!

Der Rathsdiener händigte ihnen mit heuchlerischem Respekt die Schreiben der provisorischen Regierung ein, die sie sorgfältig zu sich nahmen und allen Aufforderungen zum Trotz nicht sehen lassen wollten. Mit Mühe suchten sie sich reisefertig zu machen; es war schon dunkle Nacht geworden. An einem benachbarten Tische erzählte man von Mord und Todtschlag, der jüngst wieder im obern Baselbiet begangen worden sei. „Was? ist denn bei Euch Weg und Steg nicht mehr sicher?“ fragten entsetzt die marschbereiten eidgenössischen Beamten. „Ha, das nicht; so gefährlich ist's nicht,“ beruhigten ihre Gesellschafter, „aber“ — setzten sie bedeutungsvoll hinzu — „die Nacht ist Niemandes Freund, am wenigsten in so unruhigen Zeiten, wie wir sie haben.“

Die Nacht ist Niemandes Freund! Diese große Wahrheit hatten die beiden Waibel schon oft gehört, aber noch nie so zu Herzen genommen wie heute. „Allerdings ist die Nacht Niemandes Freund,“ wiederholten sie. „Wie wär's, wenn wir erst Morgen in die Landgemeinden reiten würden?“ — „Natürlich!“ — antworteten mehrere Stimmen, die theilnehmendste Besorgniß heuchelnd. „Wie weit Ihr heute Nacht auch noch reiten möget, vor Morgen könnt Ihr doch nichts mehr ausrichten, und am Morgen ist's früh Tag, um zwei Uhr schon; bis zum Morgentrinken könnt Ihr die ganze Landschaft durchreiten.“

Dieses Wort war eine große Beruhigung für die beiden pflichtgetreuen Waibel.

„Wür chönte no ee Mooß Maispr — acher trinke,“ stotterte der Eine.

„Lisette, no ee Mooß Maispracher!“ bestellten die Liestaler Eidgenossen.

Bevor die Maas noch ausgetrunken war, schwankten die auftragbeschwerten eidgenössischen Beamten in ihre Schlafzimmer, nachdem sie den Hausknecht beordert, sie mit dem Frühesten zu wecken und die Pferde bereit zu halten. Ein schwerer Schlaf schloß bald ihre Augen, während in der Gaststube noch lange das schadenfroheste Lachen die Räume erfüllte. —

Ueber die wogenden Kornfelder, über die grünen Buchenwälder von Baselland war ein prächtiger Sonntagsmorgen heraufgestiegen. Gegen die sonstige Gewohnheit eines Volkes, das sechs Tage in der Woche sich schwerer Arbeit unterziehen muß, war an diesem Ruhetag schon Alles am frühen Morgen auf den Beinen. In vielen Dörfern wurde heute auch der Gottesdienst früher abgehalten als an andern Sonntagen, denn Niemand wollte

zu spät zu der großen Volksversammlung nach Pratteln kommen, die Nachmittag um ein Uhr beginnen sollte. Schon am Samstag war nämlich die Proklamation, die zu derselben einlud, überall im Lande verbreitet worden. An keiner Kirchthüre, an keinem Gemeinde- oder Schulhaus, an keiner Nachtwächterwohnung fehlte sie; in allen Schenken und Gasthäusern lag sie in mehreren Exemplaren auf den Tischen umher und war am Samstag schon von männiglich gelesen worden. Eine solche Volksversammlung, wie die angekündete, abgehalten unter dem Vorsitz der eidgenössischen Kommissäre, unter der Assistenz der eidgenössischen Waibel in bunter Amtstracht, mußte namentlich der Jugend als ein noch nie erlebter festlicher Anlaß erscheinen. Die Männer, von denen der Eine und Andere schon einer Landesgemeinde in den Urkantonen beigewohnt hatten, erwarteten, ein ähnliches Schauspiel auf der großen Wiese bei Pratteln zu genießen, bei dem natürlich das mächtige zweischneidige Schwert der Gerechtigkeit in der Hand des Vorsitzenden nicht fehlen werde. Streng konservative Naturen sowie die bedächtigen Alten munterten sich gegenseitig zur Theilnahme an der von der hohen Eidgenossenschaft anbefohlenen Versammlung auf. Daß man auch die theuern Ehehälften mitnehmen wollte, und daß sich die schaulustigen Mädchen nicht davon hätten abhalten lassen, das versteht sich wohl von selbst. So hatten sich denn alle Straßen, die nach Pratteln führten, schon vom frühen Vormittag an mit zahlreichem Volk aller Klassen und jeden Alters belebt. Da zog's her aus dem Waldenburger- und Homburgerthal, aus dem Birseck und von den Bergen herab, und selbst das „Fünfliberthal," so genannt, weil es von Basel mit Fünffrankenthalern gegen die neue Regierung von Baselland aufgewiegelt worden sei, war unter den Zuströmenden über alles Erwarten

stark vertreten. Viele Gemeinden waren mit rothen und weißen Fahnen — der eidgenössischen sowohl als der von der neuen Regierung adoptirten Landesfarbe, im Gegensatz zu der schwarz-weißen Baslerfarbe — ausgezogen; gleichfarbige Kokarden entdeckte man nicht selten an den Hüten und Mützen der Männer und Jünglinge; da und dort begegnete man einer Schaar munterer Sänger, deren Programm gewöhnlich aus neu gedichteten Volksliedern gegen die Baselstädter gewählt war. Das bekannteste derselben schloß mit dem bezeichnenden Refrain:

„Kupferne Nasen,
Alte Frau Basen,
Alles das schaut."

Durch die wallende Menge rasselte von Zeit zu Zeit ein Bernerwägeli, auf dem ein freundlich grüßender Bauer mit kugelrunder Gemahlin nebst zwei oder drei hoffnungsvollen Stützen ihres Alters saßen. An diesem „Tag des Herrn," da sonst „über allen Wipfeln Ruhe" ist, glich Basellandschaft einem bewegten Ameisenhaufen oder einem schwärmenden Bienenstock, der sich einen neuen Honigstaat der Zukunft gründen will.

Allein früher noch als das bassellandschaftliche Volk hatten sich heute die beiden eidgenössischen Waibel auf die Beine oder vielmehr auf ihre Pferde gemacht. Das Aufstehen kam ihnen zwar sauer genug an, da ihre Glieder außerordentlich schwer waren; auch hatte sie der Hausknecht gegen sein Versprechen nicht geweckt; doch ein eidgenössisches Pflichtbewußtsein, ein amtliches Gewissen sind unter allen Umständen ein präciserer Wecker, als der zuverlässigste Hausknecht. So saßen sie denn, als kaum die ersten Sonnenstrahlen den Knopf des hohen Kirchthurms von Liestal vergoldeten, schon auf ihren Pferden, nachdem sie die Anti=

proklamationen und das Schreiben der provisorischen Regierung in den Mantelsäcken wohl verwahrt hatten. In munterm Trab ging's zum obern Thor Liestals hinaus, hinaus in die grünende, blühende Landschaft. Links und rechts an der noch menschenleeren Straße nickten hochaufgeschossene Roggenhalme den seltsamen Erscheinungen einen freundlichen Morgengruß zu. Bald kam frisch abgemähtes Wiesengelände, auf dem zahlreiche Heuhaufen aufgethürmt waren — anzusehen wie graue Zelte eines Lagers. Ist hier wirklich ein Lager? Sieh, es regt und bewegt sich; vermummte Gestalten eilen der Straße zu, auf die Reiter zu, fallen schweigend den Pferden in die Zügel, nöthigen die waffenlosen Reiter zum Absteigen, zum Auspacken der Mantelsäcke. Vergeblich weisen diese auf ihre eidgenössischen Abzeichen hin; vergeblich erklären sie der vermeintlichen Räuberbande, sie hätten kein Geld und keine Kostbarkeiten; vergeblich schreien sie in fürchterlicher Angst: „Hülfe! Hülfe!" — Es kam Niemand zu Hülfe und blutenden Herzens mußten die beiden eidgenössischen Waibel zusehen, wie die unerbittliche, herzlose Schaar der Vermummten ihre Mantelsäcke leerte, die tausend und aber tausend Gegenproklamationen nebst dem Schreiben der provisorischen Regierung in zehn- und aber zehntausend Stücke sorgfältigst zerriß! Und als das Werk der Zerstörung vollendet war, sagte einer der Vermummten mit krächzend verstellter Stimme: „So, jetzt reitet, wohin ihr wollt, es soll euch kein Haar gekrümmt werden; adjeu!" Sprachs und die Vermummten verschwanden wieder zwischen den Heuhaufen. —

Von dem Unerhörten war das Unerhörteste geschehen: die gewaltigen Grasbogenhüte und die faltigen Mäntel hatten die Beamten einer hohen eidgenössischen Behörde nicht vor einem

räuberischen Straßenanfall am frühen hellen Tage schützen können; das europäische Völkerrecht war aus Rand und Band, aus allen Fugen gewichen. Entsetzt über die Freventhat und zitternd an allen Gliedern bestiegen die unglückseligen Waibel ihre umgewendeten Pferde und sprengten in das kaum erst verlassene Liestal zurück. Im Schlüssel waren noch alle Läden geschlossen wie die müden Augenlider seiner Einwohner. Erst nach mehrmaligem, verzweifeltem Schellen wurde die Hausthüre geöffnet; erst nach längerem Warten gelang es den beiden Waibeln, eine Audienz bei der provisorischen Regierung zu erlangen. Nachdem sie ihren Rapport über den gräulichen Vorfall erstattet hatten, gab sich Herr v. B. alle erdenkliche Mühe, sein spiegelglattes Gesicht in die ernsthaftesten Falten staatsmännischer Entrüstung zu legen. Er that, als wollte er den Glockenzug herunterreißen. Dem herbeigeeilten Diener gab er den Auftrag, sogleich alle aufzutreibende Polizeimannschaft herbeizubeordern. Und als etwa ihrer zehn erschienen, sandte er sie wohlbewaffnet nach der Richtung, wo das völkerrechtswidrige Attentat stattgehabt, aus, in der bestimmt ausgesprochenen Erwartung, daß die vermummte Bande schon nach einigen Stunden sammt und sonders gefesselt eingebracht sein werde.

Zu etwelcher Herzenserleichterung der beiden Waibel gab er denselben ein Schreiben an die eidgenössischen Kommissäre in Basel mit, worin der Vorfall, natürlich „zum unendlichen Bedauern" der provisorischen Regierung, kurz erzählt und die obige Erwartung mit einer Sicherheit ausgesprochen war, als reiche Arm und Auge der provisorischen Polizei der provisorischen Regierung von Baselland in die verborgensten Schlupfwinkel aller Räuber und Straßenlungerer. „Getreue, liebe Eidgenossen!"

schloß das Schreiben, „die provisorische Regierung von Baselland wird Euch allernächstens durch die That beweisen, daß sie jene Würde und jenes Ansehen zu behaupten versteht, das man ihr von gewisser Seite so gerne streitig machen möchte. Indem wir Euch und uns in den Schutz des Allmächtigen empfehlen, verharren wir“ ꝛc.

Es war das so eine Art von gelbem Abschied, den man den eidgenössischen Waibeln mit nach Basel gab. Da sie in Liestal nichts mehr zu suchen hatten, kehrten sie von ihrer verunglückten Mission ungesäumt, in etwas kleinlauter Stimmung, wieder dorthin zurück. „Ob sie vielleicht geweint?“ — man weiß es nicht! —

Als sie fort waren, stürzte von B., vergnügt sich die Hände reibend, in das Zimmer von Präsident G. und rief ihm lachend zu:

„So, ich habe nun meine Aufgabe gelöst; jetzt kommt's an Dich, lös' Du nun die Deinige.“

Präsident G. war die Seele der basellandschaftlichen Bewegung. Weit entfernt, eine Demagogennatur zu sein, war er ein ehrlicher Freund des Volkes, mit einem warmen Herzen für dessen Wohl und mit klarer Einsicht in die Bedürfnisse einer Neugestaltung des staatlichen Lebens. Das ganze Wesen des Mannes begünstigte ein hübsches Aeußere, und eine klare und warme Gabe der Beredtsamkeit eignete ihn zu einem vortrefflichen Volksführer.

Es kam nun darauf an, auch heute diese Gabe wieder zu bewähren. Die List, mit welcher Herr v. B. das gesammte basellandschaftliche Volk auf der Wiese von Pratteln zu versammeln suchte, ist gelungen. Während die Waibel unverrichteter Dinge nach Basel traben, sehen wir das Volk aus allen Thälern, von allen Bergen nach Pratteln strömen. Und der Tag, wie wunderschön! Die Stimmung der Wanderer, wie freudig gehoben, wie

erwartungsvoll bewegt! Wer es verstände, so recht vom Herzen zu reden von Allem, was dem Volke noth thut, was seine Zukunft glücklich macht auf dem Grund einer sittlich-freien Staatsordnung — gewiß, dessen Wort findet heute auf dem Pratteler Wiesenplan empfängnißreiche Herzen, froh erschlossen allem Guten, wie die Rosen, die heute so duftig in den Gärten blühen.

Schon um zwölf Uhr stand dort Alles Kopf an Kopf, eine fast unübersehbare Menschenmenge; immer neue Schaaren strömten noch von allen Seiten herzu; Niemand hätte geglaubt, daß Baselland eine solche Menschenmenge aufzuweisen habe; gewiß, kein Haus landauf und landab, das nicht sein Contingent zu dieser Volksversammlung geliefert hatte. Ein merkwürdiges Gesumme, ein Tosen, fast wie das Rauschen des Meeres, erfüllte die Luft.

Jetzt entstand unter der Menge eine Bewegung; Alles richtete seine Blicke auf die mit Grün und den eidgenössischen Farben geschmückte Rednerbühne. Kopf hob sich über Kopf. Mütter und Väter nahmen ihre Kinder auf die Arme, damit ihnen von dem Schauspiel nichts entgehe.

Es hatte Ein Uhr geschlagen; die Mitglieder der provisorischen Regierung von Baselland waren auf der Rednerbühne erschienen. Keinen Laut vernahm man von der Versammlung mehr; es war eine Stille eingetreten, daß man fast die Heimchen mochte zirpen hören.

Präsident G. ergriff nun mit weithinschallender, die große Volksmenge vollständig beherrschender Stimme das Wort. Einfach, aber kräftig setzte er den Zweck der Versammlung auseinander und zergliederte kurz die Streitpunkte zwischen Baselland und Baselstadt. „Man hat gesagt,“ fuhr er fort, „wir wollten, daß Alles radikal werde; ’s ist nicht wahr; — man hat gesagt, wir

wollten die Revolution; — 's ist nicht wahr; — man hat gesagt, wir wollten Neuerungen; — 's ist nicht wahr. Was wollen wir denn? Wir wollen nichts mehr und nichts weniger als unsere altverbrieften Rechte, wornach jeder aufrecht stehende Mann so viel zu sagen und zu bedeuten hat als der andere, wornach Keiner ein Vorrecht vor dem Andern hat und vor dem Gesetz Alle gleich sind. Das wollen wir und weiter nichts. Dieses unser altes Recht will man uns aber vorenthalten. Allein hier, auf diesem Pergament (der Redner zog nun ein mit einem großen Siegel behangenes Pergament hervor und wies es gegen die Versammlung hin) sind unsere alten Freiheiten feierlichst garantirt; hier seht Ihr die Unterschrift des Bürgermeisters von Basel, hier das rothe Siegel, und also lauten die Worte des Aktenstücks (der Redner verlas nun das durch seine Größe wie sein Alter imponirende Aktenstück und fuhr dann fort:) Wollt Ihr nun noch länger dulden, daß man Euch das Erbgut Eurer Väter vorenthalte, daß Euch Eure Mitbrüder in der gottgesegneten Schweiz mit Mitleiden ansehen und als Sklaven behandeln? Wollt Ihr, frage ich?"

Hier machte der Redner eine Pause; einige schüchterne Nein! Nein! ließen sich wie voreilig losgegangene Flintenschüsse in der Nähe der Rednerbühne vernehmen; dann ertönte eine fürchterliche, bis in die Sterne hinauf vernehmbare Salve von Nein! Nein! Nein! Nein! Nein!

„Wohlan denn," fuhr der Redner fort, „so frage ich Euch, wollt Ihr nicht ruhen, bis Ihr wieder im Besitz Eurer Rechte seid, derselben Rechte, deren alle andern Eidgenossen sich auch erfreuen, wollt Ihr nöthigenfalls Gut und Blut, Leib und Leben zur Erringung dieser Rechte wagen? Wollt Ihr?"

Die Frage hatte noch nicht ausgetönt, als sie schon wie ein zündender Funke in ein offenes Pulverfaß gefallen war, das in ein hunderttausendstimmiges Ja! Ja! Ja! Ja! Ja! explodirte, viel fürchterlicher noch die Luft erschütternd als das vorhin vernommene Nein.

„Nun denn," schloß der Redner, „so wollen wir unsern Vorsatz mit einem feierlichen Eide bekräftigen."

Er sprach sodann der Versammlung die Eidesformel vor; die Häupter entblößten sich, Alles hob die Rechte gen Himmel, und gemessen, würdig, wie dahinrauschender Orgelklang, ertönte es wie aus Einem Munde: „Wir geloben und schwören es, so wahr uns Gott helfe!" —

Eine großartigere, feierlichere, einhelligere Manifestation zu Gunsten der provisorischen Regierung von Baselland und ihrer Freiheitsbestrebungen läßt sich nicht denken. Von dem Augenblick an, als der tausendstimmige Eidschwur eines in seinem Kerne so braven Volkes in den Lüften verhallte, war Baselland für das unnachgiebige Basel verloren. Was das letztere auch begann, es gelang ihm nicht mehr, das alte Verhältniß zwischen Stadt und Landschaft aufrecht zu erhalten, und als es zuletzt in seiner Verblendung am 3. August 1833 mit Waffengewalt die Basellandschäftler zum Gehorsam zwingen wollte, erlitt es in der Nähe jener Wiese, auf welcher die Volksversammlung getagt hatte, eine blutige Niederlage. Baselland bildete von nun an von Basel getrennt einen selbstständigen Staat.

Wer weiß, ob es dahin gekommen wäre, wenn die provisorische Regierung von Liestal nicht die so eben erzählte List gegen die eidgenössischen Kommissäre angewendet hätte?

Leipzig
Druck von Giesecke & Devrient.

Die Menge hatte noch nicht ausgejubelt, [illegible] sie schon wie ein [illegible] in ein ernstes Schweigen gefallen war, [illegible] ein [illegible] Hut ab! Hut ab! [illegible] und Jedermann nach der Seite [illegible] als das vorher [illegible] Volk.

„Nun denn,“ schlug der Redner, „so wollen wir unsern Bund mit einem feierlichen Eide bekräftigen.“

Er sprach sodann der Versammlung die Eidesformel vor, die Häupter entblößten sich, Alles hob die Rechte gen Himmel und gewaltig, mächtig, mit [illegible] Begeisterung, erscholl es wie aus Einem Munde: „Wir geloben und schwören es, so wahr uns Gott helfe!“

Eine großartigere, feierlichere, einhelligere Manifestation im Grunde der provisorischen Regierung von Baselland und ihrer Freiheitsbestrebungen läßt sich nicht denken. Von dem Augenblick an, als der tausendstimmige Eidschwur eines in seinem Recht so braven Volkes in den Lüften verhallte, war Baselland für das [illegible] Basel verloren. Wie das letztere auch begann, es gelang ihm nicht mehr, das alte Verhältniß zwischen Stadt und Landschaft aufrecht zu erhalten, und als es zuletzt in seiner Verblendung am 3. August 1833 mit Waffengewalt die Landschäftler zum Gehorsam zwingen wollte, erlitt es in der Nähe jener Wiese, auf welcher die Volksversammlung getagt hatte, eine blutige Niederlage. Baselland bildete von nun an von Basel getrennt einen selbstständigen Staat.

Wer weiß, ob es dahin gekommen wäre, wenn die [illegible] Regierung von Basel nicht, wie ich eben erzählte, sich gegen die eidgenössischen [illegible] hätte?

[illegible]